Spr.
219 h

Thienen-Adlerflycht

In das Land voll Sonnenschein.

<36632689540011 S

<36632689540011

Bayer. Staatsbibliothek

24487.

In das Land voll Sonnenſchein.

Bilder aus Spanien

von

Karl Freiherrn von Thienen-Adlerflycht.

Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1861.

Ann.

Inhalt.

Die baskiſchen Provinzen.

		Seite
I.	Erſter Blick auf Spanien	3
II.	Fuenterrabia	6
III.	St. Juan de Lüz — die Grenze — Irun — Los Paſſages	10
IV.	Die Sprachen in Spanien	14
V.	San Sebaſtian	19
VI.	Fernando	24
VII.	San Ignacio de Loyola	28
VIII.	Ceſtona — Toloſa — die Fueros der Basken	33

Navarra.

I	Las dos Hermanas — Pan por los Chicos	41
II.	Ländlich, ſittlich	45

Seite

III. Pampeluna 47

IV. Der Dom 49

V. Die Kunſt und die Spuren der Geſchichte in den Kreuzgängen des Domes 52

VI. Die Straße über Tafalla und Olite auf den Ebro 67

VII. Der Dom von Tudela 72

VIII. Am Ebro 76

Aragon.

I. Der Ebrokanal 81

II. Die ſieben Infanten von Lara 84

III. Nueſtra Señora del Pilar zu Zaragoza . . . 89

IV. Der Dom von St. Seo 95

V. Das aragoniſche Hochland 98

VI. Die Pyrenäen 103

Catalonien.

I. Fraga — Lerida — Spaniſche Küche und Mäßigkeit 111

II. Tarragona 119

III. Der Dom 124

IV. Auf der Heerſtraße nach Barzelona 128

V. Barzelona im Ueberblick 133

VI. Barzelona: Burg, Dom, hängende Gärten . . 137

Seite

VII. Die alten Klöſter 142

VIII. Theater — Campos Elyſeos 145

IX. Montſerrat 148

X. Los Baños de la Puda 155

Valenzia.

I. Meerfahrt; Valenzia und ſeine Heiligen . . . 159

II. Der Cid und Valenzia nach ſeiner Zeit . . . 163

III. Valenzianiſche Trachten — der See von Albufera 169

IV. Alikante — der Palmenhain von Elche . . . 172

Die Pithyuſen und die Balearen.

I. Ueber's Meer 179

II. Palma de Mallorka 181

III. Die Mallorkiner — das Fest de la Conquiſta de los Moros 190

IV. Ritt um die Inſel — Campos — Manaco — die Grotten von Arta — Lluc — Inca . . . 204

V. An Bord des Jayme II. im Hafen von Ibiza . 227

Caſtilien.

I. Im Fluge durch Caſtilien 231

II. Ueber die traurigen landwirthſchaftlichen Zuſtände und deren Urſachen 233

Seite

III. Madrid 252

IV. Stiergefechte 256

V. Nach Aranjuez 261

VI. Toledo 263

VII. Rückreiſe und Abſchied von Spanien 297

Maitagarri, ein baskiſches Märchen 301

Die baskiſchen Provinzen.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Erster Blick auf Spanien.

Spanien? — fragte sich noch zweifelnd Muza*), den seine Siege aus Arabien über Afrika geführt hatten, als sein Berber-Rappe vor dem weißen Schaume des Meeres, das Carthago's alte Küsten bespült, zurückhielt und er sein Auge hinübersandte nach dem im blauen Meerduft ruhenden Gestade des vom Halbmond noch unerreichten Landes.

Julian begleitete ihn mit seinen Genossen, den finsteren Gothen-Grafen, welche voll Haß und Rach. ihren König verlassen. Denn König Rodrigo hatte Julian's schöne Tochter in seinem Schloß an des Tajo Strande betrogen.

„ Komme in das Reich ", sprachen sie zum stolzen Sara-

*) Unter Muza eroberten die Araber von Afrika aus im Jahr 711 die ganze pyrenäische Halbinsel, nachdem der letzte Gothenkönig Rodrigo in der dreitägigen Schlacht bei Xerez de la Frontéra oder am Guadalete gefallen war.

zenen, „das herrlich iſt wie Syrien und von Jemen's glücklichem Himmel überdacht wird; wo die Blumen Indiens dich umduften und dir die Früchte von Hogiaz reifen. In ſeinen Bergen findeſt du China's Goldgruben. Hundertfältig tragen dir die Felder, welche von günſtigem Regen befruchtet und von zahlloſen Flüſſen und Quellen bewäſſert werden. Und verlangſt du reiche Städte? Du findeſt ſie! Du findeſt die Rieſenwerke von Tarragona und Merida, damit dein Auge ſtaune, und den Königsſitz von Toledo, um dich darin zu ergötzen!“

Alſo ſprachen die Gothen-Grafen; ſo beſchreiben die arabiſchen Schriftſteller das damalige Spanien. Muza aber ſann eine Weile, bis er den Säbel, mit dem er Afrika erobert, kühn entſchloſſen aus der Scheide riß, mit ſeiner Spitze nach dem Geſtade jenſeits hinüberwies und ausrief: „Nach Spanien!“

Traun, es iſt immer ein begehrenswerthes Land geweſen! — Wie iſt es heute? — Das kennen zu lernen, ward mein lebendiger Wunſch, als mir ſein ſchönes Geſtade zum erſtenmale über dem Meere winkte. Es war im Biskayiſchen Meerbuſen, als ich bei Biarritz die Felſenzunge Atalaya betreten.

Willſt du mich in deinen Gedanken begleiten, der du dieſe Blätter in die Hand nahmſt? Zu deinen Füßen liegen in der Bucht ungeſtaltige Blöcke in tauſend For-

men, von der Brandung zerleckt und zerriſſen in unaufhörlich ſchäumendem Grimm, im ewigen Andrang der Wellen, welche um das hemmende Geſtein brauſen und toſen oder in breitem Schwall es überſtürzen, während in der Weite die See wie ein friedlicher Spiegel ausſieht. Blicke hinüber über das blaue Meer und du ſiehſt Spanien! In langen Reihen ziehen vor deinen Augen die Berge Guipuzcoa's, hinter den Küſtenzügen die inneren Berge immer duftiger hintereinander; von der Rhune, dem letzten Gipfel der Pyrenäen aus, auf welchen Frankreichs Marken gepflanzt ſind, bis zum Trokorone ziehen ſie und von deſſen breitem Haupte aus immer weiter und weiter und entfernen ſich immer mehr und mehr, bis ſich endlich die See und das Land im Dufte der Ferne vermiſchen.

„Fort nach Süden"! war mein Verlangen, „fort nach Spanien, in das Land voll Sonnenſchein"!

II.

Fuenterrabia.

Ein freundlicher Nachmittag lud uns ein und wir ſtiegen, eine kleine ſchauluſtige Geſellſchaft, auf flinke Pyrenäenpferde, um von Biarritz aus die ſpaniſche Gränze zu erreichen. Wir ritten durch das Land Labour, wie das Gebiet im Süden von Bayonne bis zur Bidaſſoa genannt wird. Zur Linken erhob ſich die Rhune, die letzte Pyrenäe; zur Rechten rauſchte das Meer, zwiſchen den Hügeln, an welchen die Straße auf- und abzieht, von Augenblick zu Augenblick ſichtbar. Lange ritten wir die Hügel bergan und bergunter, welche von Farrenkräutern und niederem Geſtrüpp bedeckt ſind. Da auf einmal auf der Höhe einer Biegung, ſtrahlte aus grünem Thalgrund ein breites Silberband uns entgegen, blendend im Widerſchein der Sonne, welche auf die Berge jenſeits fiel. Die Bidaſſoa war es, im Oſten aus geengtem Felſenbette hervortretend, im Weſten mit der Fluth des Meeres ſich miſchend, und jenſeits waren es die Berge des ſpaniſchen Baskenlandes.

Wir hatten bald das Ufer des Fluſſes erreicht, die

Pferde in Verwahrung gegeben und einen leichten Kahn bestiegen. Die Schiffer drückten ihr blaues Beret fester auf den Kopf, und fort ging es vom französischen Land auf die spanische Wasserseite, die Bidassoa hinab durch die hügelbegränzte Landschaft, welche ihr breites Thalbekken bildet. Nicht lange, so begegneten wir einem grünen Fleck mitten im Fluß, den Ueberresten jener immer mehr und mehr weggeschwemmten Fasaneninsel, wo vor zwei Jahrhunderten die Majestäten der beiden Reiche sich die Hand zu geben noch Platz fanden. Wir fuhren weiter. Schon glitt unser Kahn über die ausgedehnten Gewässer dahin, und zweifelhaft, ob uns zuletzt der Fluß oder die See getragen, stießen wir an's Land und betraten Spaniens Erde. Fuenterrabia winkte über uns auf dem Vorsprung des Cap Higuer, der nördlichsten Spitze der pyrenäischen Halbinsel.

Wie eine Warte des alten Reiches schauen noch stolz, wenn auch zerfallen, die massigen Mauern seiner Burg in's Meer hinein. In dieser Burg wohnte einst eine Fürstin, um welche der Schein der Erdenherrlichkeit wie um keine andere geleuchtet. Hier wohnte Juana, die Tochter Isabella's und Fernando's, welche Castilien und Aragon vereinigt und Granada erobert hatten, welchen Columbus einen neuen Erdtheil geschenkt hatte; hier wohnte Juana, die Erbin all dieser Macht, all dieses

Königsglanzes, der sich über zwei Welten ausbreitete, sie, die ihre Hand dem Sohne des Kaisers gegeben, dem schönen jugendlichen Philipp von Oesterreich. Was trieb sie in die Veste Fuenterrabia's, aus der Mitte des Glanzes in den äußersten Winkel ihrer Reiche? Wer bannte in diese entlegene Behausung der großen Isabella Tochter, die Mutter Karl's V.? — Das Uebermaaß der Schmerzen der Seele; Philipp von Oesterreich war todt, in der Blüthe seiner Jahre gestorben. Sie hatte ihn heiß geliebt, ihre ganze Seele hatte an ihm gehangen. Nun hatte der Schmerz die Kraft ihres Geistes gebrochen. Johanna la Loca hatte die Kronen der Welt abgeschüttelt und saß im Schlosse zu Fuenterrabia nur noch als ein Schatten ihrerselbst; sie war wahnsinnig. —

Das Schloß ist heute zerstört. Die Franzosen haben es im Anfang dieses Jahrhunderts zusammengeschossen und haben auch die übrige Stadt nicht geschont. Wir traten über eine verrostete Zugbrücke durch zwei altersschwarze Thore in ihre zerrissenen Mauern ein. Wir kamen in eine enge Straße und gingen zwischen hohen ehrwürdigen Häusern. Dieselben waren geziert mit manch reichem Wappen von Stein. Wir bewunderten die Meister, die in so edlen Verhältnissen bauten, und beneideten schon die Besitzer der geschmackvollen Gebäude — aber unser Auge fiel auf leere Fensterhöhlen. Ach! diese Häuser

ſind Paläſte geweſen; heute überwölben ihre Dächer mit Giebeln voll herrlichem Schnitzwerk nur noch Moderräume! Wohin iſt all dieſer verſchwundene Glanz gekommen?

Aus der Mitte der umſtehenden Häuſer ragt ſtolz empor auf einem kleinen Platze die Kirche von Fuenterrabia. Durch ein gothiſches Portal traten wir ein. Die Pracht, welche das äußere Gebäude ahnen läßt, deckt ſich hier auch noch im Innern auf, und goldene Geräthe, goldene Bilder, goldene Altäre prangen in den herrlichen Hallen.

Eine Stadt voll Ruinen und eine Kirche voll Gold war das erſte, was mir in Spanien entgegentrat.*)

---

*) Gehört dies Bild, ausdehnbar auf ein ganzes Land, nicht zu den traurigen Wiederholungen der Geſchichte, wenn man in Gregorovius' Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter z. B. Bd. I. S. 230 lieſt:

„Während die Stadt Rom (um 476) verarmte und verfiel, ſtarrten die Kirchen von gehäuften Schätzen, und das Volk, unvermögend, Heer und Flotte zum Vandalenkriege auszurüſten, erfüllte doch die Baſilica mit reichen Spenden. Man kann in der That eines mitleidigen Lächelns ſich nicht erwehren, lieſt man die von Gold und Rubinen ſtarrenden Kataloge der Schenkungen an die Kirchen Rom's, welche uns zu derſelben Zeit einer tiefen Verkommenheit der Stadt gleichſam in funkelnde Zaubermärchen hineinſehen laſſen."

III.

St. Jean de Lüz — die Gränze — Irun — Los Paſſages.

Diesmal wollte ich weiter nach Spanien. Mein Paß war vom Unterpräfecten in Bayonne und vom ſpaniſchen Conſulat daſelbſt viſirt, mein Gepäck war aufgeladen und ich ſetzte mich in den Eilwagen. An dem ſchönen gothiſchen Dome von Bayonne vorbei und zu den Befeſtigungen hinaus ging es auf der breiten Madrider Straße durch das Land Labour, den weſtlichſten Theil des zu Frankreich gehörenden baskiſchen Gebietes, dem Süden zu. Nach zwei kleinen Stunden kamen wir in die letzte franzöſiſche Stadt St. Jean de Lüz, nach früherer Blüthe jetzt nur ein unbedeutender Ort. Sie liegt in der Tiefe des biskayiſchen Meerbuſens, von wo aus ihre Fiſcher im ſiebzehnten Jahrhundert glückliche Fahrten, namentlich zum Wallfiſch- und Häringsfang, in die nordiſchen Meere unternahmen. Allein daſſelbe Element, welches ihnen Wohlſtand geſchenkt, zerſtörte ihn auch wieder. Mächtige Stürme am Ende des ſiebzehnten und zu Anfang

des achtzehnten Jahrhunderts riſſen die unterhöhlten Felſendämme des Vorgebirges St. Barbe ein, und die durchgebrochenen Wogen des wüthenden Oceans verſchlangen im Grunde der Bucht einen ganzen Stadttheil. Auf der anderen Seite am Ausfluß der Nivelle verſandete der Hafen. Ich kannte den Ort von früher. Seine freundlichen Seebäder werden von Vielen den unſauberen Anſtalten von Biarritz vorgezogen. Die Gäſte kommen großentheils aus Spanien.

Die ganze Bauart des Ortes weiſt ſchon auf die andere Seite der Bidaſſoa. Namentlich aber ſind es einige große Häuſer auf dem Marktplatz, auf welche man aufmerkſam wird und in deren Gemächern, wo noch heute vergilbte Gobelin-Tapeten an alten Glanz erinnern, einſt Ludwig XIV. mit ſeinem ganzen Hofſtaat wohnte, als er um die Infantin Maria warb. Noch heute ſteht das ſchöne Haus der Infantin, aus welchem er ſodann die junge Braut abholte, um ſie über den feſtlichen Marktplatz zur Kirche und zum Altare zu führen. Die Gemeinde von St. Jean de Lüz hatte den ſonderbaren Einfall, zum Gedächtniß an dieſes Feſt die Seite des Portals, durch welches das königliche Paar ein- und ausgetreten, zumauern zu laſſen, ſo daß hinfort kein Schritt mehr dieſe Stelle entweihe.

Doch weiter. Hinter St. Jean de Lüz kamen wir

jenſeit der Nivelle durch Ciboure, ſpäter durch Urugne und endlich an den Gränzort Behobia an der Bidaſſoa. Der Wagen rollte über die Brücke und ich war in Spanien!

Das ſchöne Land empfängt den Fremdling in einer lieblichen Landſchaft. Die Straße von der Gränzbrücke aus bis nach Irun, dem nächſten Städtchen, läuft die Bidaſſoa entlang, wo der kleine Fluß ſich plötzlich zum Meere hin ausbreitet, und im Hintergrunde ragt der Glockenthurm von Fuenterrabia in den blauen Himmel. Wir trafen an der Straße bald einen Meilenſtein: 84 Leguas bis Madrid! Die Hauptſtadt liegt in der Mitte des Reiches. Ich kam jetzt in ſeinen erſten Flecken, in das kleine nette Irun, deſſen Häuſer in den fruchtbaren Gelänben am Fuße des Trokorone bis zum Ufer der Bidaſſoa umherliegen. Ich hatte oft auf der franzöſiſchen Seite vernehmen müſſen, europäiſcher Anſchein höre bei den erdfarbenen Hütten jenſeit der Pyrenäen auf; er ſchien mir bei dem wohlhäbigen Städtchen erſt recht zu beginnen. Die Straße führt aus ihm heraus durch das Hügelland der Basken; ihre weißſchimmernden Meiereien beleben die grünen Hage, auf denen ſie zerſtreut liegen. So fuhren wir weiter, bis wir um Sonnenuntergang an die Seite eines großen Waſſerbeckens gelangten. Ueber ihm drüben am Fuße grüner Berge dehnten ſich maleriſch die Häuſer der Orte Los Paſſages aus und warfen

ihre dunklen Schatten auf den glänzenden, vor uns liegenden Spiegel des goldenen Abendhimmels. Da wichen mit einem Male, während wir das Haff entlang fuhren, die jenseitigen Berge und Häuser auseinander und öffneten die schmale Durchfahrt zum außen brandenden Weltmeer. Ein stolzer Dreimaster lag ruhig in der Wasserstraße und streckte auf dem lichten Hintergrunde seine Masten zur Höhe der Felsenthore empor. Doch schon schlossen sich die Berge wieder zusammen und der überraschungsvolle Blick war vorbei. Die Nacht brach mehr und mehr herein. Sie verbarg schon längst die Gegend umher, als ich auf dem Wege eine schwarze Señora gewahrte, die in ihre Mantilla gehüllt, von einem Diener begleitet, sich zu ergehen schien. Sie galt mir als ein Zeichen von der Nähe der Stadt, und bald darauf war ich in San Sebastian, der Hauptstadt der Provinz Guipuzcoa.

IV.

Die Sprachen auf der pyrenäiſchen Halbinſel.

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, ſich auf einmal in einem Lande zu befinden, in welchem man nicht verſteht, was die Leute ſagen. In dieſer Lage befand ich mich, als ich zum erſten Male über die Bidaſſoa gefahren war. Denn die Polizei, welche die Päſſe jenſeit der Brücke durchſieht, ſprach uns auf Caſtilianiſch an und verſtand, wenigſtens zu meiner Zeit, kein Franzöſiſch. Es hat mir dies ausnehmend gefallen. Es flößt dem Ausländer Achtung vor dem Volksſinne ein, wenn ſich derſelbe ſogleich an der politiſchen Landesgränze feſt und entſchieden in jeder Beziehung vom nachbarlichen ſcheidet. Und es wird eben beſonders die Sprache des Volkes ſein, welche, wie ſie jedesmal ihren eigenen Geiſt hat, den Ausländer dieſen Geiſt, welcher mit dem des Volkes ſelbſt übereinſtimmt, ſchätzen lehrt. Wie äußerſt abgeſchmackt kommt es dagegen jedem verſtändigen Reiſenden vor, wenn er in einem Lande überall, wo er eintritt, in Gaſthöfen,

Läden, Wirthschaften aller Art immer auf ein eifriges Aufgeben der volksthümlichen Sitte ihm gegenüber stößt!

Die herrschende Sprache auf der pyrenäischen Halbinsel ist das Castilianische. Karl V. nannte es lengua de Dios, die Sprache Gottes. Er hatte Recht. Es ist nicht leicht eine schönere Sprache denkbar; selbst die unserige möchte schwer den Vergleich aushalten. Das Spanische (Castilianische) ist so kräftig und so weich, so tonreich und so melodisch, so klar und bestimmt und zugleich so dichterisch und erhaben. Die äußerste Kraft liegt in dem spanischen j; wir erreichen sie nicht mit unserem ch. Aus dem Arabischen scheint die Gewohnheit herübergenommen zu sein, für jenen Buchstaben einen harten Hauch zu gebrauchen. Die arabische Sprache liebt ungemein die Kehllaute. Nicht minder kräftig tönt in der spanischen Sprache das r. Das Spanische wird oft mit dem Italienischen verglichen. Dieses gleicht einem fortwährenden Gezwitscher; aber das Spanische ist wie Donner und Brausen, und kann doch auch wieder so mild sein, wenn die Guitarre klingt in den andalusischen Nächten. Unendlich weich ist z. B. das d am Schluß der Worte (Madrid): man hört es kaum, es ähnelt dem englischen th. Es ist unnachahmlich, diesen Buchstaben, ich möchte sagen, hinzusäuseln. Das Castilianische steht dem Lateinischen noch sehr nahe, und die einzelnen Worte besitzen

deſſen beſtimmte ſichere Form; die letzten Sylben werden nie verſchluckt; im Gegentheil, es wird der Hauptton meiſtens auf ſie gelegt.

Eine zweite ſchöne Sprache iſt die Baskiſche oder Uskarah, wie ſie in ihren eigenen Lauten heißt. Sie wird in den baskiſchen Provinzen, etwa von einer halben Million Menſchen, geſprochen. Mit keiner der Mengſprachen in den umliegenden Gebieten verwandt, keiner Zunge ähnlich, welche in Europa geſprochen wird oder geſprochen worden, iſt ſie um ſo eigenthümlicher, als ſie ſich bisher rein und unvermiſcht in ſeinen engen Gränzen erhalten hat. Eine kleine Literatur dieſer Sprache wird erſt in neuerer Zeit geſammelt, und es entſtand bei der Abfaſſung eines baskiſchen Wörterbuches namentlich die Schwierigkeit, zu entſcheiden, welche Form eines Wortes jedesmal als die ſchriftmäßige anzuſehen ſei. Denn ſo klein auch das Gebiet des Uskarah iſt, ſo ſpricht es ſich doch faſt in jedem Thale verſchieden, und, ohne daß in der einen oder der anderen Art des Sprachgebrauchs ein Vorzug zu begründen wäre, ſoll dieſe Verſchiedenheit ſo weit gehen, daß Basken aus entfernten Theilen ihres Landes ſelbſt nicht mehr untereinander gut verſtändlich werden. Es wurde dies möglich, weil ſie bisher je an ihrem eigenſten heimathlichen Heerde beſonders, und nicht in bloß ſcharfer Trennung gegen die benachbarten Volks-

ſtämme, ſondern auch unter ſich ohne lebhaften Wechſelverkehr gelebt haben. Um einige Worte dieſer wenig bekannten Sprache anzuführen, ſo heißt z. B. der Gruß, den ſich die Basken beim Begegnen zurufen: agur oder egonhun! Ein ſchönes Mädchen (das Land iſt reich an ſolchen) heißt: neschkatoqua ederra oder: nescatcha pulita; komme: haugin houat; ja, Herr: bay jauna.

Das Beiwort ſteht im Baskiſchen immer hinter dem Hauptwort.

Das Catalaniſche oder Limuſin, welches von den Catalanen aller Stände und namentlich in Barcelona geſprochen wird, iſt die dritte ſelbſtſtändige Sprache in Spanien und ebenſo häßlich, als die beiden vorhergehenden ſchön ſind. Sie beſitzt eine bedeutende, namentlich ältere Literatur. Wenn ſie als romaniſche Sprache eine natürliche Verwandtſchaft mit dem Caſtilianiſchen beſitzt, ſo beſtehen doch auch weſentliche Unterſchiede zwiſchen ihr und dieſem. Viel näher ſteht ſie dem Provençaliſchen und den Idiomen, welche ſich nördlich von den Pyrenäen aus der alten gemeinſchaftlichen langue d'oc entwickelt haben, einem Sprachgebiete, welches einſt der Krone von Aragon unterthan war. Ein Madrigal in der alten Sprache von oc, welches auch ſeines Inhalts wegen in Blättern über Spanien ſeinen Platz findet und unſerem Kaiſer Rothbart zugeſchrieben wird, möge hier ſtehen:

Plas mi cabalier Franzés,
E la dona Catalana,
E l'ouvrar de Ginoéz,
E la cour de Kastellana.
Lou cantar Provenzaléz,
E la danza Trevisana.
E lou corps Aragonéz,
E la perla Juliana.
La mans é cara Angléz,
E lou doncil Tuscana.

Ein Beiſpiel des heutigen Catalaniſchen mögen folgende Zeilen aus einer Hymne an die Virjen de Montſerrat geben:

Reina dels cels, mare de Deu, perdona si fins avey not' dediqui un recort: sols cuant veu son vaixell presa de l'ona buscan los ulls del navegant lo port . . . . . l'oreneta se acull dins del séu niu. —

Dem Ohr des Fremden beſonders mißfällig iſt eine gewiſſe näſelnde Ausſprache der Worte. Zwei Abarten des Catalaniſchen ſind das Mallorkiniſche und das Valencianiſche, dies letztere den Uebergang zum Caſtilianiſchen vermittelnd. Außerdem beſchränken noch das Gallicíſche, und die verſchiedenen Idiome in den Pyrenäenthälern, welche das Celtiſche vornehmlich in ſich aufgenommen

haben, das Gebiet der caſtilianiſchen Sprache, welche in Madrid und Andaluſien am reinſten geſprochen wird.

V.

San Sebaſtian.

Was ſtellt man ſich nicht alles unter einer ſpaniſchen Stadt vor? Ich bereitete mich im beſonderen zu Klageliedern, die ich auf Trümmern der Vergangenheit anſtimmen wollte; außerdem war ich auf den traurigen Anblick von Verwahrloſungen jeglicher Art gefaßt. Es war überflüſſig. Ich fand mich im Gegentheil in einem Bannkreis, der mich entzückte, und gewann die Ueberzeugung, daß San Sebaſtian das kleine Muſter einer Stadt iſt, wie ſie ſein ſoll. Es liegt auf der ſchmalen Landenge, welche den von der Citadelle beherrſchten Monte Urgull mit dem Feſtland verbindet. Es bildet ein kleines Viereck, das ſich auf der Weſtſeite an den dem Meere entſteigen-

den Schieferberg lehnt, im Norden von der See bespült wird, welche sich hier weit in das Bett des kleinen Flusses Urumea hineindrängt, und auf der Südseite von einer zweiten Meerbucht begränzt wird, in welcher der lebendige kleine Hafen seine festen Quai's ausstreckt und in deren Einfahrt zwischen dem Urgull und dem gegenüberliegenden Küstenhügel die Klippe Sta. Clara als Wellenbrecher sich erhebt. Die vierte Seite endlich, welche allein mit dem Lande zusammenhängt, ist mit starken Befestigungen, die sich quer von Bucht zu Bucht herüberziehen, abgeschlossen. In diesem kleinen von Mauern und Meer umschränkten Viereck, dessen Seiten nicht mehr als 400 Schritte lang sind, liegt San Sebastian und zählt 13—14,000 Einwohner, welche in einem Dutzend Straßen zusammenwohnen, deren bedeutendste kaum zehn Schritte breit ist. In der Mitte ist der Marktplatz mit dem Rathhaus. Er ist von Hallen umschlossen, unter welchen sich die Baskinnen jeden Morgen mit ihren Marktwaaren versammeln. Ich erging mich da häufig, um die Gesichter alle zu betrachten, welche mit den zurückgekämmten Haaren und dem langen, vollen, hinten herabhängenden Zopfe mir einen recht fremdartigen Eindruck machten. In der Nähe des Marktes erwähne ich, weil mir dies alles so praktisch und sauber eingerichtet schien, das Schlachthaus hinter der Verkaufshalle, welche in die Läden der Metzger und

Fiſcher abgetheilt iſt. Ueberhaupt liegt alles Mögliche durch die verſtändige Eintheilung des kleinen Raumes ſo ſauber in dem Städtchen beiſammen, daß es einem ſehr zuſagen muß. Und wenn neben zwei reichen Kirchen und einem niedlichen Theater nur das Cirkusgebäude für die Stiergefechte keinen Platz in der Stadt mehr fand, ſo iſt dies ſehr natürlich, denn es faßt 9000 Perſonen. Ein Raum, welcher faſt die ganze Stadt aufnehmen könnte, muß nothwendig außerhalb derſelben liegen. Die Häuſer San Sebaſtian's, welche eins wie das andere von gleicher Höhe und deren Fenſter eben ſo viele Balkone ſind, vollenden die Regelmäßigkeit des Ganzen, welche in den engen Verhältniſſen ſo geſchmackvoll durchgeführt iſt. Vor den Thoren der Stadt laufen ſchattige Gänge zwiſchen großen Grasplätzen von einem Meerufer zum andern hin. Es iſt der paseo, d. h. die Anlage, welche bei keiner ſpaniſchen Stadt fehlen darf. Denn wenn des Tages Hitze und Arbeit vorüber ſind, iſt der Abendſpaziergang für den Spanier ein unentbehrliches Bedürfniß. Ich folgte dem größeren Haufen der Spaziergänger und ging über die Brücke des Urumea auf das andere Ufer des mit dem Meere hier ſich miſchenden Fluſſes, woſelbſt mir zwiſchen den Kaſtanienbäumen ein großes Gebäude auffiel, durch deſſen doriſche Säulenhallen hindurch ich eine ſchöne, künſtlich gefaßte Quelle, von dichtem Schatten umgeben, in

einem großen Garten erblickte. An derselben saßen zwei Greise. Ich las über den Säulen das Wort: beneficencia. Es war das Siechenhaus von San Sebastian, ein weites Gebäude, welches 400 Personen aufnimmt und groß genug ist, jedem arbeitsunfähigen Bürger eine Freistatt zu gewähren. Es giebt in San Sebastian keinen Bettler, keinen Bettler, sage ich, denn man könnte die Welt durchreisen, ohne eine zweite Stadt zu finden, deren Einwohner sich dieses Vorzugs rühmen könnten.

San Sebastian ist ein reiches Städtchen. Die See führt seine Handelsschiffe hinüber nach Amerika und spült an sein Ufer die Gräser von goldenem Werthe für die Düngung seiner Felder. Ich sah oftmals in der einen Bucht, welche den Hafen bildet, den Kabeljau aus dem Bauch der Schiffe laden und dann an der andern viele rührige Arme beschäftigt, aus dem von der Masse der Kräuter dunkelroth gefärbten Wasser die Kräuter und Gräser haufenweis herauszurechen. Die schnarrenden Ochsenkarren fuhren die Ernte von der stürmischen Wiese hinweg. Es sind in San Sebastian keine Reichthümer in einzelnen Händen aufgehäuft; dagegen herrscht ein allgemeiner mittlerer Wohlstand. Und dasselbe gilt vom ganzen Baskenlande. Darum wird es auch von solch einem vergnügten munteren Volk bewohnt, das ebenso aufgelegt ist zur Arbeit, wie zur Lust, Jedes zu seiner Zeit, und eher

mäßig in dieſer, als nachläſſig bei jener. Merkwürdig erſcheint da der Unterſchied von dem Volk auf der franzöſiſchen Seite, obgleich dies eine Strecke weit auch noch zum baskiſchen Stamme gehört, aber er iſt nicht zum Vortheil der Franzoſen, denn jeder Arbeitgeber in ihren Gränzorten ſucht ſpaniſche Tagelöhner zu bekommen. Sie werden mit 1 Franken 25 Centimen für den Tag bezahlt oder mit der Hälfte, wenn ſie beköſtigt werden. Sie ziehen jedoch in der Regel das baare Geld vor und nähren ſich von Suppe, Brod und zwei Stunden Ruhe. Damit arbeiten ſie von Aufgang bis Untergang der Sonne und ſind unbegreiflich in Ausdauer und unerreichbar in ihrer Tagesleiſtung. Der Franzoſe dagegen will höheren Lohn haben, beſſer eſſen und weniger thun und fängt eben ſo leicht Lärmen an, als er ſchwer zu befriedigen iſt; ſo haben's mir wenigſtens ſeine eigenen Landsleute ſelbſt geklagt.

Wenn aber dann die Basken Sonntags in ihren Orten zuſammen ſind, ſo herrſcht auch nach der Arbeit der Woche laute Freude beim Geſange, beim volksthümlichen Fauſtballſpiel oder beim Tanze. Die Stadt San Sebaſtian bezahlt zwei Geiger und einen Trommler, welche jeden Sonntag auf dem Marktplatze aufſpielen.

Die leichten baskiſchen Tänze mit ihren neckiſchen Bewegungen hat wol ſchon Diodor im Sinne gehabt, wenn

er von dem Tanze der alten Iberer ſpricht und dabei die Spannkraft ihrer Schenkel rühmt.

VI.

Fernando.

Im Sommer ſtehen jedesmal als Anfänge eines kleinen Seebades rollbare Hüttchen in der Tiefe der Bucht von San Sebaſtian. Ich kehrte einmal zurück aus dem Bade in den ſpiegelklaren Fluthen, als ich Luſt bekam, mitten in ihr Gebiet hinaus aus dem Golfe in die offene See zu fahren. Ich ſetzte mich zu zwei Fiſchern und munter trieben wir in die Weite. Der Blick auf die Felſenküſte war prächtig. Vor uns her trieb ein anderes Boot auch mit zwei Fiſchern. Sie ſangen, und die Töne glitten gar melodiſch mit den Wellen zu uns herüber. Das iſt das Lied des armen Fernando, ſprach einer meiner Begleiter. Ich meinte, er ſpreche vom Dichter; er belehrte mich aber, das Lied ſei eine ihrer ſchönſten Volksweiſen, er nenne es nur immer das Lied des armen Fernando,

weil es der Arme, als er mit ihm aus dem Hafen gefahren, so ergreifend gesungen habe, daß ihm die Stimme noch immer im Ohr wiederhalle, wenn er das Lied höre. Ich bat ihn, mir von Fernando zu erzählen. —

Er kreuzte die Ruder übereinander, überließ uns dem Gewiege der sanften Wellen und sagte mir, daß es schon einige Jahre her sei: da war die schöne Dolores das reizendste Mädchen von San Sebastian. Ihr Vater war ein reicher Kaufmann, und Fernando arbeitete auf seiner Schreibstube. Dolores saß auf ihrem Balkone, so oft er kam und ging. Es war ein schöner schlanker Mensch, ein Baske! Seit einiger Zeit trug er einen Ring am Finger; der Ring war von ihr, von der Heißgeliebten, von Dolores; ewige Treue war darein gegraben. Aber bald kam Fernando nicht mehr zu den gewohnten Stunden, die ihn bisher in das Haus des reichen Kaufmanns führten. Er hatte ihm einmal statt von Soll und Haben, von seiner Liebe gesprochen; weder er noch Dolores hatten den rechnenden Alten gerührt, und Fernando durfte nicht wieder an seinen Schreibtisch kommen.

Monate vergingen; Dolores war noch immer bleich; doch erholte sie sich. Fernando war verschwunden. Seine Stelle nahm auf der Schreibstube der Sohn eines Geschäftsfreundes von Dolores' Vater ein, ich weiß nicht, ob er sie auch im Herzen des schönen Mädchens einnahm.

Der Vater wünſchte es wenigſtens und beſtimmte, ſeinem Wunſche gemäß, über die Hand ſeiner Tochter, und Dolores gehorchte. Sie wurde verlobt und der Hochzeitstag rückte heran. Die Frühlingsſonne war golden in's Meer geſunken, da kam der Polterabend, und die ſchönen Mädchen von San Sebaſtian verſammelten ſich im feſtlichen Hauſe der Freundin. Die Freude des Tanzes begann durch den hellen Saal zu wogen. Dolores durchflog ihn, wie ein glänzendes Geſtirn, am Arm ihres Bräutigams. Doch war ſie blaß. Das junge Leben ſollte nur zu raſch aus dem Blumenſchmuck in's Grab. Denn auf einmal durch die Thüre drängt ſich Fernando; mit verwirrtem, wildem Blicke erreicht er Dolores: ein Schrei und ſie fällt in ſeine Arme. Aber es war nicht mehr Dolores; es war der Körper einer Ermordeten.

Ich fuhr ihn ſelber zum Schiffe, erzählte der Fiſcher nach einer Weile weiter, das ihn in die lebenslängliche Verbannung auf die Philippinen bringen ſollte. Er war wol wahnſinnig und ſchrie beſtändig: Dolores! und dann ſtimmte er auf einmal das Lied an, das mich eben an Fernando erinnert. —

Wie war das Meer herrlich, wie ſchimmerte freundlich die Küſte und friedlich die Stadt im Sonnenglanze! Die Fiſcher im anderen Nachen ſangen noch immer, und melodiſch glitten die Töne über den glatten Waſſerſpiegel

dahin. — Ich zeichnete mir die Erzählung auf als einen Zug des heißblütigen Charakters des Volkes, in deſſen Gränzen ich jetzt reiſte. Zugleich als ein weiteres Beiſpiel der baskiſchen Sprache ſei der erſte Vers des Liedes hier angeführt, welches ich am häufigſten hörte, wenn ich am Strande von St. Jean de Lüz mich erging. Er lautet:

Adios, adios lore ederra,
Ju gatic nua mundutic
Estud eranen ser gatic
Jeren es baita combeni:
Ei de mi, ei de mi
La la la la la la la la la!
Leb' wohl, ſchöne Blume, leb' wohl!
Ich muß aus dem Heimathhaus,
Dein'thalben ja muß ich hinaus,
Ach! hörſt du mein Lebewohl!

VII.

San Ignacio de Loyola.

Mitten im Baskenlande in einem grünen Thale liegt die kleine Stadt Azpeitia. In ihrer Nähe aufwärts im Thale gewahrt man einen großartigen Bau. Ich wanderte zu ihm hin.

Sein Anblick war ernst vom grauen Baustein, ernst in seinen Formen, ernster unter dem Schatten der Wolken, welche, den Himmel überziehend von Bergen zu Bergen, drüber hingen. Was mag das für ein Palast sein, so düster und scheinbar so öde? In der Mitte ragt eine Kuppel; zu ihrer linken steht ein großes Haus mit drei Stockwerken, je zu eilf Fenstern und mit einem vierten halben Stockwerke zu sechs Fenstern; aber alle Fenster sind mit grellrothen Läden verschlossen, als wär es ein verlassenes Haus. Die Thüre befindet sich unter einem kleinen Vorhause von romanischen Bogen. Sonst ist das Haus schmucklos bis auf zwei Löwenköpfe zur Zier über einem Paar der unteren Fenster. — Den anderen Flügel des räthselhaften Gebäudes bildet ein Bau aus grauem Marmor mit zehn

hohen Fenſtern in der Breite. Ueber denſelben ſchließt er mit ebenſoviel Zinnen ab. Es iſt ein nicht ausgebautes Stockwerk, welches dieſen Eindruck hervorbringt; denn der ſtolze Marmorbau ſteht unvollendet, und durch die hohlen Rahmen ſeiner Fenſter ſchaute ich nur Säulen ohne Gewölbe und Bogen ohne Verbindung. — Aber in der Mitte zwiſchen dem unvollendeten Marmorbau und jenem verſchloſſenen Hauſe auf dem erſten Flügel erhebt ſich ein Tempel voll Pracht, nicht von der glänzenden, leicht in den Himmel ſteigenden, ſondern von der ſchwer wiegenden Pracht, welche die Seele niederdrückt. Eine ſchwarze Kuppel mit dem Kreuze auf des Kuppelthurmes Spitze wiegt auf dem Tempel des Kreuzes. Acht Paare von Säulen umſtehen die ſchwere ſteinerne Kuppel und ihr Kreuz und tragen je eine Kugel; von ferne ſieht's aus, als wären's acht Mumienpaare. — Es führen zum Tempel drei Marmortreppen empor. Die Geländer der unterſten Stufen ſind mit Urnen geziert, aus welchen Flammen emporlecken; die Stufen auf dem zweiten Treppenabſatz werden von Löwen bewacht. Es ſind eigenthümliche Symbole für die Stufen eines Tempels.

Ich trat zuerſt unter eine Vorhalle von buntem Marmor und mit den weißen Marmorbildern heiliger Perſonen geziert; die hohe Wölbung ruht auf drei weiten romaniſchen Bogen, durch die man auf die große Pforte zutritt.

Sie iſt ſchwarz, aus Ebenholz geſchnitzt. Sie war verſchloſſen. Durch eine Seitenthüre trat ich in den Tempel und aus dem Schatten des Nebenſchiffes vor in die weite Rotunde. Ich ging auf Marmormoſaik; acht weite Marmorbogenſtellungen umſchloſſen mich und warfen das trübe Tageslicht von ihren glatten Flächen zurück in das Halbdunkel des großen Achtecks, in welches ein Kronleuchter von Kryſtall hineinhing. Sonſt war keine Zierde angebracht, als ein einfaches ſchwarzes Kreuz, mitten auf jeder Marmorfläche hängend. Stille herrſchte und Frieden ſchien mir die Bruſt zu empfinden. Ich ſchlug den Blick empor. Er vernichtete wieder dies Gefühl; dieſe Kirche ſcheint in der düſteren Pracht ihres Marmorbauſteins nicht dazuſtehen, um zum Frieden zu verſammeln; der Blick derer, welche hier aufgefordert werden, ihr Aug' zum Himmel zu lenken, fällt auf kein verſöhnendes Zeichen. Gezelte und Kronen ſind es, welche im Lichte der Kuppel ſchimmern, Kriegsgezelte, achtfach auf die Decke gemalt, und goldene Herrſcherkronen, ihre Zwiſchenräume füllend; die Zeichen des Kampfs und der Gewalt winken von da herab und feſſeln die Blicke, die zum Himmel wollen, an das Eigenthum der Erde. Ich hätte wohl gerne bei den Männern, welche Escobar's Schule fortpflanzen, geforſcht, welche Deutung ſie dieſen Symbolen gäben; doch zeigte ſich Niemand.

Ich verließ die Kirche und kam in einen ſchmalen Gang zwiſchen zwei hohen Mauern, und als ich aufſah, bemerkte ich, daß die eine Mauer dieſelbe ſei, welche ich von außen für die Vorderſeite des verſchloſſenen Hauſes, das ich zuerſt beſchrieb, gehalten hatte. Hinter dieſem trügeriſchen Bau verborgen, lag erſt das wirkliche Wohnhaus, wie es mir wenigſtens nun erſchien und an dem ich herging. Seine Thüre ſtand offen. Ich trat hinein und befand mich ſofort auf einem Vorplatz, wo an den Seiten der Treppe zwei kleine Kapellen die Stelle früherer Stuben einnahmen. Ich ging die Treppe hinauf in's erſte Stockwerk. Es war unbewohnt, die Zimmer mit Gittern ſtatt mit Thüren geſperrt und ſtatt allen Hausraths darin kleine Altäre. Sie waren reicher geputzt, als die zur ebnen Erde. Ich ſtieg noch höher in den oberen Stock des Hauſes; gedunkelte Oelgemälde hingen immer zahlreicher an den Wänden des Treppenhauſes, aber ſonſt war es auch hier ſtill und unbewohnt. Die Thür in einen länglichen Saal ſtand offen. Seine Wände waren von Marmor, ſeine Decke von Gold; ſie drückte jedoch ſchwer auf mich nieder, denn ſie war ſo niedrig, daß ich kaum aufrecht ſtehen konnte und an den Querbalken, auf welchen die goldene Decke ruhte, mich unterweg beugen mußte. In ihrem Golde waren Bilder von Heiligen eingerahmt. Ein Gitter trennte den Saal in zwei Hälften;

in der vergitterten ſtand ein Altar, von dem röthlichen Schimmer umfloſſen, den die purpurnen Vorhänge der Fenſter verbreiteten. Ein zweiter Saal ſchließt ſich an dieſen erſten. Er übertrifft ihn an Ausſtattung und iſt unzugänglich, er iſt der vorzüglichſte und erhaben über alle andern Räume an Weihe. Die Vorhänge von Purpur ſind dichter. Eine Kerze miſcht ihr einſames Licht mit des Tages purpurgebrochnem Schimmer. Sie erleuchtet den Altar, wo die Reliquie ſteht in goldnem Schrein, die Reliquie, welche allen Sälen und Kapellen, ja dem ganzen Kloſter ſeine Bedeutung giebt.

In dem Kapellen-Hauſe wurde im Jahr 1491 San Ignacio de Loyola geboren, und die Reliquie iſt ein Fingerknöchelchen des römiſchen Heiligen.

Ich trat an ein hinteres Fenſter des Vorſaales und erblickte noch ein weiteres Gebäude; das endlich war bewohnt. An einem offenen Fenſter ſtanden zwei junge Leute; aber ihre Züge waren mehr im Einklang mit ihren ſchwarzen Gewändern, als mit ihrem Alter. Der Eine ſtierte vor ſich hin, der Andere hielt ein Buch in der Hand. Es waren zwei Zöglinge der Jeſuiten.

Die frühere Wirkſamkeit dieſer Väter auf der Halbinſel iſt nur zu bekannt und in die Schickſale Spaniens verwoben. Sie wurden durch Espartero, während er die Regentſchaft für Königin Iſabella führte, ausgewieſen.

Narvaez rief ſie 1855 wieder zurück von den Balearen, wo ſie unterdeſſen bleiben durften. Seitdem treibt die Geſellſchaft Jeſu neue Wurzeln, und eben erſt ganz verbannt, zählt ſie ſchon wieder ihre Sendlinge in jeder größeren Stadt und an manchen Seminaren und ſchickt Miſſionen unter dem Geleit des Staats nach den africaniſchen Colonien. Sie beſitzt jedoch nur zwei Niederlaſſungen auf eignem Grundbeſitz in Spanien ſelbſt; die eine zu Sta. Columna de Jeral bei Reus in Catalonien umfaßt nur etwa ein Dutzend Mitglieder; die andere iſt das Stammkloſter San Ignacio de Loyola mit über hundert Ordensmitgliedern. Ich habe es eben beſchrieben.

VIII.

Ceſtona — Toloſa — die Fueros der Basken.

Als ich Azpeitia verließ, führte mich die Straße durch das grüne Thal des Urola, welcher unter dem Schatten der prangenden Kaſtanien zu meinen Füßen zwiſchen Felſen rauſchend mich begleitete. Es fiel mir das ſchöne Lied Geibel's ein:

„Fern im Süd das ſchöne Spanien,
Spanien iſt mein Heimathland,
Wo die ſchattigen Kaſtanien,
Rauſchen an des Ebro Strand!“

Ich war nun auf dem Wege zu dem Strande des Ebro.

Doch ehe wir in die Heerſtraße, welche dahin und weiter in's innere Spanien führt, einlenkten, kamen wir an Ceſtona vorüber, einem im Thal des Urola gelegenen Dörfchen, in deſſen Nähe die Bäder von Ceſtona zu den beſuchteſten in Spanien gehören. In reizender Stille liegen ſie zwiſchen ihren Bergen äußerſt maleriſch da, wie ich überhaupt fand, daß jeder baskiſche Ort ſeiner Natur den Schmuck zu einem Bilde gewährt. Die ſpaniſche Bauart iſt ſo künſtleriſch ſchön! Die vorragenden Giebel der flachen Ziegeldächer, oft mit reichem Schnitzwerk verſehen, die zahlreichen Balkone an den braunen Hütten, häufige Zierrathen an den Häuſerwänden, allerhand Zufälligkeiten, die ſich nicht im allgemeinen beſchreiben laſſen, geben den ſpaniſchen Ortſchaften, mögen nun ihre Häuſer regellos umherliegen oder in ſchmalen kühlen Gaſſen zuſammenſtehen, einen maleriſchen Reiz, wie er in ſeiner Art nur hier zu finden iſt und namentlich im Norden der Pyrenäen nicht vorkommt. Denn ich bemerke nur, daß die Art und Weiſe, wie die Franzoſen in der Pro-

vinz bauen, meiſt häßlich iſt, und daß ich in den ſchönen Thälern auf der Nordſeite der Pyrenäen immer einen Ort aufſuchen mußte, wo mir weder ein Dorf, noch eine Meierei in's Auge fiel. Anders war die Natur gleichſam nicht ohne einen Klecks zu genießen.

Doch ich war unterdeſſen bis an einen großen Berg gefahren, welchen uns vier Pferde und vier Ochſen hinaufziehen mußten. Der Poſtillon nahm zuvor ein Glas Wein und etliche gebratene Kaſtanien zu ſich und nöthigte mich in kameradſchaftlichſter Weiſe, ſeinen Imbiß mit ihm zu theilen. Nachdem wir den großen Berg auf der anderen Seite wieder hinab waren, gelangten wir bald nach Toloſa. Durch Toloſa führt die große Straße nach Madrid. Es iſt eine kleine rührige Stadt, welche, trotz ihrer Kleinheit, wie alle ſpaniſchen Städte und Städtchen ihren paseo, d. h. ihre öffentlichen Anlagen zum Spazierengehen, hat. Ich kaufte mir dort ein Paar Sandalen, wie ſie in derſelben Form faſt in ganz Spanien getragen werden. Sie beſtehen aus einer von Hanfkordel geflochtenen Sohle und einem Oberzeug, an welchem die ſchwarzen oder bunten Bändel, mit denen ſie befeſtigt werden, angebracht ſind. Sie ſind ein äußerſt bequemes Schuhwerk in einem Lande, wo der Boden in der Regel trocken iſt, und ſcheinen in alter Zeit von Jedermann getragen worden zu ſein. König Sancho Abarka wenigſtens

hat seinen Zunamen Abarka (Sandale) von dem Schuhwerk, das er mit Vorliebe trug, und noch heute führt ein edles Geschlecht in Pampeluna, welches seinen Stamm von jenem König ableitet, die Sandalen in seinem Wappen.

Ich nahm jetzt Abschied vom Baskenlande, von diesen stolzen Gauen, wo jedes Thal, jede Gemeinde ihr adeliges Wappen, wo jeder Bürger das Wappen seines Thales führt. Mächtig lebt unter diesen Bergvölkern der genossenschaftliche Sinn, welcher das gemeinsame Band der Landsmannschaft knüpft und jeden Einzelnen das Verhältniß zu seinem Thale heilig halten heißt. Ich bin aus Askoitia, ich bin aus Hernani, ich bin aus dem königlichen Thale von Lanz, spricht der Baske oft, ehe er seinen eignen Namen nennt. Schon einmal erwähnte ich, daß es früher unmöglich war, sich unter den Basken einzubürgern. Es war ihnen nicht zu verdenken. Sie haben, frei wie die stolzen Infanten und Ricos-Hombres von Castilien und Aragon, einst ihren Königen mit dem berühmten Schwur gehuldigt: „wir, die wir jeder einzelne so viel gelten, als Ihr, und die wir vereinigt mehr vermögen als Ihr, wir bieten Euch Gehorsam, wenn Ihr unsere Fueros und Freiheiten aufrecht haltet, und wenn nicht, nicht!“ Sie haben sich die theueren und unglaublichen Freiheiten bewahrt. Sie wählen sich ihre von Madrid ganz unabhängige Regierung selbst. Sie zahlen keinerlei Steuern, sind

nicht militärpflichtig; Salz und Taback, im übrigen Reiche ein Monopol, ſind bei ihnen frei. Der Spanier ſagt von einem Basken: er iſt aus den Provinzen; die Basken ſelbſt nennen ſich Republikaner, welche die Oberherrlichkeit der Königin anerkennen. Sie ſind ihrer Fueros würdig. Sie geben dem Staate Geld und Blut freiwillig. Die tapferen Baskenbataillone, welche von den Provinzen im letzten marokaniſchen Kriege ausgerüſtet wurden, geben davon ein leuchtendes Beiſpiel.

Ihr Gebiet umfaßt die drei Provinzen Guipuzcoa, Alava und Biskaya.

Navarra.

I.

Las dos Hermanas — Pan por los Chicos.

Hinter Tolosa in einem lieblichen Thale gelangte ich an die Gränze der Basken, welche des Tabacks wegen durch eine Mauth bezeichnet wird. Bald nachher fängt die Straße an zu steigen, bis man auf der Höhe im Angesicht der noch im Lenz schneebedeckten Gipfel des cantabrischen Gebirges die Wasserscheide überschreitet, welche die Zuflüsse des Oceans von denen des Mittelmeeres trennt. Ich folgte dem Laufe der Bäche, welche den Ebro schwellen, und fuhr nun wieder bergabwärts in das südliche immer tiefer und enger werdende Thal. Fast gestatteten zuletzt die jähen Bergwände nicht mehr den Apfelbäumen den Platz, um zu blühen und die rothwangigen Früchte zu treiben, aus welchen die Basken nicht minder gern, als bei uns die Leute im Frankengau, sich ihren Apfelwein oder Cidra bereiten.

Am Ende der Schlucht ſtiegen majeſtätiſch die beiden Felſengrate Las dos Hermanas in den blauen Himmel. Sie bilden die Rieſenpforte in die weiten Thalgefilde des Burunda. Die Frühlingsſonne übergoß ſie mit ihrem Zauberlicht, als mir die Felſenſchweſtern die ſchöne Landſchaft eröffneten. Am Horizont ließ ſich Pampeluna erkennen. Ich erreichte es bei Sonnenuntergang.

In ſeine feſten Mauern flohen durch das breite Thal nach der großen Schlacht bei Vitoria die aufgelöſten Rotten König Joſeph's und die, mit welchen ſein kaiſerlicher Bruder ihn bisher auf dem ſpaniſchen Throne gehalten hatte. Wo die Straße von Vitoria den Burunda überſchreitet, drängten ſich damals in dem jetzt ſo ſtillen Gebiete die bunten Schaaren über die ſchnell geſchlagenen Brücken; Franzoſen, Spanier, unter den letzteren das tapfere zweite Regiment Naſſau, treu ſelbſt im gezwungenen Dienſte. Viele ſpaniſche Truppen waren darunter, die nicht gezwungen gedient hatten. Und wenn die Sache der Unabhängigkeit ſchön war, ſo kann man doch auch die Parteigänger König Joſeph's nicht verachten. Sie kannten den Sinn König Ferdinand's; unter ihm war das Gedeihen des Landes nicht möglich, die Geſchichte hat dies nur zu deutlich bewieſen. So hatten ſie ſich denn der neuen Ordnung zugethan. Zu den Anhängern der durch König Joſeph vertretenen politiſchen Ord-

nung zählte der Fürſt de la Croce in Toledo. Das zweite Bataillon des zweiten Regiments Naſſau hatte früher einen Theil der Beſatzung Toledo's gebildet. Jetzt war es daran, ſich über die Brücke des Burunda zu drängen. Schon ſeit einer Weile war ein Fuhrwerk bei der Brücke angekommen, aus welchem ein Herr und eine Dame mit drei kleinen Kindern ausgeſtiegen waren.

Sie gehörten jedenfalls zu den mit dem Heere vor der Rache der ſiegreichen Partei fliehenden Joſephinos; allein der Spanier verſuchte vergeblich, mit Weib und Kind auf die Brücke zu kommen. Die Soldaten ſtießen und drängten wirr hintereinander; die zarte Dame mit ihren Kindern konnte nicht dazwiſchen hinein, und die Angſt und das Warten malten ſich auf ihren ſchönen matten Zügen in Todtenbläſſe. Die Soldaten haben natürlich keine Zeit, darauf zu achten; wie könnte man verlangen, daß ſie Rückſicht auf Alle nehmen, die ſich im Troſſe mit ihnen drängen? Aber einer der Soldaten erkennt den edlen Spanier mit der bleichen ſchönen Dame und den Kindern. „Kameraden" ruft er, „macht Platz: das iſt der Fürſt de la Croce! ich habe oft Schildwacht vor ſeinem Hauſe zu Toledo geſtanden." Die Deutſchen traten ehrfurchtsvoll auf die Seite, und der Fürſt mit ſeinem älteſten Kinde an der Hand und dem zweiten auf dem Arme und die Fürſtin das jüngſte an ihr Herz

gedrückt, ziehen zwiſchen den Soldaten gerettet über die Brücke. Wie ſahen aber die Kinderchen blaß und matt aus! Ihre Flucht war über Hals und Kopf vor ſich gegangen; eine Minute konnte über ihr Leben entſcheiden; ohne Gepäck, ohne Diener, ohne Alles hatte der Fürſt mit den Seinen fortgemußt, und die Kleinen hatten unterwegs noch keinen Biſſen zu eſſen bekommen können. Der brave Naſſauer, der den Fürſten erkannt hatte und nun hinter ihm d'rein ging, ſah's den Kindern an, wie hungrig ſie waren. Sie dauerten ihn. „Schnall' mir mal den Torniſter auf", ſagte er zu ſeinem Nächſten, „ich hab' da noch ein Stück Brod drin." Der andre gab es ihm heraus; er aber reichte es freudig dem Fürſten: „Pan por los chicos" (Brod für die Kinder), ſagte er ihm treuherzig und konnte nicht mehr Worte machen in der fremden Sprache. Sie waren genug — und wie gerne hätte der Fürſt ihm dies Stück trocknen Brodes vergolten; doch der deutſche Soldat wurde bald darauf erſchoſſen.

II.

Ländlich ſittlich.

Man trifft auf Reiſen oft mit ſonderbarer Geſellſchaft zuſammen. Als ich nach gepflogener Nachtruhe im Wirthshauſe von Toloſa mein Frühſtück begehrte, wurde ich von einer hübſchen muchacha oder Kellnerin erſucht, etwas Geduld zu haben, bis noch drei andere Herren ſich eingefunden hätten. Ich wartete alſo. Endlich erſchienen die drei Herren, und die hübſche muchacha wies mir ohne Umſtände den Platz neben der Hauptperſon unter ihnen an. Mein Nachbar trug das Beret, die geſchmackvolle Kopfbedeckung aller Basken; er hatte trotz der Frühlingswärme einen dicken Mantel um, unter dem er ſich mit ſeinen Armen ſehr ſteif bewegte, es machte ihm ſogar ſichtlich Mühe, ſeiner ſehr geſunden Eßluſt durch Zulangen ſchnell genug zu entſprechen, weshalb ihm die andern Herren dabei behülflich waren. Er war dem Aeußern nach eine ziemlich derbe Geſtalt, und aus dem dicken Geſicht blinzelten ein paar kleine ſchwarze mißtrauiſche Augen hervor. Seine beiden Begleiter trugen blaue Waffenröcke,

hohe ſchwarze Gamaſchen, wie ein Paar Grenadiere des alten Fritz, und frühſtückten mit der Carabine im Arm; es waren zwei Mann jener vortrefflichen guardia civil, welche in den etlichen Jahren ihres Beſtehens das Räuberweſen auf der Halbinſel ausgerottet und Sicherheit faſt im ganzen Lande hergeſtellt hat. Sie waren auf dem Wege, dieſer Sicherheit einen neuen Nutzen zu bringen und meinen Nachbar in die Gefängniſſe von Pampeluna zu führen. Es war ein Strolch mit langen Fingern. Er ließ ſich für den Augenblick ſeine unfreiwillige Beſtimmung nicht ſehr zu Herzen gehen und leerte auf Staatskoſten fleißig das Glas. Nachdem wir abgeſpeiſt hatten, fuhren wir zuſammen im Eilwagen nach Pampeluna. Es machte ihm auf dieſer Reiſe viel Vergnügen, auf jeder Station auszuſteigen und eine Rede an die Umſtehenden zu halten. Zum Schluß erbat er ſich jedesmal einen Schnaps.

III.

Pampeluna.

Pampeluna liegt auf einer Anhöhe, welche in mitten eines weiten, ſieben Meilen im Umfang haltenden Thales leiſe anſteigt, gerade gegenüber den Ausgängen der Pyrenäen, welche ſich im Norden erheben. Um das neue römiſche Gebiet zu hüten, legte Pompejus einſt den Grund zur heutigen Stadt; er konnte keine beſſere Stelle wählen, um den Ausfällen der kriegeriſchen Bergbewohner einen Riegel vorzuſchieben.

Pampeluna iſt eine anſprechende Stadt, in welcher manch altadlicher Palaſt ſteht mit dem Wappen über dem Thore, wie dies Landesſitte iſt, und in welcher ſich nicht minder viele Gaſſen und Gäßchen durchkreuzen, in denen man Häuſer findet, welche wie Spargeln aufgeſchoſſen, nur ein Fenſter breit und dabei vier Stock hoch ſind. Ich habe dieſe eigenthümlichen thurmartigen Gebäulichkeiten ſonſt nirgends wieder entdeckt. Am meiſten fiel mir aber ein umfangreiches neues Gebäude auf, welches die ganze eine Seite des großen Platzes de la Conſtitu-

cion einnimmt. Es iſt Rathhaus, Haus der Abgeordneten der Provinz, Muſeum, Archiv der alten Krone von Navarra, Poſt, Polizei, Theater, und gleich dahinter iſt der Circus für die Stiergefechte! Das ganze öffentliche Leben im ernſten und im heitern Spiel drängt ſich da zuſammen.

Ich war eben dabei, dies in mein Tagebuch einzuſchreiben, als ich in meinen weiteren Betrachtungen über die Stadt und ihr Rathhaus unterbrochen wurde durch die Erſcheinung des Hausknechts. Glaube Niemand, daß dieſer Jüngling mit aller Poeſie Andaluſiens auftrat. Sein Ebenbild findet ſich weder auf der Leinwand eines Bamberger, noch auf der anderer Künſtler, welche durch ihren Pinſel mit der Pracht der Natur des Südens uns zugleich deſſen blendende Trachten vergegenwärtigen. Pampeluna liegt in dieſer Beziehung ſehr nördlich, und ſeine Hausknechte ſehen gerade ſo aus, wie die unſrigen; ja derjenige, welcher mir erſchien, ſtand, was ſein Aeußeres betraf, noch tief unter ihnen. Ich ſaß ruhig auf meinem Stuhl, als er eintrat; mein Waſchtiſch ſtand mit den Gegenſtänden meines Gebrauches mir gegenüber in der Ecke des Zimmers. Was that nun der Hausknecht? Wollte er aufräumen? O nein! Es war am Feiertag, und er empfand das Bedürfniß, ſich zu reinigen. Ich wurde nicht von ihm angeſprochen, keiner ſeiner einfältigen Blicke wandte ſich nach mir um, ſondern

er ging hin ohne weiteres und über den beſchränkten Begriff des Nießbrauchsrechtes an fremdem Eigenthum erhaben, wuſch er ſich Geſicht und Hände behaglich vor meinen Augen und benutzte dazu, nicht blos was ich ſchon gebraucht hatte, ſondern auch was ich noch gebrauchen wollte.

Ich mußte ſchweigend zuſehen; denn meine Sprachkenntniſſe waren noch nicht auf der Höhe dieſes Vorgangs.

IV.

Der Dom.

Der Dom von Pampeluna iſt vom Ende des XIV. bis Anfang des XVI. Jahrhunderts im germaniſchen Styl aufgeführt worden. Jedoch hat er — ich geſtehe, daß ich nicht weiß, warum — im vorigen Jahrhundert eine andere Schauſeite erhalten, welche im Style ihrer Zeit d. h. dick, plump und häßlich, eine Art griechiſcher Tempelfaçade, zwiſchen zwei viereckige Thurmmaſſen gezwängt, bildet.

Sein Inneres iſt einfach und neu angeſtrichen und ſind es darin nur die Holzſchnitzereien der Chorſtühle, die der Erwähnung bedürfen, weil ſie einerſeits meiſterhaft ausgeführt ſind und andrerſeits keinen Sinn haben. Jeder Chorſtuhl wird nämlich über der Lehne durch eine vier Fuß hohe Figur geziert. Etliche fünfzig geiſtliche oder heilige Perſonen beiderlei Geſchlechts ſtehen ſo nebeneinander in bunter Reihe, jedes mit ſeinen herkömmlichen Kennzeichen verſehen, aber ohne allen innern Zuſammenhang; an der Seite des h. Rochus ſteht ein Mönch; neben einem Papſt ein gewöhnlicher Prieſter; neben dem h. Markus mit dem Löwen der Erzengel Michael mit dem Teufel u. ſ. f. Die übrigen Theile der Chorſtühle ſind mit Thier- und Menſchenköpfen und Schnörkeln aller Art bedeckt. Schauen wir noch in eine der Kapellen, in die, welche dem Barbazano gewidmet iſt. Barbazano war mir bisher eine ganz unbekannte Perſönlichkeit. Auch gehört ſie der Weltgeſchichte nur inſofern an, als ſie ein Biſchof von Pampeluna war und zwar derjenige, welcher der Gründer der Brüderſchaft des h. Sakraments wurde. Dieſe Brüderſchaft war mir bisher ebenſo unbekannt geweſen, als ihr Gründer. Sie iſt auch zu keiner größeren Bedeutung gelangt. Es möge daher genügen, von ihr anzugeben, daß der Paragraph, welcher den weſentlichen Unterſchied zwiſchen dieſen Brüdern des h. Sakraments

und andern ähnlichen Gesellschaften herstellte, dahin lautete, daß jeder Bruder, welcher am Tage der Versammlung der Congregation von einem Feldhuhn äße, unwiderruflich excommunicirt werden sollte!

Der Inhalt dieses Paragraphen ist der Art, daß ihm nicht leicht Glauben beigemessen werden wird. Ja, manches schöne Herz, unbekannt mit der strengen Denkungsart vergangener Jahrhunderte, möchte geneigt sein, mich der Böswilligkeit gegen gar ehrwürdige Anstalten zu zeihen. Möge daher alle Verantwortlichkeit in Betreff meiner Angabe auf den Schriftsteller gewälzt werden, aus dessen Schriftchen *) über Navarra ich den angeführten Paragraphen übersetzt habe und dessen Name unter den katholischen Gelehrten Frankreichs einen guten Klang hat.

*) Voyage archéologique et historique dans l'ancien royaume de Navarre par *Cenac Moncaut*, page 82.

V.

Kunſt und Geſchichte in den Kreuzgängen des Domes.

Treten wir in den Kloſterhof, welcher ſich an die ſüdliche Seite des Domes anlehnt. Er gehört zu dem Schönſten, was uns aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts erhalten iſt.

Ich beginne mit dem Portal, welches aus dem Dome in die Kreuzgänge führt. Es wird getheilt durch einen mittleren Pfeiler, deſſen untere Hälfte in kleinen Feldern nebeneinander die Figuren heiliger Perſonen zeigt; dann verjüngt ſich der Pfeiler bis er über der Kopfhöhe einen Sockel bildet, auf welchem das Standbild der Jungfrau ſich erhebt. Sie lächelt mit dem Knaben auf dem Arme den durch den Kreuzgang zur Kirche Kommenden entgegen. Rechts und links die Tragpfeiler und die Laibung des Portalbogens ſind von angemeſſener Breite. In acht und vierzig verſchiedenen von kleinen Spitzbogen

umrahmten Feldern ziehen sich daran eben so viele Figuren heiliger Männer und Frauen (jede 8 Zoll hoch) empor. Darüber in der breiten Einkehlung der Bogenrundstäbe stehen die zwölf Könige Juda, sechs auf jeder Seite. Diese verschiedenen Reihen von Figuren sind die Vertreter der Geschlechter der Schöpfung und schließen sich als solche zur großen Salutation um das Bild der Mutter Gottes, welches in ihrer Mitte steht. Aber am Fuße des Portals sieht man rechts und links Darstellungen der Kämpfe Simsons, des Symbols des endlich triumphirenden Christus, und daran schließen sich auf ferneren Feldern die Abbildungen der Gegenstände der Musik, damit man wisse, daß es die Kunst ist, welche alle Gottesverehrung auf Erden unterstützt.

Es ist die Salutation an der großen Pforte, diese Anordnung der Chöre der Schöpfung, welche die Mutter Gottes verehrend umgeben, der große Gedanke, welcher zuerst von den byzantinischen Meistern gefaßt wurde. Das Portal zum Klosterhof von Pampeluna ist seine glückliche Uebersetzung in die geschwungene Sprache der Gothik.

Ich durchwanderte jetzt die Kreuzgänge mit ihren weiten schlanken Schwibbogen. Die eine Hälfte derselben ist gegen das Jahr 1316 vollendet worden, die andere stammt erst aus dem XV. Jahrhundert. Die Verschiedenheiten, welche der Zeitabstand im Bau herbeiführte, zerstörte

nicht die Harmonie des Ganzen. Denn der Kloſterhof in ſeiner ſchönen Unverſehrtheit ſcheint beim erſten Anblick wie aus einem Guſſe zu ſein.

Die Bogen, in ihrer oberen Hälfte mit vielfältig durchbrochenem Stabwerk ausgefüllt, ſpannen ſich alle gleichmäßig über aufſtrebende Pfeiler, welche jeder wie ein Bündel leichter Säulchen ſich darſtellt. Die Knäufe der Säulenpfeiler jüngeren Alters ſind mit feinem Blätterwerk geziert. Faſt ſcheint es, als zeigten auch die aus der älteren Zeit nichts Anderes; doch wenn man aufmerkſamer zuſchaut, ſo belebt ſich das Blätterwerk und allerlei Thierchen gucken aus ihm hervor, oder menſchliche Figuren treten deutlich heraus, und dieſes zierliche Leben beſchränkt ſich nicht blos auf den Kranz der Säulenknäufe, es zieht ſich an den Bogen hinauf und hinab und findet ſich gegenüber auf den Wänden der Kreuzgänge wieder. — Ueber jede Bogenſtellung erhebt ſich im Profil eine Pyramide von reichem Stabwerk, deren Spitze einem kleinen Standbilde zum Fußgeſtelle wird. Dieſe Standbilder ragen nicht in den blauen Himmel, ſie ſtehen unter dem flachen Dache, welches den oberen Gang bedeckt und dem die untere Hälfte der Pyramiden nebſt kleinen Zuſätzen zum Geländer dient.

Die allgemeine Schönheit des Kloſterhofes überraſcht; ich muß nun das Einzelne erwähnen, welches ihm einen

noch vorzüglicheren Werth verleiht. Es ist zunächst im östlichen Gange die einfach hohe Pforte, durch welche die alten Domherren ehemals zum Saale ihrer Versammlungen eintraten. Sie wird bewacht durch Petrus und Paulus; unter dem Fußgestell des letzteren ist das Bild eines Ringers mit einem überwältigten Löwen angebracht; Paulus hat dagegen zu seinen Füßen eine Darstellung des Augenblicks, da er verleugnete; an den Sieg und an die Schwäche des Glaubens sollten die Standbilder gemahnen, an welchen vorüber die geistlichen Herren zu ihren Versammlungen schritten. Zu beiden Seiten dieser Pforte sind fünfzehn Fuß hohe Spitzbogenfenster mit schlanken Säulen. Von viel höherem Intresse als die Pforte in das frühere Consistorium ist jedoch diejenige, welche ungefähr in der Mitte des südlichen Kreuzganges sich befindet. Durch sie trat man einst ein in den Cortessaal des alten Navarra. Zwei Standbilder von halber Lebensgröße sind auch hier außen an den Pfeilern angebracht. Es ist Gabriel und ihm gegenüber Maria; die frohe Verkündigung beherrschte den Ort, wo sich Navarras Bestimmungen entschieden.

Die schlanken Pfeiler des Eingangs tragen einen im Profil sich vertiefenden Schwibbogen, in dessen tiefster zwischen den Rundstäben liegender Einkehlung die Figuren von Königen und Königinnen, fünf auf jeder Seite, ab-

wechſeln; in der anderen oberen und äußerlichen Einkehlung finden ſich die Figuren von acht Engeln auf jeder Seite. Sie halten Harfen in ihren Händen, um mit dem Geſang der Himmliſchen die Bitten der königlichen Perſonen zu begleiten. Es können dieſe keine anderen ſein, als die Bilder von Navarra's einſtigen Beherrſchern und Beherrſcherinnen, deren Geiſter nun wie über dem Eingang zu den Hallen ſchweben, in welchen ſie einſt ſelbſt die Geſchicke des Landes abwogen. Das Giebelfeld, welches von dieſer bewundernswerthen Bildnerei umrahmt wird, zeugt nicht minder von der Kunſt des Meißels, als von Geiſtestiefe. Unter einem Himmel kleiner Spitzbogenreihen zieht das Leben Maria's in vierfach übereinander gereihten Darſtellungen vor dem Auge des Beſchauers vorüber. In den fünf Feldern der unterſten Reihe beginnt Maria ihren Wandel auf Erden, welcher ſich wie der einer Heiligen geſtaltet; in der Reihe darüber erſcheint ſie daher als die Berufene, um die Erlöſung aus den Flammen des Fegfeuers zu bringen; ſo iſt denn auch ihr Tod, wie er erſt nach dem erlöſenden Ereigniß der Geburt ihres Herrn eintrat, auch erſt über den Verſinnlichungen, die ſich auf ihren Beruf beziehen, in der dritten Reihe dargeſtellt; endlich im oberſten Felde wird Maria von ihrem Sohne als die Himmliſche im Himmel empfangen. Der Art iſt die ungemein ſchöne Pforte,

daß man meinen ſollte, ſie führe in eine heilige Klauſe. Sie iſt ein redendes Denkmal ihrer Zeit, in welcher jene alten fehdeluſtigen Degen, bei allem ihrem wilden Treiben, trotz wiederholter Bündniſſe mit den Feinden des Glaubens ſelbſt, doch immer noch von dem veredelnden Grundzug jenes Zeitabſchnittes beherrſcht wurden, der Begeiſterung für ihren Glauben.

Navarra war ein Wahlreich und in dem Saale, in welchen die ebenbeſchriebene ſchöne Pforte führte, verſammelten ſich einſtmals ſeine Ricos-Hombres, um ihre Könige zu küren. War die Wahl geſchehen, ſo hoben die Edelſten den neuen Herrſcher auf ihre Schultern und trugen ihn über den Kreuzgang in den Dom unter das gedrängte Volk und die Wände der Kirche tönten wieder von dem Freudengeſchrei real, real!

Heute ſind dieſe Rufe längſt verhallt und niemand tritt mehr in den Saal der alten Cortes. Die Pforte iſt verrammelt und hinter ihr im weiten Raum iſt Gerümpel aufgeſpeichert, das in Nacht und Nebel an dem Orte vermodert, wo einſt manch Königsgeſtirn aufging.

Die Krone, die ſich hier ertheilte, iſt nach Caſtilien gewandert.

Karl V. eroberte durch die Schlacht bei Noayn 1531 Navarra, ſoweit es ſich dieſſeit der Pyrenäen ausdehnte. Der Beſitz des Landes war für ihn eine Nothwendigkeit, weil die Krone Navarra's franzöſiſchen Prinzen anheim gefallen und zum Vorwerk der Feinde Spaniens geworden war. Es war dies um ſo gefahrdrohender, als ſchon das ſelbſtſtändige Navarra ſtets in Eiferſucht gegen die Macht Caſtiliens geſtanden hatte. Denn wenn wir die Geſchichte jener Zeit verfolgen, in denen die caſtiliſchen Hochflächen oder die Thäler Andaluſiens die Schlachtfelder abgaben für die Kämpfe zwiſchen den Rittern des Kreuzes und denen des Halbmonds, ſo ſehen wir bald, nachdem die ſarazeniſche Macht ihre höchſte Entwicklungsſtufe erreicht hatte, die Standarten der Mauren ſich theilen und ſondern und die Moslemen ſich im Brüderkampfe verzehren. Warum drang das Kreuz nicht weiter und nicht ſchneller vor, fragt man häufig? War es denn ſo ſchwach, daß die arabiſchen Stämme drei Jahrhunderte lang ſich ſelbſt aufreiben mußten, um ihm endlich die ſiegende Uebermacht zu verleihen? Ja, es war ſo ſchwach, denn die Ritter des Kreuzes verzehrten ihre Kraft in gegenſeitiger Feindſchaft, und den Navarrern giebt die Geſchichte in dieſer Beziehung kein günſtiges Zeugniß. Zu

ſchwach um Großes zu leiſten, zu ſtolz um ihre Selbſtſtändigkeit an die größere Einheit ihrer Nachbaren dahin zugeben, ſuchten ſie, nicht ſelten ſelbſt auf dem Schlachtfeld mit den Sarazenen verbunden, aus der Noth der Caſtilianer die Vortheile zu ziehen, welche ſie allein auf ſich ſelbſt geſtützt nicht hoffen durften. Nur einmal vergaßen ſie die ewigen Gränzſtreitigkeiten und den Haß gegen die mächtigeren Nachbaren und ſtießen zu den Kreuzheeren, welche auf den Aufruf Alfonſo's von Caſtilien ſich bei Toledo verſammelt hatten. Damals 1212 wurde die große Schlacht bei Navas de Toloſa geſchlagen, welche dem Vordringen der Mohren ein Ende ſetzte und ſie aus Eroberern auf der Halbinſel zu Vertheidigern ihres Andaluſiens umwandelte. Schon am dritten Tage währte die Schlacht, ſchon ſank den Chriſten Muth und Kraft, während die ſchwarzen Krieger Miramamolins ſtanden eine undurchbrechbare Mauer, ja man erzählt es bis auf den heutigen Tag, ſie ſeien mit Ketten aneinander gereiht geweſen; 10,000 Mohren bildeten dieſen Kern und fiel auch der Einzelne, die Chriſten fanden keine Gaſſe, denn die lebenden Glieder hielten die Todten und die eiſernen Ketten, hinter welchen Miramamolin herrſchte, widerſtanden dem Hiebe. Da ſetzt Sancho der Starke, der Navarrerkönig, in gewaltigem Sprunge zuerſt über die Eiſenmauern und haut in den Rücken der Mohren. Seine

Getreuen ihm nach; die eisernen Ketten werden gesprengt. Miramamolin flieht und die große Schlacht ist gewonnen. Aus der Provence, aus Frankreich, ja aus Burgund und Deutschland waren die Ritter auf Alfonso's Ruf gegen die Mohren herbeigekommen und verbreiteten nun den Ruhm Sancho's des Starken. Er aber nahm die eisernen Ketten in das Wappen Navarra's auf, dessen Schmuck sie noch heute ausmachen.*)

Im Jahre 1214 wird Sancho der Starke in die Gruft des Klosters von Roncesval gesenkt, der letzte aus dem Stamme des Ximenes Garzia, unter dessen Führung einst der Navarrische Name entstand. Thibaut, jener liederreiche Graf der Champagne, welcher durch seine Gesänge die Dichtkunst in Frankreichs Boden aufkeimen ließ, ist der Sohn Blanka's, der Schwester Sancho des Starken. Die Navarrer berufen ihn zum König. So kam das französische Reis auf Navarra's Thron, bis daß, nachdem die Gewohnheit der Wahl und fürstliches Erbrecht nicht mehr auseinanderwichen, derselbe unter Johanna, Thibauts Enkelin, als der Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, mit dessen Thron sich vereinigte.

Wenn auch nach Philipps des Schönen Tode ein

*) Mayer — Heraldisches A-B-C-Buch S. 251 — tritt dieser Sage entgegen.

jüngerer Sohn Johanna's die Krone von Navarra wieder selbſtſtändig für ſich erhielt, ſo blieb doch ſeit dieſer Zeit franzöſiſcher Einfluß in dem kleinen Königreich maßgebend und die Partei der Frankos hatte das Uebergewicht in Pampeluna. Pampeluna glich damals mehr einem dreifachen Lager nebeneinander hauſender Feinde, als der Hauptſtadt eines Landes. Es war in die drei Quartiere von San Nikolas, von Navarreri, und in die ſogenannte Burg getheilt. Jedes Quartier hatte ſeine eigenen Mauern und war der Sitz einer der drei Parteien, in welche das Land zerfiel und welche ſich abwechſelnd mit einander oder gegeneinander verbündeten. Wie geſagt, waren die Frankos oder Franzoſenfreunde in jener Zeit am mächtigſten. Von dem Haſſe aber, mit welchem ſich die Bürger einer und derſelben Stadt damals verfolgten, weiſt noch heute die alte Kirche von St. Nikolas Spuren auf; es ſind Spuren des Brandes, welcher einſt 800 von ihren gegneriſchen Mitbürgern in die Kirche geſperrte Opfer des Bürgerzwiſtes verzehrte.

Leonore wurde 1479 die Erbin Navarra's, welches ihr Gemahl, der Graf von Bearn, mit ſeinem Lande vereinigte. Die Erbin der Bearner, einige Jahrzehnte ſpäter, war Johanna, die edle Gemahlin Bourbons, die große Mutter Heinrichs des Vierten von Frankreich und Navarra. Heinrich IV. hieß König von Navarra, ob-

gleich er nur einen kleinen Theil dieſes Königreiches, die nördlich des Pyrenäenkammes gelegenen heute ſogenannten baskiſchen Provinzen Frankreichs ererbt hatte. Denn Karl der V. hatte ſeinem Großvater dem Grafen von Bearn, dem eifrigſten Bundesgenoſſen Franz des Erſten, das Land auf ſpaniſcher Seite durch die früher erwähnte Schlacht bei Noayn entriſſen und für das pyrenäiſche Staatsgebiet gewonnen. Er hatte dies keineswegs als fremder Eroberer gethan, die den Frankos feindlichen Parteien gehörten ihm. Er wollte in ihnen das ganze Volk Navarra's erblicken und ſchenkte demſelben einen Theil der Vorrechte wieder, welche eben erſt durch die Eroberung verloren geſchienen. Von dieſer Huld Karls V. ſchreibt es ſich her, daß noch heut zu Tage kein Cuarto aus der Provinz Navarra in die Staatskaſſe fließt. Denn jene hat ihre eigne Verwaltung, welche ſie bezahlt und ſonſt zu keiner Steuer verpflichtet iſt. Navarra und das Baskenland ſind die einzigen Provinzen, welche beſondere Vorrechte bewahrt haben.

Ich habe der Ketten Navarra's erwähnt. Sancho der Starke gewann ſie und hängte ſie nicht blos im Bilde in ſeinem Wappen, ſondern auch in aller Wirklichkeit im

Dome von Pampeluna auf. Indeſſen ſind ſie nicht hängen geblieben. Dagegen ſieht man in der einen Ecke des Kloſterhofs eine kleine Kapelle aus Eiſenſtabwerk und darüber die Inſchrift, daß dies das Eiſen der alten Ketten ſei. Ich entſcheide nicht ob die Inſchrift recht hat und laſſe dem alten Eiſen gerne ſeinen herkömmlichen Werth. Was ich aber dann zunächſt betrachtete, waren abermals zwei Portale, das vierte und fünfte in dieſen Kreuzgängen. Ihr Kunſtwerth kommt dem der ſchon beſchriebenen nicht gleich. Das eine derſelben führt hinaus aus dem Kloſterhof, das andere führte ins Refectorium. Das Refectorium ſieht aus wie ein Kirchlein, deſſen Schiff 100 Fuß lang und 42 Fuß breit iſt, mit einem ſehr hohen gothiſchen Gewölbe. Es wird durch eigenthümliche enge Fenſter erhellt, welche nur 1½ Fuß breit und dabei 18 Fuß hoch ſind. Darüber in der Mitte iſt ein rundes Fenſter. Die Kanzel an der einen Seite iſt ſonderlich. Der Künſtler hatte den Einfall, ſie von einer Figur getragen werden zu laſſen, welche einen von ſeiner Laſt ſehr zuſammengedrückten Bauern vorſtellt und die Domherren waren in ihrem Refectorium ſo offenherzig, um ſich dieſe Allegorie nicht zu verbitten. An der Kanzel ſelbſt waren allerhand Schnitzereien angebracht, welche auch nicht dem ſcheinbaren Zweck eines Dinges, wie einer Kanzel, entſprachen. In einem Feld war eine Reiterin,

von ihren Jägern gefolgt, zu ſehen; im anderen wurden einer Señora von zwei Zofen die Haare gemacht; im dritten waren ein Jäger und ein Bär dargeſtellt; im vierten eine eingefangene Löwin; im fünften ein Einhorn zu Füßen eines Fräuleins; im ſechsten ein Jäger mit ſeinen Hunden; lauter Jagd- und ſonſt recht weltliche Stücke, welche uns ziemlich bunt und ſinnlos ſcheinen, aber bei alledem, wie das ganze Refectorium, unſere beſondere Aufmerkſamkeit verdienen. Daſſelbe war nämlich nicht blos ein geiſtliches Eßzimmer, ſondern auch der Speiſeſaal der Könige.

Es iſt ſehr natürlich, ſich hier zu verwundern, warum denn die Könige nicht in ihrem Schloſſe ſpeiſten. Die Antwort iſt ſehr einfach: weil ſie kein Schloß hatten. Ein König, der in ſeiner Hauptſtadt kein Schloß beſitzt, das iſt eigenthümlich! Es kam daher: in der älteſten Zeit war der König der Führer im Kriege; der Krieg war der regelmäßige Zuſtand des Landes und das Hoflager war ſelten wo anders, als in einem Zelte oder in einer Burg an der Grenze. Später, als Navarra aufhörte ein bloßes Schlachtfeld zu ſein, und die Könige Zeit zu Friedensmuße fanden, war, wie ich ſchon erwähnte, Pampeluna der Kampfplatz blind raſender Parteien geworden und glich weniger einer Stadt, als drei nebeneinanderſtehenden verſchanzten Lagern. Da hatten denn die

Könige keine Luſt, ſich ein Schloß mitten in dieſes Raufneſt hinein zu bauen, und ließen ſich in Olite oder Tafalla oder ſpäter in Pau nieder, und Pampeluna blieb die Hauptſtadt der Navarrer ohne den Thron ihrer Könige.

Wenn dieſe in ihre eigne Stadt zu Gaſt kamen, ſtiegen ſie bei dem Biſchof ab und hielten Tafel im Refectorium. Die Holzſchnitzereien aber an der Kanzel, um auf dieſe zurückzukommen, mögen damals ihnen zu Ehren angebracht worden ſein, zur Erinnerung an dies oder jenes Abenteuer, deſſen Erzählung die alten Recken beim Mahle erheiterte. Das Einhorn zu den Füßen eines Fräuleins wird wenigſtens auf ſolche Weiſe ſeine Stelle erhalten haben. Es ging im Mittelalter von dieſem fabelhaften Thiere die Sage, es habe die Wälder durchſtrichen unbezwingbar, von wunderbarer Kraft, ſelbſt dem Elephanten überlegen, dem es mit ſcharfen Hufen die Weichen aufſchneide. Kein Jäger durfte ihm nahen. Da ſei ein Mädchen in dem Walde gewandelt, und das Einhorn habe es erſchaut. Getroffen, gebannt, bezaubert von dem Blicke der Schönheit, ſei das wilde Thier gekommen und habe ſich dem Mädchen gefügig und dienſtbar zu Füßen gelegt. Aber nicht lange, denn die Jäger ſtreiften im Forſt; unbemerkt von dem bezauberten Thiere, ohne Wiſſen des Mädchens drangen ſie heran und ſchlugen das Einhorn todt.

König Thibaut von Navarra, Graf der Champagne,

benutzte dieſe Sage in einem ſeiner Klagelieder an die Dame ſeines Herzens. Er ſang:

Ainsi comme licorne sui
qui s'esbahit en regardant,
quand la pucelle va mirant
tant est lie de son ami,
pasmé chièt en son geron.
Lors l'ocist-on en trahison:
et moi ont fait de tel semblant,
amors et ma dame pour voir
mon cuer n'en puis point ravoir.

Es erſcheint natürlich, daß die erwähnte Holzſchnitzerei an die Verſe des Königs erinnern ſollte. Das Refectorium iſt noch mit ſammt ſeiner Küche nebenan gut erhalten. Die letztere iſt ſo zu ſagen eine 18 Würfelfuß umfaſſende Höhle geweſen, welche ihr einziges Licht durch einen Rauchfang erhielt, deſſen Aeußeres ſich wie ein gothiſches Thürmchen ausnimmt. Ich ſah es vom Vorhof aus, durch welchen man vom Kreuzgang her durchgeht, um auf die Straße zu gelangen. Niemand würde ahnen, daß zwiſchen den verwahrloſten Gebäulichkeiten, welche dieſen Vorhof einſchließen, der Weg hinführt zu einem Orte, wo die Kunſt lebt und wo die Erinnerungen Navarra's ſchlafen.

VI.

Die Straße über Tafalla und Olite an den Ebro.

Ich hatte mir in dem Eilwagen nach Tudela eine Berlina genommen, d. h. einen Coupéplatz, wie wir in unserer armseligen Fremdwörterei uns auszudrücken pflegen. Als ich einsteigen wollte, wurde ich jedoch in das zweite Stockwerk der wandelnden Maschine verwiesen. Ich mußte mich fügen, denn Msr. Bischof von Hueska hatte die Berlina mittlerweile für sich und seine Begleiter in Anspruch genommen.

Der Eilwagen war bereit, ich hatte auf einer Leiter meinen Sitz erreicht, und die übrigen Reisenden die ihrigen; acht reich mit rothen Troddeln herausgeputzte Maulthiere warteten nur auf die Peitsche und das Geschrei ihres Zagal, um fort zu galoppiren, da kam in einem feinen Wagen der Bischof, auf den wir noch harrten, angefahren. Eine ziemliche Anzahl Leute hatten sich versammelt; wie waren sie glücklich, wenn sie die Hand des guten geistlichen Vaters erwischen konnten, um ihr einen schnellen Kuß aufzudrücken, während er sich mit Mühe in seine

Berlina unter mir drängte! Ich ſah beſonders einige Fräulein, die ob des Gelingens ihrer Kußbemühungen beneidenswerth vergnügt ausſahen.

Was ich noch bemerkte, war des Biſchofs grasgrün ausgeſchlagener Hut, welcher im übrigen die Form aller ſpaniſchen geiſtlichen Hüte hatte. Dieſe Form iſt die eines aufgerollten Blattes, welches der Länge nach ſo aufgeſetzt wird, daß es je einen guten halben Fuß über die Naſe hervor und über das kleine Gehirn hinten hinausragt. Aber der Zagal ſchlug endlich auf die Geſpanne los, der Mayoral that desgleichen und mit Hülfe jenes nebenherlaufenden, dieſes auf dem Bock ſitzenden Pferdelenkers flogen wir aus den Feſtungsthoren Pampeluna's hinaus in die Ebene. Eine prächtige Waſſerleitung war das Erſte, was mir zur Linken auffiel. Sie führt das Trinkwaſſer von den Bergen über die Thalſohle hin zur quellenloſen Kalkhöhe, auf welcher Pampeluna liegt. Ich erwähne ſie nicht blos, weil das auf etlichen hundert Bogen ruhende Werk ſich wie ein römiſcher Aquadukt maleriſch ausnimmt, ſondern auch, weil es als ein Werk der Gegenwart bezeichnet werden muß.

Man ſpricht öfters von der Halbinſel als von einem vollſtändig verkommenen Lande. Man ſpricht dann denjenigen nach, die das Land mitten in der Verwüſtung der Bürgerkriege geſehen haben oder das Uebertreiben

nicht laſſen können oder man betrachtet es nur von einer Seite, ein Fehler, welcher beſonders die Franzoſen bei ihren Anſchauungen von anderen Ländern auszeichnet. Oder iſt es nicht unter uns bekannt, wie die geiſtreichen Leute zwiſchen Pyrenäen und Vogeſen überhaupt gerne belieben, möglichſt viel phantaſtiſche Vorurtheile über ihre Nachbaren auf den Markt zu bringen? Spanien hat das Mißgeſchick, ſie als einzige maßgebende Nachbaren zu beſitzen und ſie haben ihm einen großen Theil ſeines ſchlechten Rufes verſchafft.

Nicht weit von den Thoren Pampeluna's ſteht ein Stein mit einem Kreuz faſt unbemerklich am Wege: an dieſer Stelle wurden vierzig Spanier, welche im Befreiungskriege von 1812 mit den Waffen in der Hand in die Gewalt eines Franzoſen-Oberſten gefallen waren, auf ſeinen Befehl erſchoſſen.

Weiter rollte der Wagen; zur Rechten wurde Noayn ſichtbar, das Dorf, bei dem Karl V. den Sieg erfocht, durch welchen Navarra mit dem übrigen Spanien vereinigt wurde. Dann kamen wir bei dem erſten Haltpunkt Tafalla an. Palaſtartige Gebäude, große Klöſter, ſchöne Kirchen bezeugen die ehemalige Bedeutung der Stadt. Ich meinte, ſie müſſe mit ihrem Kerne innerhalb der Mauern gelegen haben, welche, mit viereckigen Thürmen verſehen, mich an die ſchönen Stadtmauern Avignons erinnerten.

Sie umſchloſſen jedoch mit ihrem Zinnenreife nur die Gärten und das königliche Schloß, welches ſich Karl III. der Edle im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts aufbaute. Ich hätte gern die Ruinen aus jener Zeit näher beſchaut, in welcher ſich die Schlöſſer nicht mehr blos zur engen Zufluchtsſtätte, ſondern in der ganzen Pracht des ſchönſten germaniſchen Styles erhoben, ehe dieſer noch von den kalten Feſtſälen Italiens verdrängt war. Allein der Biſchof von Hueska war ſchnell fertig mit der Spendung des Segens, welchen das den Wagen umdrängende Volk begehrte, und wir fuhren ſchleunig weiter nach Olite. In Olite ſtehen die Trümmer einer anderen Königsburg, einſt von demſelben ſchlöſſerbauenden Fürſten aufgeführt wie die von Tafalla. Hier oder dort war fortan das Hoflager, und, wie ich ſchon erwähnte, in dem von Parteien zerriſſenen Pampeluna wohnten die Könige nur vorübergehend zu Gaſte.

Zum drittenmale wechſelten wir Geſpann in Caparoſo, einem navarriſchen Dorf, das vom Ufer des Aragon aus ſich auf den Felſenbrüchen emporbaut, welche im Süden die Wand des Flußbettes bilden, ſeine unteren Häuſer von den oberen und von den Felſen wie überhangen, die oberſten und ſeine Kirche in den glühenden Himmel ſteigend, während die länglichen Abendſchatten in das Thal des Aragon ſich legten.

Wir hielten am Ufer des Fluſſes und die Menge umringte den Wagen, ein neues buntes Gemälde händefaltender Männer, in den Staub niederknieender Frauen und lebehoch rufender Kinder, alle glücklich, daß der alte Seelenhirt vom Wagen aus ſeine Hände zum Segnen über ſie ausbreitete. Und weiter ging es dann die kahlen Felſen hinauf, wo einſtige Ströme ihre Spur in den Kalk hineingewaſchen haben, den eine andere Erhebung, als die der Pyrenäen, aufriß; denn ſeine Schichten neigen ſich in entgegengeſetzter Richtung zu dem ſüdlichen Abfall der Pyrenäen. Sie fallen im Süden zum Thale des Ebro ab. Wir fuhren über dies öde Gehügel, und die Haidekräuter ſproßten allein am nackten Fels, den die ſcheidende Sonne röthete. Da öffnete ſich auf einmal die Ebene vor uns. Sie lag ſchattig da in Erwartung der Nacht; die letzten Lichter waren eben von ihr gewichen bis auf einen Streifen, der ſie ſchimmernd durchzog. Es war der Ebro! Er warf dem Himmel ſpiegelnd ſeinen Glanz zurück, während das Uebrige immer nächtlicher wurde. Nur die fernen Sierra's Caſtiliens funkelten noch im letzten Glühen über das Duftmeer herüber. Aber in der Richtung, in welcher der Ebro mündet, ging der Mond auf.

Er ſchien auf die Dächer Valtiera's, als wir dort die Maulthiere wechſelten. Er begleitete uns weiter und legte den Schlummer mehr und mehr auf die Natur und auf

uns, die wir durch die Landſchaft in ſeinem Zauberlicht hinfuhren.

Endlich erwachte ich wieder durch das Dröhnen des Hufſchlages, der vom Pflaſter einer Brücke widerhallte. Die Strahlen des Mondes ſagten mir, daß ſie vom Spiegel des Ebro unter unſeren Füßen wiederglänzten, und vor uns lagen ſie auf den Schattenriſſen Tudela's.

VII.

Der Dom von Tudela.

Ich blieb einen Tag in Tudela, um auf das Boot zu zu warten, welches einen Morgen um den anderen auf dem Ebro-Canal nach Zaragoza fährt. Da die kleine Stadt ſonſt nichts Bemerkenswerthes inmitten ihrer braunen Backſteinhäuſer beſitzt, als ihren Dom, ſo ſchlenderte ich durch die engen Gaſſen hin. Als ich auf den Platz, auf welchem der Biſchof wohnt, kam, erhob ſich der Dom mit ſeinen Thürmen ebenſo erdfarben vor mir, als die ganze Stadt, was ihm jedoch beſſer anſtand als ihr. Er iſt ein großartiges Bauwerk, und wenn ihm, wie den meiſten

seinesgleichen, die Einheit des Styls abgeht, so mag er dagegen durch die vorzügliche Schönheit einzelner Bautheile ausgezeichnet sein. Er wurde, wie ich unter einem der Bilder in der Sakristei las, in seiner ursprünglichen Gestalt zu einem Denkmal des Sieges über die Mohren erbaut, nachdem Alonzo von Aragon ihnen 1114 die Stadt entrissen hatte. Dieser begann im Jahre 1121 eine Basilika an die Stelle der Moschee zu erbauen. Dieselbe wurde jedoch erst, nachdem die Stadt an Navarra gekommen, durch Sancho den Starken vollendet. Noch heute hängen die Kettenringe neben dem Hauptaltare, welche der König nach der Schlacht der Navas de Tolosa der Kirche geschenkt haben soll. Die Basilika wurde später zerstört, nur ihre Portale haben sich erhalten. Sie sind noch heute die Eingänge des neuen Baues, Zeugen der heiligen Kunst einer entschlafenen Zeit voll erhabener Ziele. Ich schweige von den schönen Portalen, welche zu beiden Seiten in das Querschiff führen, um insbesondere das Hauptportal in's Auge zu fassen.

Ich möchte es ein Gemälde nennen, nicht mit dem Pinsel, nicht durch Farben vollendet; aber mit dem Meißel zauberte der Künstler Leben in den Stein, reiche Bedeutung in den kalten Stoff und ließ die Menschen über dem Eingang zum Gebete, wie auf einem Vorhange, alle die Bilder erblicken, welche ihre Seele je nach ihrem Gewissen

mit Beſeligung oder mit Pein erfüllen ſollten. Auf dem Halbkreisfelde unter der ſchrägvertieften Bogenwölbung iſt die Geſtalt des Herrn erkennbar über beſiegten Dämonen; Engel verkündigen zu ſeinen Seiten mit Poſaunen ſeine Herrlichkeit und ſeinen Sieg über das Böſe, ſie rufen mit lautem Schall die Geſchaffenen herbei, den mächtigen Gott zu verehren. Aber in den ſiebenfachen Einkehlungen der je auf acht Säulen ruhenden abgeſchrägten Bogenlaibung, welche dieſem Bilde zum Rahmen dient, zeigen ſich im Höhepunkte jeder Halbkreiskehle, dem Rufe der Engel gehorſam, die Vertreter der Chöre der Schöpfung; zu unterſt die Figur eines frommen Laien, über derſelben ein Biſchof, über dieſem David, der beſte der Könige, über dieſen Vertretern der irdiſchen Ordnungen die Abgeordneten des Himmels; zuerſt ein Engel, über ihm ein heiliger Patriarch, über dieſem, der Geſtalt Chriſti am nächſten, welche in der oberſten Bogenkehle erſcheint, das göttlichſte Geſchöpf, eine Märtyrerin. Zur rechten Seite dieſer Figuren befinden ſich in den ſiebenfachen Einkehlungen die Darſtellungen der ſeligen Chöre, der neugeborenen Erdenkinder, der Auferſtandenen. Zur Linken aber iſt die Hölle, und der verlorene Menſch zeigt ſich in allen ſeinen Sünden und in allen ſeinen Qualen in der Gewalt der Teufel. Wenn dies großartige Gemälde an das Ende erinnert, ſo fand auch der Anfang

des Weltalls seine Darstellung. Die Knäufe der Säulen, welche die Wände des Portals zieren, sind mit feiner Bildnerei versehen. Sie stellt von der ersten bis zur sechszehnten Säule die Schöpfung der Welt dar von der Geburt des zum erstenmale die Flügel ausbreitenden Engels an, von dem Werden der Erde und dem Anfang der übrigen Gestirne an bis zur Schöpfung des Menschen, und erzählt dessen Geschichte bis zu Abrahams Opfer des Widders, der für Isaak geschlachtet wurde, ein Vorbild des göttlichen Opfers für die Menschheit. Um dieses Opfers willen rufen die Engel unterhalb der Gestalt des Herrn den zur Kirche Kommenden mit der Posaune zu, daß sie das Entsetzen zur Linken schauen und den Weg zur Rechten, zu dem sie berufen sind, gehen.

So sprach die christliche Kunst auf dem Portale, durch welches ihr Glaube in die Moschee Muhamed's siegreich eingezogen. Wir aber verachten häufig jene alte Zeit und schreien über die Rohheit! Auf die stumme Frage ihrer Denkmale, welches denn die erhabene Idee sei, die heute unser Treiben weihevoll durchleuchte, bleibt mancher die Antwort schuldig.

Neben dem Dome ist ein alter Kreuzgang, dessen Rundbogenstellungen auf weißen Marmorsäulen ruhten. Mit dem bildreichen Schnitzwerk ihrer Knäufe sind sie heute in die Wände eingemauert, welche das Ganze aufrecht

erhalten ſollten und ſeine Schönheit zerſtörten. Das alte Kunſtwerk iſt zu einer Mauer geworden, welche einen Schutthaufen einſchließt.

VIII.

Am Ebro.

Die Sonne ſank am ewig ſchönen Himmel Spaniens, als ich auf die felſige Höhe ſtieg, an welche die Stadt ſich anlehnt. In der kurzen Abendſtunde, in welcher ſelbſt über die Steppen des Südens ein Zauberlicht hinfliegt, ſah ich im Golde der untergehenden Sonne die braunen Häuſer Tudela's wie von innerem Brande geröthet unter mir liegen, zogen wie Goldſand aufgeſchichtet die Hügel im Kreiſe umher; hinter ihnen aber am ſtrahlenden Horizont dunkelten die Randgebirge des caſtiliſchen Hochlandes, hinter welche die leuchtende Sonnenſcheibe nun hinabzog. Und wenn dies feurige Bild ſüdlicher Abend-

glut ſchön war, ſo feſſelte doch faſt noch Schöneres mein Auge an die entgegengeſetzte Seite. Dort floß der Ebro zu meinen Füßen — durch ſtille Blüthenhaine. In ſeinem Flußthal zwiſchen den Felſen, auf denen ich ging, und den Felſenzügen jenſeit des Fluſſes, den fernen Bardegnas, auf denen der Glanz des Tages ſchon mit dem Dufte der Nacht, die von dorther nahte, ſich miſchte, lag die Natur wie ein Zaubergarten im Schmuck des Lenzes. Alle die Früchte des Südens, welche an dem Ebro freudig reifen, ſtanden in Blüthe. Roſenſchimmer und Myrtenduft war über die prangenden Ufergefilde ausgebreitet, durch welche der Fluß ſein glänzendes Band hindurchzog. Es war das Land einer neuen Zone, wo ich weilte, es war ein anderer Himmel, der ſich über mir wölbte, und aus den milden Lüften wehte es mir zu: Du biſt im Reich des Lenzes!

Ein altes Gemäuer ſtand nicht weit von mir und ließ noch einen römiſchen Bogen mit ſeinen Pfeilern erkennen. Dorther klangen die Saiten einer Guitarre, und eine klare Männerſtimme fiel mit Zwiſchenpauſen ein. Der junge Navarrer hatte ſich einen Säulenſtumpf zur Lehne gewählt und ſaß mit ſeinem breitkrämpigen ſchwarzſammtenen Hute auf dem Boden, auf welchem für ſich und ſein Weibchen ſeine bunte Decke, die Manta, ausgebreitet war. Ich lauſchte eine Weile ſeinen Liedern. Er ſang

von ſeinem Glücke, ſeiner Mariquita, und Mariquita belohnte ihn dafür nach jedem Verſe mit einem Kuſſe von ihren rothen Lippen.

Aragon.

I.

Der Ebro-Canal.

Schlag vier Uhr Morgens fiel die kunſtreiche Aufeinanderſtellung, welche ich vor Schlafengehen mit meinen ſämmtlichen Stühlen vor der riegel- und ſchlüſſelloſen Thüre aufgeführt hatte, zuſammen, und die Kellnerin ſtolperte mit ihrer Chocolate herein, um mir die baldige Abfahrt des Bootes, mit welchem ich nach Zarogoza wollte, zu verkündigen. Ich ſputete mich möglichſt, drängte mich glücklich in den Omnibus, welcher zu dem eine halbe Stunde vor Tudela beginnenden Canal hinfährt, und betrat mit Sonnenaufgang das Boot.

Der Canal führt den Namen canal imperial de Aragon deswegen, weil Kaiſer Karl V. ihn anlegen ließ. Er diente jedoch damals nur zur Bewäſſerung der Felder. Erſt der Statthalter der Provinz Aragon unter Carl III., Pignatelli, ein hervorragender, unternehmender Mann, führte ſeine Erweiterung aus. Seitdem, ſeit 1790, iſt der Canal zugleich Bewäſſerungsanſtalt und Verkehrsſtraße.

Er iſt ſechszehn ſpaniſche Meilen lang und wird von den Waſſern des Ebro geſpeiſt. Sein Bau hat 158 Millionen Realen gekoſtet. Der jährliche Gewinn, den er bisher abwarf, betrug aber nur 200,000 Realen, weil von den 600,000 Realen Brutto-Einnahme 400,000 Realen Unterhaltungskoſten und Gehalte abgehen. Man verſpricht ſich großartigere Erfolge von der Verlängerung des Canals bis in's Meer. Man hat lange und viel von derſelben geſprochen und wenig dafür gethan. Seit 1854 endlich hat eine ausländiſche Geſellſchaft den Fortbau des Canals übernommen; derſelbe ſchreitet raſch vorwärts, und die Verbindung mit dem Meere bei Tortoſa wird beim Erſcheinen dieſer Blätter wol ſchon hergeſtellt ſein. Die Dampfboote, welche den neuen Dienſt verſehen, ſind ſchon zur Stelle. Der Ebro ſelbſt iſt wegen ſeiner Klippen unterhalb Zaragoza's unſchiffbar, und das Innere des nördlichen Spaniens erwartet die Oeffnung einer neuen Pulsader ſeines Verkehrs, wie das untere Ebrothal die ausgedehntere Befruchtung ſeines Bodens, der nur des Waſſers bedarf, um hundertfältig zu tragen. Die Bauern begreifen heute vollſtändig den hohen Werth, den die Anlage für ſie hat. Ich erwähne dies beſonders, weil ich ein Beiſpiel anführen will, welches zeigen wird, daß ſie es noch am Ende des vorigen Jahrhunderts gar nicht begriffen. Der Canal war 1790 eben vollendet, als das

Waſſer plötzlich ausblieb und die Fahrzeuge auf demſelben aufſaßen. Woher mag dies rühren, dachte der Statthalter in Zaragoza, während ſeine Bedienſteten den Canal erforſchten. Sie kamen bald mit der Meldung zurück, die Einwohner von Tudela hätten ein Loch in die Wände des Canals gebrochen, weil die neue Waſſerſtraße ihren Wirthen und Maulthiertreibern ſchade und ihnen ſämmtlich unverſtändlich und ein Aergerniß ſei. Die Thatſache war ſchlechterdings richtig und empörte den Statthalter. Er ſitzt auf und ſprengt gen Tudela; ſeine Leute ſind voraus und ſollen Groß und Klein an dem Durchbruch zuſammentreiben. „Wer ſind die Rädelsführer?“ ruft er dort mit zorniger Stimme unter die Menge. Aber dieſe ſchweigt. „Wer ſind die Rädelsführer geweſen?“ ruft er noch einmal, „oder ich habe vor, den Durchbruch mit euern Köpfen zu verſtopfen!“ aber die Leute ſchweigen noch immer. „Bringt mir zwei Köpfe“, ruft er ſofort ſeinen Dienern zu, die gehorchen, und er wirft die blutigen Häupter eigenhändig in den Canal und wiederholt ſeine Drohung. Aber die Tudelaner ſchweigen noch immer und ſchwiegen, bis eilf Köpfe in den Canal gefallen ſind. Dann endlich war ihr Eigenſinn gebrochen und die Rädelsführer wurden genannt. Pignatelli begnügte ſich, ſie einzuſperren, und war milde genug, zu beweiſen daß ſeine vorausgegangene Grauſamkeit berechnet und

nothwendig gewesen war. Was damals, bei den traurigsten geistigen Zuständen des Volkes, Eigensinn gewesen, wird heute, wo die alte Verfinsterung weicht, zur Tugend der Standhaftigkeit.

II.

Die sieben Infanten von Lara.

Wir hatten bald auf dem kleinen Marktschiff die Gränzen der ehemaligen Königreiche und jetzigen Provinzen Navarra und Aragon überschritten. Zur Linken begleitete uns das Thal des Ebro mit seinen fruchtbaren Auen, jenseit des Flusses begränzt von den öden Bardegnas und den Felsenzügen, welche es weiter in seinem ganzen Laufe begleiten, jäh und kahl, aber in malerischer Ferne. Der Canal läuft einige tausend Schritte rechts vom Flusse auf den Thalrandhöhen hin, welche sich im Süden in eine weite Felderebene ausbreiten. Ueber dieser Ebene, den Fuß in den Düften des Morgens verloren, glänzte im Hintergrunde das einsame Schneehaupt des

Mont Cayo blendend weiß mitten im freundlich blauen Aether. Die selige Stille des Morgens ruhte unter ihm auf den Fluren. Ach! nicht immer schlief der Friede so lieblich an dem Fuße des Mont Cayo. Eine alte Sage, schaurig wie der wilde Geist der Zeit, den sie schildert, erzählt von dem Tode der sieben Infanten von Lara*). Es waren wackere Brüder und die Vettern der Doña Lambra, der stolzen Braut des Grafen Ruy Velasquez von Castilien. Castilien war damals nur erst eine Grafschaft an der Gränze der Mohren. Zur Hochzeit der Doña wurden große Feste veranstaltet, und die edlen Vasallen des Grafen, ihres Bräutigams, vereinten sich zum ritterlichen Turniere. Vor allen zeichneten sich die älteren Brüder von Lara durch Gewandtheit und Stärke aus. Ihr Ruhm wurmte den jüngsten Bruder; er konnte ihn nicht theilen, die Schranken waren seinem jugendlichen Alter noch verschlossen.

Es fällt ihm eine List ein. Der verwegene Jüngling drängt sich unkenntlich unter dem gesenkten Visir auf den Kampfplatz. Aber er machte seine Sache schlecht, und Doña Lambra befahl ihrem Pagen, dem kleinen Vetter zum Hohne eine blutige Gurke in's Gesicht zu werfen.

*) Die einzelnen Romanzen, die sich auf diesen Stoff beziehen, sind mit Auswahl übersetzt im Romanzero von v. Schack und v. Geibel.

Das war eine arge Beſchimpfung, die der Beſiegte noch zu ſeinem Unglück hinzuzunehmen hatte. Aber der junge Lara ertrug ſie nicht, ſondern ſtürzte im Jähzorn auf den Pagen los. Dieſer flieht und weiß keinen anderen Ausweg, als Schirm zu ſuchen im Schooße ſeiner Herrin. Doch vergebens. Im Schooße der Doña ſelbſt ermordet ihn der Lara. Welche That! In ihrem eignen Schooße der Diener ermordet, weil er ihr gehorchte! Das verlangt Sühne. Der mit Recht erzürnte Graf ſchwört der entſetzten Braut auf der Stelle, ſie blutig zu rächen nicht blos am Thäter, ſondern am ganzen Geſchlechte der Lara's. Ein ganzes Haus ſoll's dem wilden Grafen entgelten, was der übermüthige Jüngling verſchuldet. Und das im Zorne geſchworene Wort bindet den Grafen.

Gonzalo Guſtios iſt der Vater der jungen Lara's. Ruy hat keinen ſtolzeren Vaſallen und keinen treueren. Er läßt ihn zu ſich entbieten, und zum Zeichen, wie er ihm vertraue, übergiebt er ihm eine Botſchaft an den Kalifen von Cordoba. Gonzalo reitet mit dem Briefe von dannen; er ahnt nicht, was er enthält; der Brief enthält die Bitte, den Ueberbringer zu tödten. Der Mohrenkönig, alſo rechnet der tückiſche Graf von Caſtilien, wird dem verhaßten Chriſtenhelden ſicherlich danach thun.

Am Fuße des Mont Cayo in Caſtiliens jetzt baumloſer Ebene dehnten ſich damals herrliche Wälder aus,

in welche die Infanten von Lara zu jagen gingen. Aber ſie kehrten nie wieder heim. Sie waren dort der Rache des Grafen von Caſtilien zum blutigen Opfer gefallen. Wehe dem Hauſe, in welches die Rache einzieht! Aber Gonzalo de Lara war unterdeſſen nach Cordoba gekommen. Will mir der Graf von Caſtilien neuen Krieg anſagen, denkt der Kalif, Gonzalo vor ſeinem Throne erwartend, weil er mir den verhaßteſten ſeiner Ritter ſendet, den Lara, der mir mehr meiner Moslemen erſchlug, als zwanzig andre Caſtilianer? Gonzalo tritt ein: die hohe Geſtalt läßt den Helden ahnen, ſein edles Antlitz iſt männliche Schönheit, ſein Feuerblick zeugt von der Kraft des eiſernen Gothen, die ſich in tauſend Kämpfen geſtählt hat. Er verbeugt ſich vor dem Kalifen und vor deſſen roſiger Schweſter, die an der Seite des Bruders ſitzt, und vor den verſammelten Fürſten der Mohren. Sie waren ihm ſchon oft im Kampfe begegnet. Der Kalif durchflog den Brief des Caſtilianer-Grafen und ſchien zu ſtutzen.

Er reicht ihn darauf einem der Mohren, damit er laut verleſen werde. Die verſammelten Mohren vernehmen, der Tod Gonzalo's werde gewünſcht. Den Gefallen wollen ſie dem Caſtilianer wol thun. Sie ziehen die Säbel in wildem Gewirre. Es fehlt nur das Zeichen vom Kalifen, und um den Verrathenen wäre es geſchehen.

Gonzalo ſteht unbeweglich und ſtolz vor dem Throne,

von welchem aus das Auge der Mohrenfürstin auf ihm ruht und ihn wunderbar fesselt. Sie gleicht den Blumengärten Persiens. Ja, beim Klirren der Waffen sieht er die Fürstin beben und das wallende Blut ihrer Wangen entweichen; und sie wendet sich mit mildem Blick zu ihrem Bruder. Sie flüstert ihm in's Ohr.

Der Kalif scheint sie nicht zu erhören. Da rötheten sich wieder die Wangen der schönen Sarazenin, während sie ein kurzes Wort spricht, und der Bruder befiehlt den Mohren, die Säbel zu senken, denn die Schwester hatte gesprochen: ich lieb' ihn!

Gonzalo war gerettet und wurde der Gemahl der schwarzlockigen Mohrenfürstin.

Der Sohn, den sie ihm später schenkte, hieß Mudarra.

Lange hatte der Graf von Castilien mit Doña Lambra in den Ländern geherrscht, über welche die Schneekuppe des Mont Cayo sich einsam erhebt, und hatte die Rache vergessen, welche von Geschlecht zu Geschlecht unauslöschlich fortschleicht. Da wirbelten Staubwolken auf der Straße von Süden empor. Cordobanische Ritter brausten heran und nahmen ihm Krone und Leben. Mudarra war es mit den Seinen. Er wurde der Ahnherr der späteren Infanten von Lara, deren Name auf manchem Blatt der Geschichte Castiliens sich wiederfindet. —

Doch immer weiter zurück trat der Mont Cayo, und

immer näher kamen wir gen Zarogoza geſchwommen auf der ſanften Waſſerſtraße, ohne den ewigen Staub, ohne das ewige Geſtoße des Wagens; es war eine gar liebliche Fahrt. Wir überſchritten unterwegs den Jalon, einen rechten Zufluß des Ebro. Es war eigenthümlich, auf einem Waſſer, nämlich auf dem Canal, quer über das andere, den Jalon, zu ſchiffen, der tief unter dem Brückenbau hindurchfloß.

Endlich gewahrten wir eine weißliche Linie ſich die ſüdlichen Anhöhen hinaufſchlängeln; es war der Weg nach Madrid; man erreicht die Hauptſtadt in 30 Stunden von Zaragoza aus. Die Thürme der heldenmüthigen Stadt winkten uns über Olivenhainen entgegen, und bald darauf nahm uns ihr Weichbild auf.

III.

Nueſtra Señora del Pilar zu Zaragoza.

Noch ſtolzer, als auf ſeine Heldenmüthigkeit, iſt Zaragoza auf ſein Muttergottesbild. Es iſt wol das am meiſten verehrte in ganz Spanien; zu ihm wird aus den

entfernteſten Gegenden gewallfahrtet. Den Namen der Virjen del Pilar hat die kleine Bildſäule von dem Pfeilerſtumpfe, auf welchem ſie ſteht. Es iſt natürlich, daß ſie ſchon unzählige Wunder gethan hat, von denen ich gern eines erzählen würde, wenn ich es in Erfahrung hätte bringen können. Ich muß mich daher begnügen, anzuführen, wie ſie durch ein Opfer aus ihren Schätzen im Betrage von 2,388,230 Realen dazu beitrug, die durch die Franzoſen unter Lannes nach verzweifeltem Widerſtande im Jahr 1808 eroberte Stadt vor weiteren Schreckensmaßregeln der raubgierigen Feinde zu retten. Trotzdem ſollen ihre im Lauf der Jahrhunderte zuſammengebrachten Schätze noch immer ſehr beträchtlich ſein, wie ſie denn auch ſelbſt ein ungefähr ſechs Zoll großes Figürchen aus lauterem Golde iſt und eine edelſteinbeſetzte Krone trägt.

Ich ſtellte mir unter dem ihr geweihten Hauſe eine Kirche vor, deren Glanz der Berühmtheit der Virjen entſpräche. Man wies mich, um zur Kirche zu gelangen, an das Ufer des Ebro.

Ich glaubte auf meinem Wege einem doch einigermaßen geſchäftigen bunten Leben zu begegnen. Denn Zaragoza mit ſeinen 70,000 Einwohnern iſt die einzige große Binnenſtadt im Norden Spaniens.

Den Ausmündungen der vom Scheitel der Pyrenäen

südwärts laufenden fruchtbaren Thäler vorgelagert, am Ebro gelegen, an dem die natürliche Straße zum Mittelmeer, so wie zum Ocean hinzieht, müsse, meinte ich, Zaragoza der Mittelpunkt für den ganzen Handel der nördlichen Hälfte der Halbinsel sein. Aber mit diesem ganzen Handel ist es nichts, und man kann namentlich nichts Oederes, nichts Verlasseneres sehen, als die Wasserseite Zaragoza's. Auf dem gelben Ebro lagen kaum ein Dutzend kleiner Kähne. In früheren Zeiten soll der Fluß für größere Fahrzeuge schiffbar gewesen sein, aber gegenwärtig führt er nicht mehr die bei seinem felsigen Strombette nöthige Wassermenge.

Am jenseitigen Ufer, zu welchem eine alte schmale Brücke hinüber führt, liegt, im Sonnenbrande abgestorben, eine kleine Vorstadt, so eintönig und öde, wie die ocherfarbene Haide, von welcher sie umgeben ist, und welche hier sich weithin in's Land verbreitend, das traurige Ufer des Flusses bildet. Diesseits, links von der Brücke gewahrte ich ein sehr langes und sehr hohes Bauwerk. Ohne Eingänge auf dieser Seite, mit kleinen Fenstern versehen, konnte es recht gut für ein Zuchthaus gehalten werden, wenn nicht die Kuppeln und Kuppelchen, welche es überdachen und welche mit ihren farbigen glasirten Ziegeln eigenthümlich gegen die Backsteinfarbe des übrigen Gebäudes abstechen, die kirchliche Bestimmung ahnen ließen.

Ich ſuchte daher den Eingang auf einer anderen Seite und trat in die Kirche de Nueſtra Señora del Pilar. Ihr Hauptfehler iſt der, daß ſie eben die Kirche der Señora del Pilar iſt. Wenn ſie ſonſt einem Heiligen geweiht wäre, ſo würde man ſich vielleicht noch über ihre Größe wundern, welche dermalen ihr zweiter Fehler iſt, inſofern dadurch ihre Geſchmackloſigkeit auch räumlich ſo groß wird. Ihr Grundriß iſt ein längliches Rechteck. Ihr Inneres zerfällt erſtens in ein Haupt- und zwei Nebenſchiffe und zweitens in eine ausgeſchmücktere und in eine kahlere Hälfte, als wenn Geld oder Frömmigkeit nicht ausgereicht hätten, die Kirche gleichmäßig zu vollenden.

Die Bogenſtellungen nun, welche die Kirche in das Haupt- und in die Nebenſchiffe eintheilen, werden von Pfeilern getragen, deren Schwerfälligkeit allem Uebrigen entſpricht. Sie ſind viereckig und jede Seite wenigſtens ſechs Fuß breit. In der reicheren Hälfte der Kirche ziehen ſich, auf gelben Marmorſockeln ruhend, an jeder Seite dieſer gelblich angeſtrichenen Pfeiler zwei kantige corinthiſche Halbſäulen empor. Die Kuppelwölbungen, welche den einzelnen Bogenſtellungen entſprechen, ſind mit dem Beſten in der Kirche, mit bunten Fresken, ausgemalt. In der vernachläſſigten weſtlichen Hälfte der Kirche dagegen fuhr nichts weiter als ein Pinſel voll weißer oder gelblicher Farbe ſowohl in den Kuppelwölbungen herum,

als auch über die Seiten der dicken kahlen Pfeiler, welche in der Höhe der Knäufe mit braunen Schnörkeln versehen sind, wie sie nicht häßlicher gedreht werden könnten. Die großen Wände der Kirche auch in ihrem ausgeführteren Theile sind ebenfalls weiß oder gelb angestrichen. — Nun, in diesen kahlen Hallen scheinen die edlen Männer, welche der Virjen del Pilar das Haus bauten, selbst erkannt zu haben, daß nicht die rechte Weihe vorhanden sei. Wenigstens haben sie in den großen Tempel einen zweiten kleinen hineingebaut, welcher den eigentlichen Schrein der Heiligen bildet. Dieser innere Tempel oder auch steinerne Baldachin ist ganz aus hellbraunem Marmor gefertigt und besteht aus corinthischen Säulen und einem von ihnen getragenen vielfach durchbrochenen Dache, durch dessen Durchbrechungen man zu den Fresken in der Hauptkuppel aufsehen kann und welches mit seinen Trägern von Kundigen als eine bauliche Merkwürdigkeit betrachtet wird. Unter demselben in der rechten Ecke des großen Altars steht das Heiligenbild. Als ich herantrat, lag die Menge davor auf den Knieen. Die Messe wurde gelesen, und Kerzen, von goldenen Engeln getragen, brannten vor der goldenen Figur, welche vor einem mit Silbersternen überstreuten Goldgrunde leuchtete. Ich gesellte mich zu der Menge, bis die Messe aus war, bis die Andächtigen gingen und ein Kirchendiener auf seinen Knieen

herbeigerutſcht kam, um den purpurnen Vorhang vor das Bild zu ziehen, welches für heute nicht mehr zu ſehen war.

Die Kirche de Nueſtra Señora del Pilar iſt ein Werk des ſechszehnten Jahrhunderts, jener Zeit, auf welcher der böſe Geiſt Torquemada's lag und in deren Nächten die Geburtsſtunden Philipps und ſeiner Alba's ſchlugen, in welcher die erhabenen Gotteshäuſer ſich nicht mehr in der freudigen Herrlichkeit des ſiegreichen jungen Glaubens erhoben, ſondern verſteinert wie er, geradlinig, kahl, ſchwerfällig aufgeführt wurden. Die Größe ward durch die Maſſe erſetzt, die Pracht der Kunſt durch das Gewicht an gediegenem Metall. Die Geſtaltenwelt, mit welcher der Meißel in den vorangegangenen Jahrhunderten die geweihten Räume erfüllte, das ſymboliſche Leben, welches er durch dieſelbe hervorrief, die Gedanken, welche den ſchönen Verhältniſſen entſprachen, alles Göttliche, was die Kunſt hervorgezaubert hatte, war erloſchen, weil der Geiſt erloſchen war, ohne den keine Kunſt möglich und deſſen Prüfſtein eben deswegen die Kunſt iſt.

Spanien iſt mit Kirchen überſäet, und das Land war nicht weit davon, ausſchließlich Kirchengut zu werden. Aber die meiſten ſeiner Kirchen ſtammen aus den letzten Jahrhunderten, in denen jener Bauſtyl, deſſen claſſiſche Linien ſich unter Karl V. von Italien aus verbreiteten, ſich zu der eigenthümlich ſpaniſchen Bauart umbildete,

über die ſich drei Jahrhunderte lang nur daſſelbe ſagen läßt, was ich über die Kirche der Virjen del Pilar geſagt habe: ſchwerfällige große Räume, getünchte Wände, vergoldete Altäre mit ſilbernen Geſchirren. Wer die Kunſt in Spanien bewundern will, muß nicht vorwärts, ſondern rückwärts der Regierung Karls V. ſuchen.

Zaragoza beſitzt ein herrliches Denkmal der Kunſt jener früheren Zeit in dem Dome von St. Seo.

IV.

Der Dom von St. Seo.

Aprilwind fegte durch die Straßen Zaragoza's und wirbelte in dunkler Abendſtunde Staub und Regen durcheinander.

Dennoch war es rege in den Gaſſen, weil die Leute von der ſonntäglichen Abendandacht aus dem Dome von St. Seo heimkehrten. Seine Pforten ſtanden noch weit geöffnet, als ich auf den Platz kam, und die Kerzen, welche beim Gebet geleuchtet, ſchienen nun ruhig in die ſtürmiſche

Dunkelheit hinaus. Ihr Licht zog mich an, und ich trat in die entleerten Räume neben den letzten Andächtigen, welche sie eben verließen, ein.

Von welcher Herrlichkeit, von welcher Unendlichkeit sah ich mich da umfangen! Ich wußte zuerst nicht, wie ich mich zurecht finden sollte, denn die Kirche ist fast so breit als tief, und auf allen Seiten erhoben sich die je durch acht Halbsäulen gezierten Pfeiler. Ihre Zahl beträgt zwanzig, welche, zu je fünf in vier Reihen gepflanzt, das Hauptschiff von vier Nebenschiffen trennen; die zwei mittleren Nebenschiffe sind so hoch und fast so breit, als das Hauptschiff, die äußeren so hoch und fast so breit als die mittleren, und an jenen öffnen sich dann unter jedem Pfeilerbogen weite Kapellen, jede von besonderem Reichthum und die Schlafstätten alter Geschlechter, deren Namen nur noch auf den Marmordeckeln ihrer Särge fortdauern.

Ich konnte alle diese Todtenherrlichkeit nur in ihren Umrissen gewahren. Auf ihr erstarb das Kerzenlicht, welches noch aus den mittleren Schiffen zwischen den Pfeilern hindurchschimmerte. Der Küster ging umher und löschte die Lichter, deren Schein sich immer mehr von den Säulenwäldern zurückzog und immer matter neben den Schatten der Gurte an den Wölbungen emporlief. Ich folgte mit dem Auge den tausend aufsteigenden Linien und der Harmonie ihres Zusammenstrebens. Sie

werden an ihren Vereinigungspunkten von goldenen Sonnen bedeckt, deren fünf in der Wölbung jeder Bogenstellung angebracht sind: vier kleinere, welche die Gurte je auf ihrer Seite sammeln und sie in vier Hauptströmungen jedesmal der größeren Sonne in der Mitte zuführen.

Ich durchwanderte eine Weile diese erhabenen Hallen, als die Kirchenpforte dröhnte und ich daran erinnert wurde, mich nicht einschließen zu lassen. Wie ich an einem der mächtigen und doch durch ihre achtsäulige Form so schlanken Pfeiler vorbeiging, bemerkte ich zwei Gestalten neben ihm. Es war ein Priester mit weißem Haar und schwarzem Gewande, welcher vor einem braunen am Pfeiler niedergekauerten Mädchen stand und es zu gehen aufforderte. Die Arme mußte recht sehr unglücklich sein. Denn ich erfaßte die flüchtigen Worte: „Laß mich hier, mein Vater, im Gefühl der Unendlichkeit, in diesen Hallen, deren ödes Schweigen mich tröstet!“ Und sie blickte dabei den Vater mit einem Paare großer schwarzer Augen so ausgeweint und so bittend an, daß einem die Macht ihres Kummers in die Seele schnitt. Der heilige Raum wahrer Kunst that ihr wohl.

Bayerische Staatsbibliothek München

V.

Das aragoniſche Hochland.

Der Mond ſchien auf den Ebro, der Nachtwind ſtrich über das Land, die Leute in Zaragoza legten ſich zu Bette und ich ſaß im Eilwagen, der eben über die uralte Brücke aus der Stadt fuhr, um die Straße nach Lerida einzuſchlagen. Es ſchien mir, daß wir zwiſchen Olivenpflanzungen hinführen, bis das Mondbild bald abermals auf einem Waſſer erglänzte. Der Gallego war es, den wir auf ſeinem Wege von den Pyrenäen zum Ebro auf einer breiten ſchönen Hängebrücke überſchritten. Darauf ſchlief ich ein und träumte vielleicht von Räubern. Ich weiß nicht, ob ich lange ſo oder anders geträumt hatte, als mir plötzlich der Angſtruf: Ave Maria! in die Ohren gellte, nicht etwa im Traume, ſondern wirklich. Meine weibliche Nachbarſchaft hatte den Schrei ausgeſtoßen. Der Wagen war nicht umgefallen; ſo war er angefallen, dachte ich im erſten Augenblick, als ich den Schrecken meiner Nachbarſchaft gewahr wurde. Allein es war weiter nichts, als ein großer Wolf, der ſich ein

Vergnügen daraus machte, eine Weile an unſerm Wagen herzulaufen. Was dagegen die Räuber betrifft, ſo ſind ſie — Dank der vortrefflichen Mannſchaften der guardia civil — aus dem größeren Theile Spaniens verſchwunden, und die Reiſenden haben für gewöhnlich, namentlich im Norden nichts zu fürchten. Einige Gefahr iſt nur vorhanden, wenn mit dem Wagen zufällig Gelder und namentlich Staatsgelder verſendet werden. Es wird dies manchmal von Leuten in Erfahrung gebracht, welche ſich für dieſen Fall zu einer gewaltſamen Speculation vereinigen und ſo gewiſſenlos ſein können, die Werthe, welche die Reiſenden bei ſich haben, gleichfalls in Anſpruch zu nehmen. Es kann bei dieſer Gelegenheit vorkommen, daß man genöthigt wird auszuſteigen und ſich auf den Boden zu legen, möge er nun ſehr hart oder ein Brei von Koth ſein. Iſt das Geſchäft von Seiten der Strolche glücklich erledigt, ſo erhält man jedoch die Erlaubniß, ſeinen Platz im Eilwagen wieder einzunehmen, und mag ohne weitere romantiſche Zwiſchenfälle weiterfahren. Uns begegnete glücklicherweiſe nichts derartiges.

Wir hielten bald bei einer Venta, um die Geſpanne zu wechſeln. Was iſt eine Venta? fragte ich einmal meinen Nachbar. Ein einſam liegendes Wirthshaus, antwortete er mir. Ein einſam ſtehender Stall, wäre richtiger geweſen. Wenn ich in meinem ſpaniſchen Reiſe-

handbuch Wege nachſchlug, ſo traf ich jedesmal auf glänzende Reihen verzeichneter Haltorte mit den wohllautendſten poetiſchen Namen, nur ſtand das Wort Venta gewöhnlich dabei d. h. in den weiten entvölkerten Gebieten, in welchen der Wanderer meilenweit keinen kleinſten Weiler erblickt, ſtehen alle paar Stunden Gebäulichkeiten am Wege, in welchen die Pferde, Maulthiere, Eſel und ihre Treiber Unterſtand und Nahrung finden und welche auf dieſe Weiſe, wie die Oaſen in der Wüſte, den regelmäßigen Verkehr ermöglichen. Ich vermuthete, daß wir nun bei der Venta de Sta. Lucia hielten; da mich aber ein großer Hund verhinderte, mich in ihrem Innern umzuſehen, ſo blickte ich dafür rundum in die Natur.

Der Mond ſchien auf Haideland, das nah und fern Felſenreihen durchzogen, in nebelhaftem Schimmer, als ſeien es Hünengräber. Die aragoniſchen Hochflächen zogen um mich her, welche an den ſüdlichen Abfall des mittleren Pyrenäenſtockes ſich anſchließend ihr weites Gebiet erſt da enden, wo ſie jäh zum Thale des Ebro abſtürzen.

Wir fuhren weiter über das Hochland. Als die Sonne aufging, hielten wir in einem Dörfchen, deſſen erdfarbene Hütten neben einem großen Waſſerbecken ſich aufbauten, neben der Ciſterne, von der das Beſtehen des ganzen Ortes abhängt und wohin eben das Vieh zur Tränke ge-

trieben wurde. Der Regen, welcher ſich im Winter in der Ciſterne anſammelt, iſt das einzige Waſſer, welches in der übrigen Zeit des Jahres vorhanden iſt; denn keine Quelle findet ſich in dem traurigen Boden. Die Leute, für welche es ſelbſt zu unrein und ſchlecht zum Trinken iſt, müſſen täglich vier Stunden, ja von entlegeneren Weilern ſieben Stunden bis zum Ebro gehen und wieder den Weg zurück, um ſich trinkbares Waſſer zu verſchaffen. Welch mühvolle Wohnſtätte! Welch trauriges Gebiet, wo kahle Felſenmaſſen ſtehen, von denen jede fruchtbare Erde ſichtbar herabgewaſchen iſt, und wo dieſe Erde, auch wenn ſie aufgeſchichtet liegt, doch nur die ſpärlichſten Aehren treibt, weil keine Feuchtigkeit ſie durchdringt und der Menſch vergeblich in ihre Tiefe gräbt, um dort das ſegnende Element zu erhaſchen. Iſt dies die Natur, die von Anfang ſo geweſen iſt? Mit nichten; wie würden ſich denn auch Menſchen da angeſiedelt haben, wo ſie nicht einmal ihren Durſt löſchen können! Dieſe öden Hochflächen ſind einſt freundlich geweſen, denn ſie waren bewaldet, und erſt mit dem Schmuck der Wälder verſchwand ihr Gedeihen und die Sonne brannte ſie aus.

Uebergehen wir alle die allgemeinen Urſachen der Entwaldung nicht blos dieſer Hochflächen, ſondern ganz Spaniens. Sie leiten ſich aus den Kriegen und der Zerſtörungswuth der Menſchen ab. Was ich noch anführen

will, iſt ein Beiſpiel, wie ſehr auch die Dummheit mitgewirkt hat, dieſe Strecken zu verwüſten. Es hat ſich nämlich bei den aragoniſchen Bauern unter anderm Aberglauben auch der eingewurzelt gehabt, daß auf der Eiche nicht blos Eicheln und Blätter wüchſen, ſondern obendrein Sperlinge. Die Sperlinge galten natürlich für ſchädlich. Was war alſo zu thun? Alle Eichen mußten verſchwinden und wurden gehauen. Aber die böſen Sperlinge verſchwanden nicht. So mußte dann, im Verdacht, ſie nicht blos zu beherbergen, ſondern auch hervorzubringen, alle Gattung von Bäumen ausgerottet werden. Als kein Baum, kein ſchattengebender Strauch mehr in ihren Gemarkungen zu finden war, haben die aragoniſchen Bauern ſich ſogar unterſtanden, vermuthlich weil es immer noch Sperlinge gab, bis zu fünfmal die Anlagen und Pflanzungen vor den Thoren Zaragoza's niederzuhauen. Der Statthalter Pignatelli, von dem ich ſchon einmal Gelegenheit hatte zu reden, wußte damals, am Ende des vorigen Jahrhunderts, ſchließlich kein andres Mittel, die Bauern von ihrem Wahne zu heilen, als daß er verkündigen ließ, er werde jeden, der einen Baum künftig beſchädige, an dem Galgen aufknüpfen laſſen.

Aber als wolle die Natur um jeden Preis ihre Gunſt bezeigen, läßt ſie auf dieſen Hochflächen, welche von Menſchenhand in ihren öden Zuſtand verſetzt worden ſind,

dennoch etwas Werthvolles gedeihen. Es leben hier zahlreiche Ziegenheerden. Man pflegt die einjährige Ziege zu ſchlachten. Ihr Fell wiegt dann ungefähr 2½ bis 3 Pfund und wird für 12 bis 16 Realen verkauft. Es werden jährlich mehrere hunderttauſend Ziegenfelle aus Spanien ausgeführt, und die geſchätzteſten darunter ſind die Felle der weißen Ziege, welche zwiſchen dem Ebro und den Pyrenäen weidet. Sie geben das beſte Maroquinleder der Welt. —

VI.

Die Pyrenäen.

Ich hatte lange in der Wagenecke meinen Gedanken nachgehangen, als ich wieder meinen Blick hinauswerfen wollte auf die weiten Brachflächen und die ſpärlichen Kornfelder dazwiſchen, auf die ganze Eintönigkeit dieſer vertrockneten Steppen. Welche Bezauberung!

Die ſchneeweiße Kette der Pyrenäen glänzt am blauen Morgenhorizont. In der Mitte ragen in rieſiger Maſſe, die nebenbuhleriſchen Häupter zu ihren Seiten alle be-

ſiegend, die Maladettas. Von ihrem Scheitel aus ſenken ſich die fortziehenden Linien nach Oſten und Weſten, bis hier der Vignemale und der Mont Perdu und dort die öſtlichen Züge hinter den näheren Böſchungen ihres Vorlandes ſich verlieren.

Ich mußte wohl, als das Bild des Gebirges ſo glänzend vor mir lag, des ſchönen Sommers gedenken, den ich in ſeinen Bädern verlebt hatte. Ich nenne nur die Namen der bekannteſten: Eaux Bonnes, Eaux Chaudes in dem Thale von Oſſau, Cauterets, Lüz und St. Sauveur, Bareges im öden Bergthal des Baſtan, die beiden Bagneres. Bagneres de Bigorre im Thale von Kampan. Das reizendſte von allen dieſen Bädern iſt das andere Bagneres de Lüchon. Es hat mich an Baden-Baden erinnert; ich weiß nicht, warum. Denn dieſes liegt im lebensvollen Schwarzwaldthale, ich möchte ſagen als eine Sommerfriſche im Mittelpunkte der Welt, jenes liegt im Winkel einer ſtillen Thalweite der Pyrenäen; es iſt von Bergen umgeben, welche ebenſoviel tauſend Fuß hoch ſind, als die Hügel des Schwarzwaldes hunderte ihrer Erhebung zählen. Lüchon liegt in der äußerſten Ecke Frankreichs und drängt ſich gleichſam unter die Felſengabeln, welche den Weg nach Spanien hindurchlaſſen, als wolle es nicht mehr zu dem Staate gehören, von dem ſeine Bewohner weder Sprache noch Sitten und nur den Namen haben.

Von Lüchon aus machte ich einſt meinen erſten Ausflug in das Pyrenäenreich, mitten hinein in das Hochgebirge, welches mir nun fern und duftig über der ſpaniſchen Steppe entgegenſchimmerte.

Die Sonne weckte mich damals an einem heiteren Auguſtmorgen, um einen ſchönen Tag zu verkünden. Ich machte mich mit einem Freunde und einem alten Bigorrer, der im Winter die Bären jagt und im Sommer die Fremden führt, auf, und munter ritten wir auf ſicheren Pyrenäenpferden den Felſengabeln entgegen, welche über dem Thale Lüchon's zum Himmel ragten, und deren Erſteigen kaum glaublich erſchien. Anderthalb Stunden lang trabten wir im Thale aufwärts durch ſaftig grüne Buchenwälder, bis wir an ihre Gränze zum ſogenannten Hoſpiz kamen. Hier erhielten die Pferde Hafer, und ich beſah mir die wilde Steige, welche wir nun hinaufmußten. Sie ſchlängelt ſich auf Steinſchutt empor. Dieſes Gerölle iſt ſo maſſenweis vom Kamme des Pyrenäenrückens abgelöſt und über ſein feſtes Geſtein aufgeſchichtet, daß nur noch deſſen höchſte Grate aus ihm hervorſtehen und es liegt ſo jäh abgeſtürzt aufeinander, daß man meinen ſollte, es müſſe jeden Augenblick in die Länge des Thales ausrutſchen. Schon waren wir wieder unterwegs und je mehr wir auf den Schlangenlinien des Pfades emporkamen, deſto ſchwindelnder wuchs die Tiefe unter uns und die zu unſeren

Seiten aufgeriſſenen Gebirgsſchichten ſtreckten ſich, faſt ſenkrecht in dieſem Mittelpunkte der Erhebung, ſcharf und kantig ins Blaue. Sie galten uns bisher für ſtolze Bergſpitzen und ſanken jetzt allmählich immer tiefer unter unſeren Füßen.

Immer wilder wurde der Pfad. Er führte vorbei an einem ſteinernen Kreuze, welches im Winter, wenn der weiße Schnee jedes andere Merkzeichen verwiſcht, dem Wanderer ſeine Richtung angiebt; er führte noch höher vorbei an den Grabſtätten derjenigen, welche die Lawine plötzlich verſchlang, und die zwiſchen den kalten Steinen, wo ſie den Tod fanden, eingeſcharrt liegen; er führte wiederum höher vorbei an den eiſigen Wildſeeen, unter deren ſtummes ſtahlblaues Waſſer der Schnee, wo er der Sonne lagerweis widerſteht, zwiſchen den Fugen des Felſenbeckens ſich vereiſend hinabzieht. Endlich noch einige jähſte Windungen hinan, und wir hielten einer hinter dem anderen in der ſchmalen Spalte zwiſchen den zwei höchſten Felszinken des großen Pyrenäenkammes. Das iſt der Paß von Venasque, und der nächſte Tritt geſchah auf den Boden Spaniens. In dem großartigſten Rahmen ſeiner herrlichen Natur wollte uns das romantiſche Reich empfangen. Von der Höhe des Paſſes aus ſenkt ſich der Pfad wieder auf eine grüne Matte. Wir machten auf derſelben Halt, ließen die Pferde graſen und legten uns in den Schutz einiger Felsblöcke. Denn der

Wind wehte, trotz der Höhe des Sommers, ſchneidend herüber von den Gletſchern der Maladetta's. Sie lagen vor uns, die Nethouſpitze und alle anderen Hörner der höchſten Erhebungsmaſſe der Pyrenäen. Ein einziger glänzender Gletſcher, nur von wenigen dunklen Steingraten durchbrochen, bedeckte die ganze Breite ihres gewaltigen Rückens. Ein breites leeres Hochgebirgsthal, in welchem die Garonne ihren unterirdiſchen Lauf, am Fuße der Maladetta's unſichtbar entſpringend, beginnt, vertiefte ſich zwiſchen unſerer Matte und der rieſigen Mauer des Gebirges. Seine ganze Geſtalt von der Wurzel bis zu den Gipfeln ließ ſich überſchauen, ein Anblick großartig, wie wenige wohl in Europa.

Weiter! hieß es. Wir ritten wieder bergauf, um den Col de la Piquade zu überſchreiten, einen Paß des Gebirgskamms, der, vom Hauptſtück der Pyrenäen ſich rechtwinklig nach Süden abzweigend, die Scheide zwiſchen Aragon und Catalonien bildet. Wir mußten, nachdem wir ſeine Höhe erreicht hatten, auf ſeiner anderen Seite über ein Schneefeld hinabreiten und dann über eine Kante hin, neben welcher der bodenloſe Abgrund ſenkrecht hinabfiel. Die Pferde hatten gerade den Raum, um die Füße zu ſetzen: die Kante, die unſeren Pfad bildete, lief an jähen Schieferwänden hin. Wir ſtiegen ab, um die Thiere nachzuführen.

Dieſer abſchüſſige, ſchwindelnde Saumpfad brachte uns auf einen grünen Gebirgsſattel hinunter, auf welchem cataloniſche Heerden weideten. Die wilden Schauer der Natur waren plötzlich in Lieblichkeit umgezaubert. Die zierlichen Merinos, die weißen langhaarigen Ziegen lagerten friedlich auf der Weide, und ein großer breitpfotiger Pyrenäenhund (ſeine Race wird immer ſeltener) knurrte an der Seite des in Schaffelle gekleideten Hirten. Die eiſigen Maladetta's ſchauten nur noch mit ihren Spitzen über den Rücken des Paſſes hervor. Aber im Südoſten, wo der Blick frei lag, ruhete er auf den wellenden Höhenzügen des oberen Cataloniens. Reihen hinter Reihen, ſo weit das Auge ſehen konnte, zogen die geſchweiften Bergketten in weiten Bogen dahin, hier und dort durch eine höhere ſchneeige Spitze ausgezeichnet, ſonſt aber blau und duftig, wie der freundliche Himmel über ihnen. Ich habe noch keine köſtlichere Rundſchau genoſſen, als dieſe auf das Hochland Cataloniens, auf die großartige Schönheit des Bildes, zu welchem der Paß der Piquade hinführt, und welches im Mittelpunkte der Pyrenäen auf ihre ſtolzeſten Häupter in greller Nähe und auf die bläulichen Sierras im Umkreis ihres Gebietes ſich darbeut.

Catalonien.

I.

Fraga — Lerida — Spaniſche Küche und Mäßigkeit.

Endlich waren wir an das Ende der aragoniſchen Hochflächen gelangt und fuhren an ihren ſteilen Abfällen hinab zum Thale der Cinka und über eine ſchöne Hängebrücke hinüber in das Städtchen Fraga.

Es war ein Feſttag: die Leute waren zahlreich auf der Gaſſe verſammelt. Einige Mädchen fielen mir unter ihnen auf durch ihre faſt chineſiſch ſchiefen Augen. Die Männer, breitſchultrige braune Geſtalten mit dem bunten, turbanartig um den Kopf gebundenen Tuche, welches den Scheitel völlig unbedeckt läßt und trotzdem und trotz der heißen Sonne ihre einzige Kopfbedeckung iſt, in weißen Sandalen mit buntem Band beſetzt und weißen Strümpfen, hatten ſich im übrigen ganz in ihre ſchwarzen Mäntel gehüllt, deren Zipfel anmuthig um die Schulter ge-

ſchlagen waren, und machten auf dieſe Weiſe Staat, ebenſo wie die Bauern in vielen Gegenden bei uns, und mit derſelben Verachtung der Hitze, welche ſie dadurch ausſtehen müſſen. Ihre Züge verrathen deutlich das Blut der Mohren, welche einſt in dieſem fruchtbaren Thale herrſchten; fruchtbar, ſage ich, denn wir waren ohne Vermittelung von der unwirthlichen Hochebene, über welche der ſchneeerkältete Hauch der Pyrenäenwinde wehen darf, in eine andere Region hinabgeſtiegen, in welcher das Waſſer der dem Ebro zufließenden Cinka das Gedeihen der Saaten ſichert, in welcher die Südfrüchte von den Strahlen der Sonne, welche die Thalwände zurückwerfen, doppelt ſüß gezeitigt werden. Namentlich iſt die Feige von Fraga von ſolch ſüßem Wohlgeſchmack, daß der kundige Kaufmann ſie der von Smyrna vorziehen ſoll. Der Werth einer guten Feigenernte im Thale der Cinka läßt ſich auf 3 bis 400,000 Realen veranſchlagen. Ein einzelner Baum von mittlerer Größe trägt jährlich für 60 bis 80 Realen Früchte.

Die Cinka bildet hier die Gränze zwiſchen Aragon und Catalonien. Fraga gehört noch zu jenem und iſt einſt mit einem blutigen Preiſe bezahlt worden. Hier fiel im Kampfe gegen die Mohren im Jahre 1134 Alfonſo von Aragon, el Bataillador, der Kriegeriſche, genannt. Er hatte faſt zwanzig Jahre früher Zaragoza erobert und

die Mohren aus dem oberen Ebrothale vertrieben. Auch Neu-Caſtilien war ihnen damals ſchon größtentheils entriſſen, während ſie ſich noch hier in den reichen Thälern der Cinka, des Segre und des unteren Ebro in Fraga, Lerida und Tortoſa, wie auf einem faſt abgeſchnittenen Vorpoſten, hielten.

Ihre gänzliche Vertreibung aus dieſem Gebiete in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts kann als der Wendepunkt angeſehen werden, mit welchem die Gefahr vor dem Muhamedanismus aufgehört hat und die Moslemen aus einem Eroberervolke zu Vertheidigern ihres Andaluziens geworden ſind.

In drei Stunden fährt man über die Höhen, welche das Thal der Cinka von dem des Segre ſcheiden, von Fraga nach Lerida. In Lerida übernachtete ich und kaufte mir dort eine Mütze, welche viel Aehnlichkeit mit einer verlängerten Schlafmütze hat. Die Catalanen tragen ſolche Mützen und ſie hatten mir ſchon früher bei den Bauern im reichen Thale von Aran in den Pyrenäen an der franzöſiſchen Gränze ſehr gefallen. Sie werden in allen Farben, namentlich roth, getragen, ſind von dicker Wolle und bilden einen eine gute Elle langen Beutel, den man über den Kopf zieht und deſſen Zipfel hinten herabhängt oder auf dem Kopf zuſammengelegt wird. Sie machen äußerſt heiß; ich begreife ebenſo wenig, wie es die Catalanen

mit denſelben aushalten, als wie die Aragoneſen ohne vollſtändige Kopfbedeckung leben können.

Schon um drei Uhr Nachts ging der Wagen aus Lerida ab, der mich nach Tarragona bringen ſollte. So rollte ich denn durch die dunkele Landſchaft hin, bis der Tag langſam graute und die Sonne ihre erſten Strahlen zwiſchen dem dünnen Laube der Oliven hindurchſendete. Je höher ſie ſtieg, deſto reger wurde mein Verlangen nach einem Morgenimbiß. Auf meine Frage, wann wir irgendwo zum Frühſtück halten würden, kehrte jedesmal dieſelbe Antwort wieder: bald, bald! Um ihre Verwirklichung zu beſchleunigen, ſprang dann der Zagal, ein zweiter Knecht, welcher neben dem eigentlichen Wagenlenker, dem Mayoral, bei keinem ſpaniſchen Poſtfuhrwerk fehlt, eifrig von ſeinem Sitze herab, lief zu jedem einzelnen Maulthier hin, ſchrie ihm beſondere Schimpfworte in die Ohren und las ſich dann eine Taſche voll Steine am Wege auf, mit welchen er darauf die Thiere von ſeinem Sitze aus bewarf.

Auf dieſe Weiſe gelangten wir um Mittag in ein Dorf, wo ich die ſchlechteſte Mahlzeit auf meiner ganzen Reiſe eingenommen habe. Das Hauptgericht war ein Reisbrei, mit altem Oel gekocht und mit Safran gefärbt, in welchem eine Menge widerwärtiger Kräuter, Schnecken mitſammt ihren Häuſern und ſchließlich noch eine große Seequadde obenauf ſich befanden. Dies letztere Thier

namentlich mit ſeinem ſchwammigen Körper, den langen Fühlern und Gehwerkzeugen, mit all den Poren, mit denen es ſich feſtſaugt, iſt mir, wenn ich es am Strande der ſüdlichen Meere zufällig zu Geſicht bekam, ſtets widrig geweſen und jetzt ſollte ich es im Reisbrei abgekocht eſſen! Ich war dazu nicht im Stande, ſo ſehr mir auch der Mayoral, der ſich in ſeinem von Kopf zu Fuß weiß-verſtaubten Zuſtande ohne weiteres zu den Reiſenden geſetzt hatte, mir das Gericht als eine Leibſpeiſe im ganzen Lande anpries. Wir bekamen noch einen Kaninchenbraten. Das Kaninchen ſoll auf Ebräiſch Sphan heißen. Als das Land unzähliger Kaninchen oder Sphane ſoll die Pyrenäiſche Halbinſel einſt Spanien genannt worden ſein. Leider ſind die Sphane in ihrer Urheimath nicht größer, als anderswo, und der Theil des gebratenen Kaninchens, der mir zukam, war nicht im Stande, mir eine ganze Mahlzeit zu erſetzen. Brot war die Hauptſache, womit ich meinen verlangenden Magen um ſo weniger ſchwer beruhigte, als dies Weißbrot — denn ſchwarzes Roggenbrod kommt auf der Pyrenäiſchen Halbinſel nicht vor — ſehr vorzüglich und daſſelbe dichte, unſerm ſogenannten Ulmer-Brote ähnliche Gebäcke war, wie man es überall in Spanien bekömmt und von welchem es mich nur überraſchte, daß es in gleicher Güte, wie in den Städten, in dieſem kleinen Dorfe zu haben war. Wenn auch oft

ſonſt nichts, wird man doch ein gutes Brot, ja ſelbſt ein feineres Backwerk und eine Taſſe Chocolate in jedem ſpaniſchen Weiler, ja faſt in jeder öden Venta finden können.

Es wird Niemand glauben, daß mich jetzt eine angenehme Erinnerung beſticht, wenn ich behaupte, daß die ſpaniſche Küche im allgemeinen nicht ſo ſchlecht iſt, als ihr Ruf. Es mag richtig ſein, daß die Spanier weniger auf dieſelbe halten, als ihre Nachbaren. Aber es entſpringt dies nicht ſowohl aus einer, um mich ſo auszudrücken, verhältnißmäßigen Rohheit ihres Gaumens, als vielmehr aus der Tugend ihrer Mäßigkeit, welche allen Ständen gemein iſt. Dieſelbe liegt ſo ſehr im Geiſte des Volkes, daß es früher üblich geweſen ſein ſoll, das Zeugniß eines Trunkſüchtigen vor Gericht nicht zuzulaſſen. Und wenn in einer der jüngſten Kammerverhandlungen zu Madrid ein Cortesbeſchluß aus der Zeit Fernando's des Weiſen angeführt wurde, welcher die Getreuen des Königs aufforderte, an der königlichen Tafel nicht ſo unmäßig zu eſſen, weil für dieſelbe täglich nicht mehr, als 150 Maravedis ausgegeben werden ſollten, ſo kann dies nur meine Anſicht unterſtützen, daß es nicht das Klima, ſondern vielmehr die Angewöhnung iſt, welche die Mäßigkeit des Spaniers gegenwärtig bedingt. Eine gebratene Ratte iſt in manchen Gegenden ein Leckerbiſſen. Und wovon nähren

ſich die ſpaniſchen Arbeiter z. B., welche in den franzöſiſchen Gränzcantonen den einheimiſchen Tagelöhnern bei weitem vorgezogen werden? Ein Topf Waſſerſuppe und Maisbrod, einmal am Morgen, einmal am Abend gegeſſen, iſt alles, wovon ſie leben. Die fleißigen Catalanen eſſen zu Mittag Sardinen und andere geſalzene Fiſche, nicht etwa ſolche, die aus dem nahen Mittelmeer kommen, ſondern die ihnen engliſche und ſkandinaviſche Schiffe bringen, oder ein paar Eier. Zum Nachteſſen wird ein Reisbrei, Nudeln oder ein Gemüſe gekocht. In der Frühe nehmen ſie leider Branntwein zu ſich, der aus den geringeren Weinen gemacht wird.

Wenn man aber namentlich oft den Gebrauch des Oels, das im Ueberfluß erzeugt wird, ſtatt der Butter, die gänzlich fehlt, enſetzlich findet, ſo habe ich mich für meinen Theil ſehr ſchnell daran gewöhnt und, wenn die Zubereitung fein war, ſogar beſonderen Wohlgeſchmack dabei gefunden. Auch von dem ſpaniſchen Zwiebeleſſen wird viel erzählt. Ich liebe die Zwiebeln bei uns nicht; allein in Spanien ſchmeckten ſie mir ſehr wohl; ſie gedeihen dort in anderer Art.

„In Catalonien wächſt das Brot aus den Steinen" iſt ein ſpaniſches Sprichwort, welches insbeſondere von dem Berglande gilt.

Wir fuhren nun durch den ſüdlichen Theil deſſelben,

welcher durch den jähen Abfall der aragoniſchen Hochebenen zu den Tiefländern des Mittelmeeres gebildet wird. Seine blendenden Kalkhöhen bieten wohl Reichthum an bunten Marmorarten, aber ſie gewähren wenig Erde für Pflanzenwurzeln. Dennoch, wo in den tiefen Thaleinſchnitten Waſſer ſich findet, ſieht man Ortſchaft um Ortſchaft liegen. Dort wohnen die Bauern, welche das Brot in die Steine ſäen, deren Fleiß jenem Sprichwort Entſtehung gab. Die entvölkerten Gebiete von Navarra und Aragon liegen endlich rückwärts.

Die Straße windet ſich durch krumme Schluchten nieder zum Küſtenland. Auf einmal bei einer ihrer Wendungen ſchimmerte mir zwiſchen den rieſigen Blättern der am Wege wuchernden Agaven das Meer entgegen, im Süden begränzt durch das vorgeſchobene Cap Salou; im Norden brannte die Sonne auf die nackte Küſte und beleuchtete ſie wie ein afrikaniſches Seeſtück: in der Mitte vor mir ſtieg Tarragona's mauerumſchloſſener Felſen auf.

Nicht lange darauf waren wir in der Stadt.

II.

Tarragona.

Tarragona iſt eine jener Städte, über welche die Geſchichte bedeutungsvoll dahinſchritt, ihnen das Siegel einer Größe aufdrückend, die nur Augenblicke in ihrem großen Gange gedauert hat. Aber dieſe Augenblicke genügten, um Tarragona's Namen für alle Zeiten ehrwürdig zu machen. Es iſt einer der älteſten Orte, wo ſich Menſchen in Europa in feſte Wohnſitze niederließen, und wohin die ägyptiſche und phöniziſche Einwanderung — es mögen jetzt 3000 Jahre her ſein — ſich lenkte. Namentlich gab die im Jahre 1850 bewerkſtelligte Ausgrabung von Bruchſtücken eines ſteinernen Sarges zu der freilich mit Recht beſtrittenen Vermuthung Anlaß, man habe hier das Grabmal des Herkules gefunden. Die verſchiedenen Bruchſtücke weiſen nämlich eine noch wohlerhaltene Malerei auf, welche die heſperiſchen Wanderungen des Herkules und ſeine Vergötterung darſtellt. Die zahl-

reichen Hieroglyphen auf den Platten ſind noch nicht entziffert*). Das Intereſſanteſte auf dieſen gemalten Bruchſtücken iſt die Darſtellung der Erbauung der cyclopiſchen Mauern, welche einſt Tarragona umgaben. Dieſelben waren noch im Jahre 1570 in ſoweit erhalten, daß ſie nach damaligen Meſſungen eine Höhe von 21 Fuß und eine Breite von 18 Fuß hatten. Von dieſen merkwürdigen Zeugen einer urälteſten Zeit, welche zum Glauben leiten möchten, als ſei das Menſchengeſchlecht in der friſchen Jugend ſeines Daſeins rieſigerer Kraftanſtrengungen fähig geweſen, ſind heute nur noch wenige Spuren vorhanden. Sie finden ſich, eine Schichte gewaltiger unbehauener Steinblöcke, vorzüglich zu unterſt in der Mauer nahe bei der Puerta de S. Antonio.

Die glänzendſte Zeit Tarragona's war die der römiſchen Kaiſerherrſchaft. Es gab damals der ſchönſten Provinz, Hispania Tarraconenſis, den Namen. Die erſte Stadt der iberiſchen Halbinſel, der Heimath Trajan's, Hadrian's, Marc Aurel's, war ſie die zweite Stadt des Reiches, eine Nebenbuhlerin Rom's. Ihre Einwohnerzahl überſtieg damals eine Million. Von dieſer gewaltigen

*) Vergl. Altes und Neues aus Spanien von Freiherrn von Minutoli. — Resumén historico-critico de la ciudad de Tarragona etc. por *D. B. Hernandez.*

Römerstadt ist nichts mehr übrig geblieben, als einige Mauern und ein viereckiger Thurm, welcher zum Palaste eines Augustus gehört hat, in welchem einst Pilatus geprunkt haben soll, und in den heute die Galeerensträflinge gesperrt werden. Wo einst der Stadttheil der meisten Tempel, der reichsten Patricierwohnungen sich erhob, liegt gegenwärtig eine zerstörte Schanze zwischen Feldern und Steinhaufen. Die Stadt hat nicht Einwohner genug, um die leeren Räume zu füllen, und verbindungslos liegt die Altstadt auf dem Berge getrennt von den neuen Quartieren, welche unten am Hafen entstehen, und die der neue erwachende Handelsgeist der Catalanen nahe am Meere, dem günstigen Elemente, aufbaut. Dort, hart am Meere, ist auch der Bahnhof der Eisenbahn, welche, die fruchtbare Ebene des Frankoli durcheilend, nach Reus führt, einem ansehnlichen Fabrikorte von etwa 30,000 Einwohnern am Fuße des Gebirges gelegen; aber die nüchternste langweiligste Stadt, in welche ich gerathen bin.

Daher schnell wieder zurück nach Tarragona, wo das Meer in ewig wechselvoller Pracht an dem Fuße der Felsen brandet, wo von der Höhe der Festungswälle herab der Blick über seine weiteste Fläche schweifen kann, so lange ihn nicht die südliche dunkle Schönheit der Doñas fesselt, welche sich hier ihrer Gewohnheit gemäß in der Abendkühle ergehen und mir reizender erschienen, als die-

jenigen, welche mir in Navarra und Aragon begegnet ſind. In ihren ſchönen Augen findet man gern den Zauber, welcher leidlos auf Trümmern wandern läßt und an einer Stelle, welche an die Vergänglichkeit menſchlicher Pracht und Herrlichkeit mit tauſend Erinnerungen anknüpft, den traurigen Gedanken durch den Augenblick freundlich verſcheucht.

Ich darf das Muſeum der Stadt nicht unerwähnt laſſen. Es enthält viele ägyptiſche, phöniziſche, griechiſche, iberiſche Gegenſtände, beſonders Münzen, eine große Zahl römiſcher Denkwürdigkeiten und mittelalterlicher Bildnereien, endlich einige alte Bilder auf Goldgrund von unbekannten Malern. Es ſchien mir viel Werthvolles darunter zu ſein.

Meine Aufmerkſamkeit lenkte ſich beſonders auf ein Moſaikbild, den Kopf der Meduſa, ein Meiſterwerk aus den allerkleinſten Steinchen. Von ihm mag gelten, daß die Steine reden. Es iſt ein kühner Gedanke, würdig der Kunſt der alten Hellenen, die Bosheit durch eine weibliche Geſtalt darzuſtellen. Männliche Züge eines ſolchen Bildniſſes würden natürlich und proſaiſch erſcheinen. Es wäre nur eine Zuſammenfaſſung der rohen Triebe, die

täglich ausbrechen, nöthig, um es mit den Merkmalen der Häßlichkeit auszuzeichnen. Aber die Bosheit in weiblichen Zügen, das iſt das Unmenſchliche, das iſt auch die Poeſie der Bosheit. Meduſa iſt die entſetzliche, deren Anblick verſteinert, nicht weil eine welke Häßlichkeit des Körpers die Abſcheulichkeit des Seelenausdrucks höbe, nicht, weil die Geſtalt gleichmäßig mit dem Gedanken, den ſie ausſpricht, empört, nein, weil die blühende Rundung des Fleiſches, weil die edle Linie der Naſe und die Bildung der übrigen Züge das Weib zum Weibe machen und nur der Geiſt es zum Dämon umſchafft, weil dies Antlitz, ſpräche es ein zartes Gefühl aus, auf deſſen Erwiderung rechnen könnte, ſpräche es von Liebe, Liebe finden und entzünden würde; darum iſt es ſo entſetzlich und verſteinernd, weil die Lippe, ſtatt ſich lieblich zu runden, ſich zornig aufhebt, weil unter den zuſammengezogenen Brauen ein großes dunkles Auge ſtarr und eiſig aufblickt, und da, wo ſonſt die reiche Welt der Empfindungen in ſeinem Glanze ſich entfaltet, Empfindungsloſigkeit beſitzt: nein, es herrſcht da nicht Empfindungsloſigkeit, ſondern das Selbſtgefühl der Bosheit!

III.

Der Dom.

Oben auf der Höhe, wo die heutige Altſtadt liegt, ſteht der breiten Treppe gegenüber, welche aus der Hauptgaſſe auf den kleinen Domplatz führt, die gewaltige Erzkirche. Sie wurde, nach Ford, 1131 von dem Normannen Robert Burdet angelegt, welchen San Oldegar zu dieſem Zwecke hatte herrufen laſſen. Der Baumeiſter brauchte hier nicht erſt nach Sicilien zu fahren, um zu lernen, wie er den Spitzbogen der Araber in die römiſche Kunſt, welche die Normannen nunmehr ſelbſtſtändig weiter entwickelten, einfüge. An die Stelle der erſten chriſtlichen Kirche Spaniens, welche in Tarragona erbaut worden ſein ſoll, hatten die Mauren, nach ihrer Eroberung, ihre Moſchee hingeſetzt. Die Vorbilder der arabiſchen Kunſt lagen vor Augen. Ja, es wurde in die neue Kirche ſelbſt noch ein ſtehengebliebener Theil der alten Moſchee eingefügt. Er bildet mit ſeinen engen kleinen Fenſtern die Hauptabſide des Domes.

Was zuerst sein Aeußeres betrifft, so befindet sich an der Schauseite unterhalb eines großen Rundfensters das Hauptportal zwischen zwei kleineren Rundbogeneingängen. Der Spitzbogen des Hauptportals schrägt sich breitleibig dreifach eingekehlt ab. In jeder Einkehlung steht eine Figur in Lebensgröße. Es sind der Art vier und zwanzig Figuren von Heiligen und der Apostel, welche das Portal und zugleich die zu seinen beiden Seiten vortretenden Pfeiler schmücken. Im Spitzbogenfelde über dem Eingang, welchen ein Pfeiler, der die Madonna mit dem Kinde trägt, in zwei scheidet, ist der Tag der Auferstehung dargestellt. Der Herr der Welten hat zu seiner Rechten die Sonne, zu seiner Linken den Mond, und Engel umknien ihn; unter ihm aber öffnen sich in oberster Reihe zwölf Särge, aus denen die Stellvertreter der verschiedenen Stände der Menschen erstehen, und noch tiefer thut sich die Erde auf, und das Heer der Erwachenden drängt sich Kopf an Kopf empor. Zu beiden Seiten stehen posaunende Engel. Die Bildnerei ist ganz vorzüglich ausgeführt. — Der Grundriß der Kirche ist ein lateinisches Kreuz. Das Innere der Kirche wird durch drei gewaltige Langschiffe und ein breites Querschiff gebildet. Das mittlere Langschiff wird durch die maurische Absîde, die zwei Nebenschiffe durch kleine Absîden abgeschlossen, welche innerhalb eines Rundbogens reich in germanischem

Style ausgezierte Kapellen bilden. Die Länge der Kirche bis zum prächtigen goldenen Gitterwerk, welches den Hochaltar in der Hauptabſide von dem Querſchiff abſcheidet, beträgt 200 Fuß; nur auf vier Pfeilern ſpannen ſich die breiten Spitzbogen über dieſe Länge hin. Die dicken runden Pfeiler mit ihren blättrigen Knäufen erſcheinen wie Stämme der alten Zeit, über welchen ſich ein neuer Geiſt leichter und freier emporſchwingt.

Vor dem Chore iſt das Grabdenkmal des 1276 geſtorbenen Königs Jayme I. von Aragon zu ſehen. An den Nebenſchiffen öffnen ſich hohe prächtige Kapellen, verſchiedenen Stylen angehörig. Das Schönſte aber in der Kirche iſt der Hochaltar in der mauriſchen Abſide; er beſteht aus einer Menge hoher ſchlanker Pfeiler und Säulchen, aus Erz- und Goldfäden geſponnen, ein Gerüſte von unendlicher Feinheit und Anmuth, von unendlichem Glanze. Es umſchlingt als Rahmen eine Wand weißer Marmorplatten, auf welchen in erhabener Arbeit das Leben der heiligen Thekla, der Schutzpatronin der Stadt, dargeſtellt iſt. Davor ſtehen in ſymboliſcher Bedeutung in der Höhe des Altars Maria mit dem Kinde, die Quelle der Religion der Verſöhnung, zu ihrer Rechten der Engel mit der Palme, zur Linken Petrus auf das Schwert ſich ſtützend. Aber hoch oben auf der Krönung des köſtlichen Gerüſtes ſtehen ein Engel, welcher den ſieg-

reichen Flammberg ſchwingt, und der heilige Ritter Georg auf dem bezwungenen Drachen. Das Licht fällt durch die engen Fenſter der einſtigen Moſchee auf die Geſtalten.

An die Erzkirche ſchließt ſich ein von Kreuzgängen umſchloſſener Garten an. Ich ſah ihn voll Frühlingsblüthen, und ſein ſprudelnder Brunnen plätſcherte freundlich in der Stille des geweihten Ortes. — Jede Seite des Kreuzgangs öffnet ſich nach dem Garten mit achtzehn Rundbogen, welche auf leichten Säulenpaaren von weißem Marmor ruhen. Die Knäufe dieſer feinen Säulen ähneln auf drei Seiten des Kreuzgangs dem Kronanſatz der Palmen. Aus den Tempeln Aegyptens mag das Vorbild einſt hergebracht worden ſein. Nur im ſüdlichen Gange zeigen ſie eine reiche Figurenbildnerei. Ich habe in dieſem Style nichts Schöneres geſehen. In den Wänden des Kreuzgangs ſind einige arabiſche Zierrathen eingemauert.

IV.

Auf der Heerſtraße nach Barzelona.

Um acht Uhr früh verließ ich Tarragona. Die Straße läuft anfänglich längs des Meeres und gewährt in Folge deſſen einen prächtigen Ausblick. Vorſpringende Landzungen, kleine Buchten, von Fiſchervolk belebt, das ſeine Boote über den Uferſand hinaus in's Meer ſchiebt oder, wenn das Boot ſchon flott iſt, das große Segel aufzieht und dann abfährt, fröhlich vom Morgenwinde getrieben, immer weiter und weiter, bis zuletzt der kleine Segler, wie ein ziehender Schwan, am Horizont allmälich verſchwindet.

Nicht weit vor der Stadt fährt man an einem römiſchen Denkmal vorbei, welches, ohne weiter bedeutend zu ſein, torre de los Scipiones genannt wird und an die Kämpfe der Scipionen in Spanien, insbeſondere des jüngeren P. Cornelius Scipio, des Eroberers von Carthagena, erinnert. Das anſehnlichſte römiſche Denkmal dagegen im Umkreiſe der Stadt, ein heute mit dem oft

vorkommenden Namen puente del diablo bezeichneter Aquäduct liegt nicht an der Straße. Ich habe ihn nicht gesehen.

Wir bogen nun, die Seite des Meeres verlassend, links ab. Olivenpflanzungen, üppige Kornfelder traten an die Straße heran. Hier und dort, wo je eine Quelle aufgegraben war, wo ein Maulthier in seinem ewigen Kreisgang ein Brunnenrad trieb, lagen reinlich schimmernde Meiereien, oder Dörfer zogen vorüber angelehnt an die Vorhügel, welche ein weites Hinterland von Gebirgszügen verdeckten; denn bis auf die in der Richtung von Süd nach Nord sich aneinanderschließenden, durch einige in die See fallende Querhöhenzüge getrennten Küsten-Mulden ist das übrige Catalonien Bergland.

Auf diesem Wege zum ersten Male in Spanien erblickte ich jene romantischen Bekrönungen, wie sie unsere heimathlichen Berge mannichfaltig aufweisen, Ruinen alter Burgen. Sie mögen einst die Sitze jener stolzen Infanzones und Ricoshombres von Catalonien gewesen sein, welche ihrem Könige bedeckten Hauptes entgegenreiten durften. Oder es waren vielleicht auch von den königlichen Schlössern darunter, welche einst Pedro der Grausame dem Adel als Pfand für seine Krone hatte überliefern müssen, bis er sie auf dem Reichstag von Zaragoza sich wiederverschaffte, auf welchem er die Handfeste, die ihm die Rit-

ter abgetrotzt, mit seinem Dolche in Stücken riß und bei der zornigen Bewegung seine Hand verwundend ausrief: was dem König bis auf's Blut abgerungen worden ist, diese Fueros sind fortan durch Königsblut auch wieder ausgelöscht!

Mitten aus den Feldern erhebt sich auf einmal, die Heerstraße überwölbend, ein alter Triumphbogen der Römer. Zwei kantige korinthische Halbsäulen bilden an jeder Pfeilerwand den einzigen Schmuck des gewaltigen Bogens, welcher anderthalbtausend Jahre und darüber gedauert hat, als seien es kaum anderthalb Jahrhunderte gewesen. Er sollte wohl die Nähe Tarragona's verkünden auf der großen Straße, auf welcher einst die Scipionen zu ihren ersten Siegen in Spanien zogen.

In dem wohlhäbigen Flecken von Villa-Nueva machten wir über Mittag halt.

Als wir wieder einstiegen, widerfuhr meinem Nachbar, einem Geistlichen, daß er das ihn pflichtmäßig begleitende Brevier in den Staub fallen ließ, wobei einige lose Blätter umherflogen, die ich für Heiligenbildchen hielt. Als ich mich beeilte, ihm beim Aufsammeln behülflich zu sein, bemerkte ich jedoch ein wenig erstaunt, daß es Lotteriezettel seien. Mein Nachbar erzählte mir, daß den spanischen Finanzen, wie denen in manchen anderen Staaten, aus einer Staatslotterie eine sehr ansehnliche

Einnahme erſtehe. Die Ziehungen finden monatlich zweimal ſtatt. Das Loos koſtet jedesmal 120 Realen. Es werden auch Zehntel- und Achtel-Looſe abgegeben und dieſe ſind am begehrteſten. Der höchſte Gewinn der vier großen Ziehungen im Jahre, zu denen die Looſe jedoch theurer ſind, beträgt 40,000 pesos fuertes oder 100,000 Gulden. Außer dieſer Staatslotterie beſtehen noch andere regelmäßige Lotterieen, welche ſich de beneficencia nennen. Sie ſind durch die unter biſchöflicher Leitung ſtehenden Vereine für mildthätige Zwecke gegründet und ebenſo für ein Bisthum oder einen Sprengel eingerichtet, wie die Staatslotterie für das ganze Land. Ihre Ziehungen ſind auch zweimal monatlich; nur bieten ſie des Zwecks wegen etwas mehr Unwahrſcheinlichkeit, zu gewinnen. Dieſe Lotterien ſind doppelter Art, in ſofern ihre Preiſe in Geld oder in Gegenſtänden ausgezahlt werden. Das Loos de beneficencia koſtet 12 Realen. Im Ganzen hat man Gelegenheit, im Monat wenigſtens viermal zu ſpielen und darunter zweimal zugleich ein gutes Werk zu thun.

In meiner Berline fuhr als dritte Perſon ein zweiter Geiſtlicher, deſſen Weihen noch ganz friſch waren. Denn der junge Mann kam eben aus dem erzbiſchöflichen Seminare, worin er, wie er angab, neun Jahre geweſen. Auf ſeine Erkundigung, woher ich gebürtig, ſagte ich ihm, daß ich aus Deutſchland ſei, worauf von dem jun-

gen Prieſter die merkwürdige Frage an mich gerichtet wurde, ob Alemannia in Frankreich liege. Wenn ich mir dies Einfaltszeugniß nicht alsbald aufgeſchrieben hätte, ſo würde ich es heute ſelber faſt nicht mehr glauben.

Nachdem die Gegenſtände unſerer Unterhaltung bald darauf erſchöpft waren, konnte mir nichts Angenehmeres geſchehen, als den immer unausſtehlicher werdenden Staub und die zunehmende Hitze für einige Stunden ſchlafend zu vergeſſen. Als ich wieder aufwachte, verließen wir juſt die Berge, welche den Llobregat auf ſeiner Südſeite bis an's Meer begleiten. Dies öffnete ſich tiefblau in der Ferne vor uns; manch weißer Punkt verrieth ein Segel und ihre Menge die Nähe eines Welthafens. Das Meer verſchwand wieder hinter dem Vorgebirge Montjui, auf welchem die Citadelle Barzelona's weithin herrſcht. Die Straße wurde nun immer belebter; ſchöne Landhäuſer erſchienen immer zahlreicher. Endlich jagten unſere Geſpanne durch ein großes Dorf, faſt eine Vorſtadt. Denn nach kurzem Verzug fuhren wir in die dicht gedrängten Straßen der ſchönen Hauptſtadt Cataloniens.

V.

Barzelona.

Barzelona iſt eine der ſchönſten und ſehenswertheſten Städte der Gegenwart. Es beſitzt nicht blos eine bedeutende Zahl merkwürdiger Gebäude, es iſt auch überhaupt in einer Weiſe gebaut, um das glücklichſte Verhältniß zwiſchen Regelmäßigkeit und Unregelmäßigkeit herzuſtellen. Man empfindet nirgends die Langeweile der Parallellinien aus der Zopfzeit, und die mittelalterlichen Gaſſen ſind nicht labyrinthiſch genug, um widerwärtig zu werden. Barzelona wird von einer prächtigen Straße ungefähr in zwei Hälften getheilt, von der Rambla, welche mich an die Linden Berlin's erinnert hat. Die Linden Barzelona's ſind Akazien und Sykomoren. In die Rambla münden von rechts und links die größeren Straßen der Stadt. In den Stadtvierteln, welche dazwiſchen entſtehen, kreuzen ſich die Gaſſen.

Auf der Rambla ſtehen die großen Theater, Gaſthöfe, Caffees, welche an Bedeutung die von Madrid erreichen, ja überbieten. Die Rambla iſt immer belebt, am meiſten

Abends, wo in milden Sommernächten bis nach 11 Uhr oft von beiden Geſchlechtern geluſtwandelt oder auf herbeigeſchafften Stühlen zuſammengeſeſſen wird. Die Straße der reichſten Kaufläden iſt die Calle de Fernando VII. und ihre Fortſetzung die Calle de la Plateria. Dieſe führt zu der durch die Höhe ihres Schiffes und die Schlankheit der ſtützenden Säulen ausgezeichneten Kirche de Nueſtra Señora del Mar. Das Meer ſoll ehedem bis auf den Platz, auf dem ſie erbaut iſt, gegangen ſein. Gegenwärtig führt der Weg von der Kirche zum Strande über den größten Platz der Stadt, die Plaza del Palazio. Dieſer Platz des Palaſtes heißt ſo des königlichen Schloſſes wegen, das ſich auf ſeiner einen Seite in gothiſchem Geſchmack erhebt; er hieße faſt eben ſo gut Platz der Paläſte, weil die Börſe und das große Zollgebäude ſich nicht minder königlich, als das Schloß, ausnehmen.

Barzelona iſt, wie alle alten ſpaniſchen Städte, von feſten Mauern umſchloſſen geweſen. Sie ſind in der jüngſten Zeit niedergeriſſen worden. Verlor auch die Stadt hierdurch ein gewiſſes romantiſches mittelalterliches Kleid, ſo wird ihr doch bleiben, was der beengende Mauergürtel und ein bisher beſtandenes Verbot, den alten Stadtbering zu erweitern, zur Folge hatten. Eng und ſchmal ſind die Straßen Barzelona's; klein, winzig ſeine meiſten Plätze; hoch und rieſig ſeine Häuſer. Man könnte meinen, dies

wäre wol unvortheilhaft und häßlich, wie die düſteren Winkelgaſſen der Städte unter dem wolkigen Himmel des Nordens. Man vergäße jedoch hierbei den hellen Himmel Spaniens, unter welchem dieſe Bauart gefällig wohlthut, ja zu einem artlichen Reize der Stadt wird. Nur zu gern ſucht man zwiſchen den ſchattigen Häuſerreihen, welche man in mancher Gaſſe oder Riera bei ausgebreiteten Armen mit den Fingerſpitzen berühren könnte, einen vor der Mittagsſonne geſchützten Weg, auf welchem die tauſend Erker, (denn kein Fenſter iſt ohne ſolchen), unter denen man hingeht, offen oder hinter einer herabgelaſſenen Espartograsmatte, ein Stück Familienleben, oft ein reizendes Bild erſpähen laſſen. Und die Reinlichkeit in dieſen inneren Stadttheilen iſt vorzüglich. Wenn andere Reiſende in dieſer Beziehung Gegentheiliges ausgeſprochen, ſo müſſen ſie wol durch zu kurzes Verweilen während ungünſtiger Stunden in Irrthum geführt worden ſein.

Will man am Abend in Barzelona ſich freier ergehen und die Gaſſen meiden, ſo bietet ſich auf der breiten Rambla die Gelegenheit, welche die meiſten ſuchen. Am ſchönſten, am prächtigſten bleiben jedoch die Anlagen auf der Stadtmauer, wo dieſe die Bucht des Hafens einfaßt.

Man wandelt ja am Saume der See. Ihr Spiegel wirft die Färbungen des Himmels heller zurück, und breitet ſich ſchrankenlos offen nach Süden aus; ſeine Begränzung

in der tageweiten Ferne findet er erſt wieder an dem Geſtade Afrika's. Von dorther, aber nicht allein von dorther, aus allen Weltgegenden liegen die Kauffahrer reihenweis im Hafen, und bald ſcheidet der eine oder der andere aus dem Walde der Maſten, oder ein ferner weißer Punkt am Horizont iſt größer und größer geworden, und ein ſtolzer Dreimaſter iſt herangewachſen und fährt mit friſchen Wimpeln herein und legt ſich ruhig hin, bis daß die Lagerhäuſer mit ſeinem Inhalt gefüllt ſind. Freundlich kommen zugleich die kühlen Seewinde über das Element, das ſie entſtehen läßt, herüber und ermuntern die rege Arbeit der Menſchen.

Dieſe Seelüfte ſind es, welche Barzelona ein vorzüglich liebliches Klima verleihen. Die Hitze, welche im Innern der Halbinſel oft erdrückend ſein kann, bleibt an dieſer ſchönen Küſte ihretwegen gemäßigt. Selbſt dem Nordländer, der ſich hier niederläßt, bringt die Sonne in ihren Sommern keine arge Beſchwerde. Ich für mein Theil verlebte hier Wochen des Juli faſt gleich denen früher im April. Die Hitze iſt viel läſtiger in der Tiefebene nördlich der Pyrenäen; dort liegt Perpignan auf der Iſotherme Roms. Dennoch gedeihen die Orangen nicht in ſeinem Gebiete. Dieſes wird im Winter zu ſehr durchkältet durch die von den Schneebergen her ungehindert über die Ebene ſtreichenden Winde. Auch das gebirgige Catalonien kennt

kältere Winter; doch Barzelona nicht. Vor seinen Thoren beginnt das Gebiet der Orangen. Die Bergketten, welche es in seinen Stadtbering einschließen, schützen es vor dem eisigen Winterhauch der fernen Pyrenäen, und ein Schneeüberflug über den Montjui ist eine Seltenheit. Die glückliche mittlere Temperatur Cataloniens ist in vorzüglicher Weise die Wonne seiner Hauptstadt.

VI.

Barzelona; Burg, Dom, hängende Gärten.

Nach der Vereinigung der spanischen Reiche hörte unter den Nachfolgern der ersten katholischen Majestäten Barzelona auf, ein Hoflager zu sein, und das Schloß der Könige von Aragon wurde zum Gebäude der Inquisition. Jahrhunderte lang hat es der finsteren Anstalt zum Sitze gedient. Heute sind die Räume innerhalb des altersgrauen, aber noch festen gothischen Mauerwerks einem freundlicheren Zwecke wiedergegeben; sie enhalten gegenwärtig die

Sammlung der Archive der alten Krone von Aragon, ſie bewahren alle Urkunden der Herrſcherthätigkeit, welche hier einſt ihren Ausgangspunkt fand. Die Schriftſtücke reichen in ununterbrochener Folge zurück bis zu den Pergamenten, die von den erſten Grafen von Barzelona, welchen Karl der Große nach Eroberung der Stadt 803 ſeine ſpaniſche Mark verlieh, unterzeichnet ſind. Die Säle der Kronarchive enthalten 20,000 einzelne Pergamente profanen Inhalts, 900 päpſtliche Bullen, endlich 8000 Bände in Folio verſchiedener Handſchriften.

Mit dieſem Archiv vereinigt iſt heute das der alten Generaldeputation der Provinz, eine Urkundenſammlung von gleicher Größe wie diejenige der Krone. Der ganze umfaſſende Stoff iſt auf das ſorgfältigſte und überſichtlichſte geordnet. Die einzelnen Regierungs-, die einzelnen Jahresabſchnitte haben für die je auf ſie Bezug habenden Urkunden in den beſtimmten Gefächern und auf den beſtimmten Pulten ihren folgerichtigen Platz. Unter der kleinen Zahl von Kunſtwerken, welche vorhanden ſind, gefiel mir beſonders ein Brevier aus dem Kloſter Cucufate. Es iſt ein köſtlicher Schatz für den Bewunderer einer Kunſt, deren Jünger mit unfaßlicher Geduld ein ganzes Leben hinbringen konnten, um ein einziges Buch mit Buchſtaben und Bilderchen auszumalen.

Vor der alten Burg ſteht der Dom. Er iſt unbe-

schreiblich schön. Er weist keine hervorstehenden künstlerischen Einzelheiten auf: alles über ihn läßt sich in zwei Worte fassen: er ist einfach und groß. Was so viele andere Kirchen verunstaltet, die Hinzuthat der letzten Jahrhunderte an Prunk und Flitter in allen Ecken, ist in ihm nicht vorhanden. Der germanische Styl herrscht über das Ganze in schöner Reinheit. Frei und leicht, aber auch gewaltig spannen sich die grauen Bogen durch das geheimnißvolle Schweigen der Hallen, und neben ihren drei Schiffen ziehen sich oberhalb des Kranzes der Seitenkapellen noch zwei weitere Reihen niedrigerer Bogenstellungen in der Höhe hin, welche in die düsteren Räume ihre noch lichtloseren Wölbungen öffnen. Das goldene Stabwerk, welches zum Gerüste des Hochaltars emporgeflochten ist, blinkt allein in der Dämmerung des Kirchinneren, in welches der Glanz des Tages durch die tiefen Farben der glasgemalten Fenster nur gebrochen hindurchfällt. Eine einsame Kerzenflamme sendet daher aus der Gruftkirche unterhalb des Hochaltars ihr gelbes Licht hell und weit herauf. Sie brennt über den Gebeinen der heiligen Eulalia an geweihter Stätte. Als ich hinschaute, stieg eben ein Pilger die breiten Stufen, die zur Krypta führen, hinab. Er hatte die Muscheln auf seinem langen Kragen und auf seinem Hute nicht vergessen und half sich, ein weißhaariger Alter, mit dem

Stabe, an deſſen Ende oben ein kleines Kreuz und ein Fläſchchen angebunden waren, die Treppen hinab. Er kniete dann nieder und betete lange mit bewegter Lippe. Selten begegnet man heute einem ſolchen Bilde frommen Glaubens.

Als ich mich von ihm abwendete, um den Chor anzuſchauen, überraſchten mich die Wappen über den feingeſchnitzten Chorſtühlen, welche den Rittern des goldenen Vließes gehörten, deren Capitel hier in Spanien zum einzigen Male von Karl V. verſammelt wurde. Ich trat nun in die Kreuzgänge, die ſich an den Dom anſchließen. Auch ſie ſind ſo einfach, als erhaben. Ein Kranz von Kapellen ſchließt ihre großartigen Bogenſtellungen ein. In der Mitte iſt ein Garten voll Lorbeer, Oleander und Orangenbäumen. In einer der Ecken unter einem vorſpringenden Kreuzgewölbe, ſprudelt ein anmuthig gefaßter Brunnen.

Der Ausgang führte mich in eine Gaſſe in der Richtung auf den Platz de la Conſtitution. Das Gebäude, welches hier die ganze eine Seite der Gaſſe einnimmt, iſt gegenwärtig die casa de la deputation provincial. Man tritt durch ein prächtiges Thor, über welchem Ritter Georg in einem Rahmen der geſchmackvollſten Bildnerei germaniſcher Kunſt in Stein ausgehauen iſt, und unter einem zweiten breiten Korbbogen hin in den innerſten

Hof und glaubt im fünfzehnten Jahrhundert zu ſein. Eine freie Treppe führt aus dem Hofe hinauf in die Gallerien des erſten Stockwerks, welche, von leichten Spitzbogen, von ſchlanken und leichten Säulen zuſammengeſetzt, den Hofraum auf ſeinen vier Seiten einfaſſen. Ein zweiter Stock von Gallerien über dem erſten wird durch niedrigere breite Tudorbogenſtellungen gebildet. Endlich ſind an den flachen Dächern die Mündungen der Dachrinnen hier beſonders hübſch geformt. Es ſind die an den älteren Gebäuden der Stadt vielfach bemerklichen Affen, Bären, Adler, Thiergeſtalten aller Art, welche wagerecht in den Hof hinein abſtehen und bei Regen von allen Seiten das Waſſer hinunterſpritzen. Die Theile des Gebäudes, zu welchen die Gallerien unmittelbar hinführen, ſind gegenwärtig dem oberſten Gerichtshof von Catalonien eingeräumt. An der Seite neben dem Eingang zur Kapelle, welche ſich ferner dort befindet, fiel mir eine alte riſſige Thüre auf, durch deren Löcher Sonnenhelle hindurchfiel. Ich öffnete ſie und befand mich vor einem Garten oder vielmehr ich trat in einen Saal, welchen der glänzende Himmel überwölbte, deſſen Säulenreihen durch Orangen- und Citronenbäume gebildet wurden, welche zwiſchen den Quadern emporgewachſen waren und unter der ſonnigen Himmelsdecke einen grünen ſchattigen Baldachin zuſammenſtellten, aus

deſſen Gezweige die weißen Orangenblüthen guckten und dufteten und die ſchönſten Citronen herabhingen, die ich je geſehen habe. Hinter der doppelten Reihe dieſer Bäume waren Beete mit Blumen und Strauchwerk und ein Springbrünnchen angelegt. Dieſer kleine duftende Garten, eingeſchloſſen von den ſchmucken gothiſchen Wänden eines Jahrhunderte alten Baues, mußte er nicht einem Auge, welches dem Merkwürdigen nachſpähte, für ein Wunder der Semiramis gelten?

VII.

Die alten Klöſter.

Im Jahre 1835 wurden die Klöſter in Spanien aufgehoben. Barzelona hatte deren eine Menge; die Gebäude ſind gegenwärtig zu Kaſernen, Hospitälern, Fabriken verwendet, zu allerhand nützlichen Beſtimmungen. Die Nützlichkeit iſt in der Regel ſehr proſaiſch, und man möchte hin und wieder manch altehrwürdiges Bauwerk darob bedauern.

Das baulich merkwürdigſte unter den alten Klöſtern Barzelona's iſt das von San Pablo. Es dient heute zur Kaſerne, und ich erhielt von ein paar Soldaten die Verwilligung zugenickt, eines der älteſten Baudenkmale der vorarabiſchen Zeit, ſeine kleine Kapelle beſchauen zu dürfen, welche Paſſavant in ſeiner Schrift: „Chriſtliche Kunſt in Spanien" ſo beſchreibt: „Die Vorderſeite, durch einen wagerechten Sims mit kleinen Bogen in zwei Hälften getheilt, hat in der unteren einen überwölbten Eingang; die obere Abtheilung mit einem Giebel, den gleichfalls Geſims und kleine Bogen begränzen, hat in der Mitte ein rundes und etwas tiefer zu den Seiten zwei kleine gewölbte Fenſter. Eines der Capitäler iſt mit Bären, Greifen und Blätterwerk verziert."

Das Kloſter wurde einſt in rohem byzantiniſchem Style aufgeführt; ſein Erbauer, der im Jahre 911 verſtorbene Graf Wifred II. von Barzelona, iſt darin beigeſetzt. Almanzor ſoll es (um 1100) zerſtört, d. h. vermuthlich in eine Moſchee verwandelt haben. Auf den alten byzantiniſchen Säulen des engen düſteren Kreuzgangs ruhen je dreifältig geſchweifte arabiſche Bogenſtellungen.

Nach dem merkwürdigen Kloſter von San Pablo muß ich vorzüglich noch das Kloſter Sta. Maria de Junqueras anführen. Sein Kreuzgang wird durch zwanzig auf ſchlanken Säulen ruhende Schwibbogenſtellungen in der

Länge und zwölf ſolche Bogenſtellungen in der Breite gebildet. Darüber lief ehemals eine zweite offene Bogengallerie, welche leider zugemauert worden iſt. Was das Ganze hierdurch an Anmuth verliert, wird faſt verſteckt durch das Laub der Orangen- und Oleanderbäume. Sie ſtanden damals, als ich mich an den kleinen Springbrunnen in ihrer Mitte hinſetzte, in ihrer ſchönſten Blüthe. Ueber die Mauern hinweg wiegte eine einſame Palme ihre Fächerkrone. Das Kloſter wurde 1212 für die Edelfräulein von Sanjago erbaut. Gegenwärtig iſt es ein Invalidenhaus.

Noch verdient das alte Kloſter Monte Sion Erwähnung. Maria, Tochter König Jayme's II. von Aragon, gründete es im Jahre 1351 für die Señoras del Orden de San Domingo. Es liegt in der Straße de Sta. Anna. Sein Kreuzgang bildet einen Würfel von zehn Schwibbogenſtellungen auf jeder Seite.

Das ehemalige Kloſter de San Juan iſt ein Gebäude aus dem vorigen Jahrhundert. Das Intereſſe, welches ihm ſelber abgeht, beſitzen die Alterthümer, welche in ſeinen unteren Hallen aufgeſtellt ſind, Trümmer aller Jahrhunderte, römiſche Grabſteine, Marmorbilder der Imperatoren, Sarkophage aus den mittelalterlichen Zeiten, tauſend Ornamente von Stein liegen hier eines neben dem anderen entwerthet zuſammengeworfen. In den oberen

Sälen befindet sich die städtische Bibliothek, Jedermann offen, mit einem großen Lesezimmer. Sie soll ungefähr 80,000 Bände stark sein, und besitzt außerdem eine große Zahl alter Handschriften aus den aufgehobenen catalonischen Klöstern.

VIII.

Theater — Campos Elyseos.

Es überraschte mich, zu hören, daß Barzelona zwei italienische Opernhäuser besitze. Ich glaubte nun auch wenigstens einen Tempel anzutreffen, in welchem die spanische Muse der Töne verehrt werde. Allein ein solcher ist bisjetzt noch nicht aufgeführt worden, weil die große Muse der Töne, welche der Bühne bedarf, in Spanien noch nicht geboren ist. Wäre sie es, so würden die Spanier sie vor allem anderen achten, wie jedes Volk von stolzem Selbstgefühl das Seine werth schätzt. Der Gesang lebt auf der pyrenäischen Halbinsel allein im Volksmunde.

Das bedeutendere Opernhaus ist das sogenannte Lyceo auf der Rambla*); es hat der Absicht seiner Erbauer gemäß den größten Zuschauerraum unter allen Theatern Europa's, man zählt 168 Logen, 1400 Sperrsitze; im ganzen finden über 4000 Personen Platz. Die innere Ausschmückung des Hauses ist seiner Größe würdig. Eine breite Treppe von weißem granadischen Marmor führt zu der Gallerie des ersten Ranges, sowie zu dem in römischem Geschmacke sehr glücklich ausgemalten Saale, auf dessen Mosaikboden während der langen Zwischenakte viel auf- und abgegangen, geraucht und geplaudert wird. Jede Loge hat ihr Vorzimmer zum Empfange von Besuchen, die während der Pausen sehr zahlreich gegeben werden. Jedermann geht in's Theater; es ist der sicherste Ort, Jemanden zu treffen, und statt daß man anderswo zum Thee geladen würde, wird man gebeten, in die Loge zu kommen. Indem sich eine Familie abonnirt, macht sie hierdurch ein Haus, ohne je zu Hause zu sein. Die schönsten Sommerabende selber, an denen bei uns fast jede Bühnenkunst ohne Anziehungskraft bleibt, halten den Barzeloneser nicht ab, um 8 Uhr Abends seinen gewohnten Platz in der Oper einzunehmen. Trotz seiner Größe ist das Lyceo nicht groß genug, um der Nachfrage nach Logen zu ge-

*) Es ist im Frühling dieses Jahres abgebrannt.

nügen. Wer daher im Lyceo kein Abonnement mehr bekommen hat, nimmt eine Loge im Teatro principal, der zweiten italieniſchen Oper in Barzelona. Die Leiſtungen in dieſem Hauſe ſind denen des Lyceo nicht unebenbürtig. — Es giebt außerdem noch zwei oder drei kleinere Schauſpielhäuſer, auf welchen häufig in catalaniſcher Sprache geſpielt wird. Oft, ja nur zu oft bei einem Volke, welches die Calderon und Vega zu den Seinen zählt, findet man Ueberſetzungen ausländiſcher Theaterſtücke zur Aufführung angekündigt, und wenn ich hinzufüge, daß ſich in der Regel die werthloſeſten Fabrikate der Pariſer Bühnenſchreiberei-Induſtrie darunter befinden, ſo berühre ich damit Zuſtände, die wir, Dank unſeren Theaterintendanzen, auch im eignen Hauſe wiederfinden. Es iſt daher hier am beſten, wenn ich davon ſchweige.

Auch lädt mich gerade das ſonntägliche Gewoge auf der Rambla ein, ihm zu folgen. Es führt hinaus aus der Stadt auf die Landſtraße, wo unter den ſchattigen Bäumen hundert Tartanas zwiſchen den Fußgängern hin- und herholpern. Das geht alles nach den Campos Elyſeos und anderen benachbarten Luſtgärten, unter denen jene elyſeiſchen Felder die berühmteſten ſind. Der Wirth würde dennoch ſchlechte Geſchäfte machen, wenn er mit dem Wenigen, was einzelne aus der Menge ſeiner Gäſte bei ihm verzehrten, zufrieden ſein müßte; er erhebt daher

ein Eintrittsgeld für den Garten und vermiethet seine Stühle, auf welchen sich die Gesellschaften, vornehme wie geringe, zusammensetzen und beim Spiele einer Regimentsmusik den Abend verplaudern, zu dessen Verherrlichung jedesmal ein großes Feuerwerk abgebrannt wird.

Unsere gemüthlichen oberdeutschen Gartenwirthschaften kamen mir bei diesen Campos Elyseos in den Sinn, denen nichts Aehnliches sich in den Sitten einer anderen Stadt auf beiden Seiten der Pyrenäen wiederfindet.

IX.

Montserrat.

Wie hätte ich mehrere Wochen in Barzelona zubringen können, ohne den Montserrat zu besuchen?

Seine Höhe wird auf 3993 Fuß angegeben. Er steigt in dieser Größe, ein einzelner Berg, mitten aus einem weiten Gebiete niedrigen Gehügels alles beherrschend empor, eine gewaltige Masse von Conglomerat, in welchem der Feldstein vorherrscht. Und wenn dieser der Erde einsam entstiegene Kegel an sich merkwürdig ist, so ist er es

faſt noch mehr durch ſeine Geſtalt. Sein breiter Gipfel wird durch eine Einfaſſung eigenthümlichſter Felſen gebildet. Sie ſtehen einer neben dem anderen, ſenkrecht oder etwas geneigt, wie ſchiefe Thürme, alle rund, wie eine Reihe rieſenhafter Schanzkörbe, die einen höher, die anderen niedriger, aber alle gewaltig, kegelförmig aufwachſend; man ſollte eine Mauer vermeinen, welche eine Geiſterburg des Bergesalten umwallt. Und ſo unmöglich es ausſieht, ſo ſind doch mehrere dieſer Kegel erſteigbar und trugen bis zu den höchſten unter ihnen kleine Einſiedeleien, in welchen neun Jahrhunderte lang Benedictiner-Mönche gelebt haben. Man zählte dreizehn ſolcher Klauſen, eine immer höher, dem Himmel ſcheinbar näher, als die andere. Sie wurden, ebenſo wie das große Kloſter auf dem Berge, 1812 von den Franzoſen zerſtört. Es bleibt nur die Erzählung von ihnen und die herrliche Ausſicht ihrer Felſen, von wo aus die Pyrenäen, die Berge von Aragon und Valenzia ſichtbar ſind; ja, an hellen Tagen ſollen die fernen Balearen aus der glänzenden See auftauchen.

Das Muttergottesbild, welches in der Kirche von Montſerrat ſich befindet, verleiht dem Berge eine beſondere Weihe. Zu allen Zeiten iſt das Volk, ſind die Könige und Königinnen zu ihm gewallfahrtet. Die Geſchichte ſeiner Auffindung gehört der Legende an. Sie erzählt,

Schäfer hätten an mehreren wiederkehrenden Sonnabenden Geſang aus dem Berge ertönen hören. Sie berichteten dies dem Biſchof von Vich, welcher damals in dem nahen Manreſa ſich aufhielt. Der Biſchof kam mit ſeinen Geiſtlichen herbei. Auch er vernahm den Geſang. Es waren Klänge wie von Himmelschören, welche aus den Felſen hervordrangen, während bei hereinbrechender Nacht die Spitzen des Berges zu leuchten anfingen. Der Biſchof folgte den Tönen des Geſanges und entdeckte in einer Kluft verborgen ein Muttergottesbild. Es wurde feierlich aufgenommen, um nach Manreſa gebracht zu werden. Doch ſiehe! unterwegs vermochte man plötzlich nicht mehr, es weiter zu bringen. Es blieb unbeweglich, wie an die Stelle gebannt. So baute man ihm denn die Kapelle an dieſem Orte, wo es noch heute das Heiligthum der Wallfahrtskirche bildet. Die Virjen zeichnet ſich vorzüglich durch ein ſchwarzes Geſicht aus. Vier Kerzen brennen bei Tage und neun bei Nacht vor ihrer Niſche.

Fünfzehn Jahre nach ihrer Auffindung, im Jahre 895, ſoll das Kloſter vollendet worden ſein, welches ehemals achthundert Mönche faßte und gegenwärtig, nachdem es zum größten Theile zerſtört worden iſt, nur noch ihrer zehn beherbergt. Es liegt ihnen insbeſondere die Verehrung der Virjen ob, und ſie erfüllen dieſe Pflicht, indem ſie ihr täglich ſechsmal im Chore lobſingen.

Eine eigene Legende bezieht ſich auf die Gründung des Kloſters.

Zu den Zeiten Graf Wifred's des Bärtigen von Barzelona lebte im Rufe äußerſter Frömmigkeit der Einſiedler Johann Garin in einer der Höhlen des Montſerrat. Seine Frömmigkeit ärgerte den Teufel dermaßen, daß er ſich verſchwor, für all ſeinen Aerger ſich durch einen Triumph zu entſchädigen, welcher kein geringerer ſein ſollte, als der über Bruder Garin's Tugend ſelber. Der Böſe freute ſich ſchon im Voraus, wie er die arme Seele im Fegefeuer herumzerren würde, und ſteckte ſich, um zu dieſem Zwecke zu gelangen, in eine Mönchskutte. So verkleidet ließ er ſich in eine Höhle, welche noch heute gezeigt wird, nieder, gerade gegenüber von Bruder Garin, vor deſſen Augen er tagelang auf den Knieen lag und betete. Dieſe ſcheinbare Heiligkeit des neuen Zuzüglers machte den Bruder Garin geneigt, ſeine Bekanntſchaft zu ſuchen. Das war es, was der Teufel vorerſt wollte, und er nahm nun durch ſeine ſchlaue Beredſamkeit und ſeine anfänglich guten Rathſchläge den nichtsahnenden Garin für ſich ein. Garin war noch ein junger Mann, und der Teufel hatte bald erkannt, wo er ihn trotz aller ſeiner Heiligkeit am eheſten packen könnte. — Er ließ um die Zeit, die ihm geeignet ſchien, einen anderen Teufel in den Leib der ſchönen Richilde, der Tochter Graf Wifred's des Bärti-

gen, fahren, worüber großes Leid zu Barzelona entſtand. Nach vielen vergeblichen Verſuchen des Grafen, ſeine Tochter zu heilen, ſprach der Teufel aus ihr heraus, nur das Gebet des heiligen Mannes Garin könne ihr Geneſung verſchaffen. Graf Wifred hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit Richilden zum Einſiedler hinzuziehen. Er übergab ſie ihm mit der Bitte, ſo lange mit ihr zu beten, bis der Teufel aus ihr ausgetrieben ſein würde. Der fromme Mann nahm ſich dies ſehr zu Herzen, allein, ſtatt daß es ihm gelungen wäre, den böſen Geiſt zu bannen, ſchien ſich derſelbe auch ſeiner auf einmal zu bemächtigen. Kurzum der Teufel in ſeiner Mönchskutte kam mit ſeinen ſchönen Redensarten ſo lange zu den Zweien in die Höhle und hinderte das Entweichen der böſen Geiſter, daß er ſchließlich mit Mephiſtopheles ſagen konnte, hab' ich doch meine Freude d'ran! Und als Graf Wifred wieder nahte, um ſeine Tochter zu beſuchen, welche Garin nicht hatte heilen können, gab der Teufel dieſem den böſen Entſchluß ein, die ſchöne Doña zu tödten. Der arme Mönch war ſo von ſeinem falſchen Freunde beſtrickt, daß er ſich hinreißen ließ und den Mord beging. Graf Wifred fand ſeine Tochter daher nicht mehr; er mußte ſich in ſeinem großen Herzeleid hierüber mit dem Gedanken tröſten, daß die Frömmigkeit Garin's der Verſtorbenen ſicherlich den Himmel geöffnet habe. Der Teufel aber lachte in's Fäuſt-

chen, denn der fromme Einſiedler, der ihn bisher ſo geärgert, war ihm verfallen.

Garin verfehlte nicht, dies einzuſehen und ſchwere Reue zu empfinden. Er ſchlug den Weg nach Rom ein, küßte dort dem heiligen Papſt die Füße und bekannte ihm ſeine Verbrechen. Der Papſt verzieh ſie ihm unter der Bedingung, daß er den Himmel, den er beleidigt habe, nie mehr anſchaue, und daß er fortan auf Händen und Füßen ginge und Gras freſſe, wie ein Thier, weil er ſich wie ein Thier aufgeführt habe. So ſolle er heimkehren und bleiben, bis der Himmel ihm ein Zeichen ſeiner Verſöhnung gebe.

Garin kroch heimwärts, ſeine Kleidungsſtücke zerfetzten ſich allmälich, und ſein entblößter Körper wurde dermaßen fellartig, daß er einem Thier ähnlicher ſah, als einem Menſchen. So geſchah es denn auch, daß er, als Graf Wifred einige Jahre ſpäter am Montſerrat eine Jagd abhielt, als ein merkwürdiges wildes Thier von den Jägern eingefangen und nach Barzelona gebracht wurde, wo man ihn in einem Käfig im Schloſſe ſehen ließ. Graf Wifred wohnte damals in der Riera de S. Juan. Bei einem feſtlichen Gelage, welches er abhielt, entſtand der Wunſch, das Wunderthier in den Saal gebracht zu ſehen. Garin wurde herbeigeführt. Allein kaum war er in dem Saale erſchienen, als das darin

von einer Amme herumgetragene fünf Monate alte Knäblein des Grafen Wifred zu ſprechen begann und ſagte: „Garin, ſtehe auf, der Himmel hat dir verziehen!“ Und zum allgemeinen Erſtaunen ſprang Garin auf, um ſich zu des Grafen Füßen zu ſtürzen, dem er Alles erzählte und der ihm nach dem Beiſpiel des Himmels verzieh. Aber Garin ſollte ihn nun zum Begräbnißplatz Richildens führen. Als man nach dem Leichnam grub, ſiehe da! ſo ſteht Richilde lebendig wieder auf, geſund und friſch, wie ſonſt, nur ein rothes Fleckchen bezeichnet die Stichwunde am Halſe von Garin's Meſſer. Graf Wifred erbaute am Orte, wo Richilde acht lange Jahre in der Erde geſchlafen und wo ſie ihm nun wiedergegeben war, das Kloſter, deſſen erſte Aebtiſſin die Neuerſtandene wurde. Die Nonnen Richildens traten es ſpäter an die Mönche nach der Regel Benedicti ab.

X.

Los Baños de la Puda.

Am Fuße des Montſerrat, zu dem Dörfchen Collbato gehörig, liegt die fonda nueva de las cuevas, Eigenthum unſeres Führers auf dem Berge, und wo uns, auf der Rückkehr von unſerem Ausflug, ein Imbiß vorgeſetzt wurde, zu dem der vorzüglichſte Wein, den wir auf der Halbinſel noch getrunken hatten, gehörte. Aeußerſt zufrieden brachen wir auf und bedauerten nur, keine Zeit mehr gehabt zu haben, die Höhlen von Montſerrat zu beſuchen, welche in dem Berge weite aus Aragoniten und Kalkſpathen gezimmerte Säle bilden.

Während die bisherigen Genoſſen meines Ausflugs den geraden Weg zurückeilten, beſtieg ich ein Maulthier und ritt zwiſchen Weinbergen etwa zwei Stunden bis zu den Baños de la Puda. Das kleine Bad beſteht aus einem großen Gebäude, welches unmittelbar am jenſeitigen Ufer des Llobregat ſich erhebt, und mit welchem eine ſtets ab- und zufahrende Fähre die Verbindung vermittelt. Der Llobregat drängt ſich hier rauſchend in einem engen Felſenbette, während andrerſeits die gewaltigen Wände

des Montserrat, das Thal in ihre Schatten hüllend, über demselben zum Himmel emporstreben. Es wollte mir von hier unten aufschauend kaum in den Sinn, daß ich die vorige Nacht in einem Kloster oben zwischen den Riesenkegeln geschlafen hatte.

Los Baños de la Puda sind ein Schwefelbad, und es roch in dem ganzen Hause abscheulich nach diesem Urstoff. Der Badearzt theilte mir bereitwillig die chemische Analyse der Quelle mit, welche mit den Wassern von Aachen die meiste Verwandtschaft hat. Ich fand in dem kleinen traulichen Bade, welches übrigens alle die Bequemlichkeiten, wie bei uns solche Anstalten, besaß, eine äußerst lustige Gesellschaft beisammen, welche sich an jenem Abend das Vergnügen machte, mit Hülfe von Betttüchern und ähnlichen Hülfsmitteln einen Mummenschanz aufzuführen.

Ich verließ das kleine Bad in der Frühe und fuhr über Esparraguera nach Martorell, einem regsamen Städtchen an der Stelle einer alten Römerniederlassung, am Llobregat, über den noch eine jenem Alterthum entstammende Teufelsbrücke in hochgeschwungenem Bogen hinüberführt. Von Martorell fährt die Eisenbahn in einer Stunde an rührigen reinlichen Flecken, in denen immer zahlreicher die Schornsteine der Fabriken rauchen, vorüber nach Barzelona.

Valenzia.

I.

Meerfahrt — Valenzia und ſeine Heiligen.

Täglich gehen ein oder mehrere Dampfboote von Barzelona ab, ſei's ſüdwärts nach Valenzia und den andaluſiſchen Häfen, oder nordwärts nach Marſeille. Ich ließ mich eines ſchönen Morgens an den Mercurio heranrudern, der ſeinen Kiel nach Süden gekehrt hatte, und ſchiffte mich nach Valenzia ein. Das von der befeſtigten Höhe des Montjuy beherrſchte bunte Barzelona nahm ſich zum Abſchiede maleriſch aus, zwiſchen dem blauen Meere und den blauen Hintergrundsbergen. Sie wurden immer duftiger, immer kleiner, je munterer uns die Maſchine des Schiffes vorwärts trieb. Der Lauf deſſelben blieb fortwährend im Angeſicht der Küſte. Ich konnte jedoch die Ausſicht auf dieſelbe nicht lange genießen. Eine große Unannehmlichkeit war mir begegnet, welche mich für jeden Genuß unempfindlich machte, nämlich die Seekrankheit.

Es war mir daher eine Freudenpoſt, als es nach einem traurigen Tag und einer Nacht endlich hieß, wir ſeien angekommen. Der Morgen graute noch, als wir im Grao, dem Hafen Valenzia's, einliefen. Er iſt der ſchlechteſte an der ganzen ſpaniſchen Küſte. Wir hatten noch eine ziemliche Strecke vom Ankerplatz unſeres Schiffes aus in den Booten zurückzulegen, bis wir am Lande waren, wo ein Troß von Packträgern und Bettelbuben uns empfing, die hier beſonders unverſchämt ſind. Ich überlieferte mich und mein Gepäck einem der am wenigſten zudringlichen Droſchkenkutſcher oder tartaneros, wie ſie von ihren Fuhrwerken, den tartanas genannt werden, und nachdem zuvor mein Koffer ſowie die aller übrigen Reiſenden, mitten auf der ſtaubigen Landſtraße von den Zöllnern durchwühlt worden waren, ging es der Stadt des Cid entgegen. Man fährt eine halbe Stunde auf einer Landſtraße, welche mit hohen ſchattigen Bäumen bepflanzt jedoch auch ſo ausgefahren und holperig iſt, daß man meinen ſollte, ſie ſei ſeit Mohrenzeiten nicht mehr ausgebeſſert worden. Als ich Valenzia's anſichtig wurde, lag es vor mir unter den Strahlen der Sonne, als ſei es geröſtet. Die Sonne in dieſem Süden iſt ſo brennend, daß ſie ſchon in den erſten Morgenſtunden jeden poetiſchen Hauch verzehrt hat, der vom Abend her noch auf Stadt oder Flur gehaftet hätte.

Die Straße in die Stadt führt über eine große ſchöne

Brücke. Man begreift nicht gleich, weshalb ſie gebaut iſt, denn man ſieht keinen Fluß, und nur ein Bächlein fließt unter einem der Brückenbogen weg, welches gerade Waſſer genug für das Geſchäft der valenzianiſchen Wäſcherinnen zu haben ſcheint. Die Brücke führt über das Bett des Guadalaviar, welcher oberhalb der Stadt in das Canalſyſtem zur Bewäſſerung der valenzianiſchen Vega abgeleitet iſt.

Auf der Höhe der Brücke begrüßten mich zwei ſich gegenüberſtehende Steinbilder. Sie befinden ſich unter kleinen Dächern, welche je durch drei Säulen getragen werden, deren Verzierungen dem Ganzen das Ausſehen kleiner indiſcher Pagoden geben. Mein tartanero ſagte mir, das eine Bild ſtelle die Mutter Gottes vor, das andre ſei San Vicente; welcher h. Vinzenz es aber ſei, wußte er nicht zu entſcheiden.

Valenzia iſt die Geburtsſtadt zweier h. Vinzenze und hat beide zu Patronen. Der ältere dieſer Heiligen iſt ein Märtyrer geweſen, welcher in der letzten großen Chriſtenverfolgung vor Conſtantin in der heutigen Straße San Vicente umgebracht worden ſein ſoll, weshalb ihm dieſe Straße insbeſondere geweiht iſt. Die Verehrung für dieſen Heiligen ging in der Zeit nach Beendigung der mauriſchen Herrſchaft bei den Spaniern ſo weit, daß man die Straße San Vicente mit Brettern belegte; denn

es ſollte hinfüro kein unwürdiger Fuß mehr den Boden berühren, auf welchem das Blut des Heiligen einſt gefloſſen. Der valenzianiſche Chroniſt Eskolano, welcher dieſes erzählt, giebt an, dieſe Anordnung habe ſchon zu ſeiner Zeit, am Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts nicht mehr beſtanden, weil die Bretter mittlerweile morſch geworden und der Verkehr in der Straße durch die Gefahr des Beinbruchs gehindert worden ſei.

Der jüngere h. Vinzenz mit dem Zunamen Ferrer iſt bekannter, als der ältere. Er wurde in einem Hauſe der Straße del Mar geboren, an welchem gegenwärtig eine Steintafel über der Thür dies anſagt, und in welchem er einſt ſein erſtes Wunder verrichtet haben ſoll. Es wird erzählt, und es iſt weitläufiger in der kürzlich, im Jahre 1856, von einem franzöſiſchen Geiſtlichen zu Vannes in der Bretagne herausgegebenen Lebensbeſchreibung des Heiligen zu leſen, daß er, erſt ſechs Jahre alt, einen ſeiner Geſpielen von einem ſchweren Halsübel geheilt habe. Vinzenz habe damals gebeten, den Kranken zu ihm zu bringen, ſei ihm um den Hals gefallen, habe die wunde Stelle geküßt, und der Geſpiele ſei geſund geweſen.

Die Hauptthätigkeit des h. Vinzenz Ferrer entfaltete ſich in der Predigt, durch welche er vorzüglich zur Verfolgung der Juden aufgefordert hat. Er durchzog Spanien, Frankreich, Deutſchland; er kam bis Ungarn;

überall predigte er und überall verstand man seine Rede, obgleich er immer nur Valenzianisch gesprochen haben soll. Selbst der Mohrenkönig von Granada, neugierig den großen Prediger zu sehen, soll ihn einst eingeladen und, obgleich sonst des Spanischen unkundig, doch die Rede Vinzenz's verstanden haben.

Vinzenz wurde später Prior eines Klosters zu Vannes, woselbst er gestorben und von wo aus seine spätere Heiligsprechung angeregt worden ist. In dem Anhang zu der oben angeführten Lebensbeschreibung des Heiligen sind die Handlungen aufgezählt, welche diese Heiligsprechung begründet haben.

II.

Der Cid und die Stadt nach seiner Zeit.

Valenzia läßt sich nicht ohne den Cid*) nennen. Er ist das Ideal romantischen Heldenthums: der kühne herrliche Freier der stolzen Ximene, die ihm trotz ihrer Thränen nicht wiederstehen kann und in Liebe erglüht für den

*) Don Rodrigo (Ruy) Diaz, Graf von Vivar, † 1099.

Mörder ihres Geſchlechts: er, der ſtarke Arm ſeines Königs, Caſtiliens Schützer, iſt der Schrecken der Mohren; ſeine bloße Geſtalt beſiegt ſie noch im Tode durch ihr Erſcheinen. Die einfach ſchönen Geſänge vom Cid leben nicht blos in ſeinem Volke fort, ſie verherrlichen ſeinen Namen über ganz Europa.

Nicht daſſelbe Bild entwirft die ſtrenge Geſchichte von dieſem Helden. Er iſt zerfallen mit ſeinem Herrn, König Alfonſo von Caſtilien. Alfonſo war König geworden durch den Tod ſeines Bruders, den ein heimlicher Dolch ermordet. Rodrigo Diaz, der ſtolze, mächtige Vaſall, hatte im Namen der Caſtilier von ihm verlangt, bei ſeiner Krönung im Dome von Burgos zu ſchwören, daß er unſchuldig ſei am Tode ſeines königlichen Bruders Sancho. Alfonſo hatte geſchworen; aber er grollte dem Diaz ſeit dem Tage von Burgos. Rodrigo mied Caſtilien und lieh ſeinen Arm abwechſelnd dem König von Navarra und dem von Aragon; ſpäter ging er an den Hof Aben Hud's, des Mohrenkönigs von Zaragoza. Der berühmte Chriſtenheld ſtritt lange Jahre unter der Fahne des Halbmonds. Im Jahre 1094 eroberte er Valenzia. Sein Heer beſtand aus den kampfluſtigen Recken, welche ſich ſeinem Stern und ſeiner perſönlichen Tapferkeit anvertraut hatten, und aus Moslemen. Um dies letztere zu erklären, iſt es nothwendig, kurz in die Geſchichte zurückzugreifen.

In Valenzia hatte in den letzten Jahren König Alkadir geherrſcht. In dieſer Zeit hatten ſich, aus Afrika kommend, die Heere der Almohaviden über das mauriſche Spanien ausgebreitet. Die Almohaviden waren von den ſpaniſchen Mauren zur Hülfe gegen die Chriſten gerufen worden; allein nachdem dieſe zurückgedrängt waren, hatten ſie das Gebiet nicht mehr geräumt. Wie manch andrer ſeiner kleinen Nachbarkönige, war auch Alkadir beſiegt und getödtet und Valenzia von dem Almohavidenfürſten Ben Gehaf erobert worden.

Rodrigo Diaz, im Bündniß mit den valenzianiſchen Arabern, zog aus, um den Alkadir zu rächen, und gewann Valenzia, das er als ſeine Beute behielt. Die arabiſchen Schriftſteller beſchuldigen ihn der habſüchtigen Grauſamkeit, daß er den Ben Gehaf, der ihm den Ort, wo er ſeine Schätze verborgen, nicht nennen wollte, auf dem Marktplatz Valenzia's bis an den Hals eingraben und ihm den Kopf durch einen darum gelegten Scheiterhaufen verbrennen ließ.

Rodrigo beherrſchte Valenzia bis zu ſeinem Tode. Seine edle Wittwe Ximene konnte ſeine Erbſchaft vor dem wachſenden Andrange der Macht der Almohaviden nicht lange mehr ſicher bewahren. Sie rief König Alfonſo um Hülfe an. Er kam, überzeugte ſich aber bald, daß ohne den Arm des Cid dieſer vorgeſchobene Poſten unhaltbar

ſei. Er führte Ximenen mit dem Leichnam des großen Rodrigo hinweg und gab Valenzia auf, indem er es durch Feuer verwüſtet, als einen rauchenden Trümmerhaufen den Sarazenen überließ. Auf den nun folgenden Einzug der Almohaviden beziehen ſich die Verſe des arabiſchen Dichters Ben Taber, welche hier angeführt ſeien:

Scheik Mazdali und ihr Tapfer'n
Aus dem Stamme von Lamtuna,
Warum trübt ſich euer Antlitz,
Während eure Stimmen rufen:
Unſer iſt Valenzia!?
Iſt der Cid denn nicht geſtorben,
Iſt Ximene nicht geflohen
Und der König Don Alonſo?
Wohl, er ſtarb, den Gott verfluche,
Seine Leiche, ſeine Wittwe
Trug Alfonſo nach Caſtilien: —
Doch Valenzia liegt in Aſche!
Eh' er ſeine Flucht begonnen,
Eh' er aus der Stadt entwichen,
Die er uns nicht wehren konnte,
Warf er Feuerbrände hin:
Und verödet und verlaſſen
Liegt verbrannt Valenzia

Trauer weilt am Ort der Freude;
Auf die Wunder ſeiner Schöne
Breitet ſich ein ſchwarzer Schleier,
Unſer Herz ſchlägt über Aſche,
Auf der Aſche ſeufzt es tief! —
Doch die Pracht blieb dieſer Erde,
Und es blieb ihr goldner Werth,
Ihre Gärten voll von Bäumen
Und ihr Fluß mit hellem Waſſer.
Aus der Aſche ihrer Trümmer
Wird Valenzia bald auf's neue
Durch die Hand des Fleißes ſteigen,
Wird mit Schätzen neu ſich füllen
Und in jungem Schmucke ſtrahlen
Unter ſeines Himmels Glanz.
Danket Gott, der es gereinigt
Von den Dienern vieler Götter!

In der allgemeinen Geſtalt und Anlage, wie es die Mohren im Anfang des zwölften Jahrhunderts wiederaufbauten, mag Valenzia heute noch daſtehen, ohne daß

ihm dies etwas besonders Anziehendes gewährte. Ganz im Gegentheil. Als wenn irgend ein unbefugter Geist mit einem großmächtigen Rührlöffel den ganzen Häuserbrei innerhalb des Kreises der Stadtmauern durcheinandergequirlt hätte, so steht alles umher und bildet unzählige Gassen und Gäßchen und Plätze und Plätzchen. Es ist unmöglich, sich in ihnen zurecht zu finden ohne den Faden einer Ariadne. In diesem Durcheinander steht hier ein Palast und dort ein anderer, oft in einem unfindbarsten Winkel, und wo man sich in ein Gewebe von Rumpelkammern verloren zu haben glaubt, kann man auf einmal vor einem wappengezierten Hause stehen und in seinen freundlich grünen inneren Hofraum durch die Thorfahrt hineinlugen. Am großartigsten ragt der Dom über diese wirre Häusermasse empor. Er hat drei Haupteingänge, der eine im byzantinisch-arabischen Geschmack, der andere im gothischen und der dritte im neu-italienischen Style ausgebaut. Diese drei Bauarten finden sich auch an den übrigen Theilen des Gebäudes nebeneinander wieder. Es hängen zwei oder drei vorzügliche Bilder in dem Dome. Nächst ihm hat die Stadt noch an der alten Seidenbörse einen bemerkenswerthen Bau aufzuweisen. Was sie aber sonst noch bergen mag, sei Anderen überlassen, zu finden und zu beschreiben.

III.

Valenzianiſche Trachten — Der See von Albufera.

Die Valenzianerinnen, wenn auch einzelne reizend, däuchten mir doch nicht ſo allgemein und hervorragend ſchön, als es oft ausgeſprochen wird. Eine volksthümliche Tracht findet ſich unter ihnen auf dem Lande nicht mehr viel, und in der Stadt leider gar nicht mehr. Dennoch war ſie äußerſt gefällig: blumige, goldgeſtickte Mieder, feine Linnenkragen, bunte Röcke. Was ſich noch durchgängig antrifft, iſt der beſondere Kopfputz. Vier lange Haarnadeln ſtehen weit aus dem üppigen Zopfe heraus. Ihre großen Knöpfe beſtehen aus ſmaragdgrünen Steinen, welche häufig noch mit Kränzchen ganz kleiner Perlen umwunden ſind. In der Straße der plateria ſteht ein Schmuckladen neben dem andern; die goldenen Nadeln, welche einen Schmuck bilden, verkaufen ſich dort von 12 bis 15 Gulden an im Preiſe aufwärts.

Die Valenzianer tragen noch die Kleidung, wie ſie auch bei ihren muhamedaniſchen Altvordern nicht viel an-

ders gewesen sein mag. Besonders galt mir ein brauner Bursche für in dieser Tracht maßgebend, ein schöner Mensch, was die Valenzianer, oft mit kleinen stechenden Augen und dickem Gesicht, nicht immer sind. Er war unser Schiffer auf dem See von Albufera. Dieser See beginnt eine Stunde südlich von Valenzia in einem Gebiete stets überschwemmbarer Reisfelder, zwischen welchen die Canäle der huerta münden. Obgleich er an seinem andern Ende mit dem Meere in Verbindung steht, so ist er doch seines süßen Wassers wegen als Binnensee zu betrachten und ist der einzige bedeutendere, den die pyrenäische Halbinsel besitzt. Er ist ungefähr 5 Meilen lang.

Ueber sein seichtes Gewässer, aus welchem hier und dort Schilf hervorwächst, glitten wir hin, einem mit Pinien bestandenen Vorsprung der Ufer entgegen, von wo aus wir nachher das offene Meer erblickten. Es ist hier allein durch den schmalen Höhenzug, den wir betreten hatten, von dem See geschieden, dessen glatter Spiegel nur vom West gekräuselt wird, dessen Ruhe nur durch ein springendes Fischchen oder das Geflatter und Gehasche der Vögel gestört wird, während der brandenden Meereswogen dumpfes Rauschen eigenthümlich aus der unsichtbaren Nähe herhallt, bis das endlose Wasserreich endlich und auf einmal zwischen den Pinien hervortritt.

Unser brauner Bursche ruderte uns emsig zu der schö-

nen Stelle hin und zurück, und ließ ſich dabei vom Winde helfen, der in unſer großes Segel blies bis zur Zeit des Sonnenuntergangs, wo er regelmäßig aufhört; auch hatte unſer Burſche Mühe, bei erſchlaffendem Segel die allerletzte Strecke mit uns zurückzulegen. Er hatte die rothgrundige, weiß und violett geſtreifte Decke abgelegt, ſeine manta, welche den ſpaniſchen Bauern überall hinbegleitet, welche er in der Sonne leicht um die Schulter wirft, in die er ſich beim Regen hüllt, die, um den Arm gewunden, ihn wie ein Schild im Meſſerkampfe ſchützt, auf welcher er auf dem Boden ausruht, die er auf ſein Maulthier legt, um darauf zu reiten, oder wie einen Sack für ſeine Vorräthe über die Schulter hängt. Der Burſche ließ den Wind mit dem Tuche, das er wie einen Turban um den Kopf gebunden hatte, und mit ſeinem weißen Hemde ſpielen, welches oben durch zwei aneinandergelöthete Münzen als Knöpfe zuſammengehalten wurde. Seine pumphoſenartig weiten weißleinenen Beinkleider, welche ihm nur bis an die Kniee reichten — das eigenthümlichſte an der valenzianiſchen Tracht — hielt die bunte faja oder Leibbinde. Aus derſelben hervor ſah ſein Meſſer, die navaja mit der Klinge aus Albazete, eine Waffe, die ſich von ſeinen Vätern, den Mohren, auf ihn vererbt hat, zweiſchneidig lanzettförmig zugeſpitzt: Der Griff iſt Meſſing, die Klinge von dünnem Stahl mit blutrothen Verzierungen und

häufig blutigen Inſchriften. Das Meſſer iſt zum Zuſammenlegen, eine unförmliche gefährliche Waffe, zum Stoß wie zum Wurf aus der Hand geeignet. Aufgemacht mißt daſſelbe gewöhnlich 1 bis 1½ Fuß; doch werden ſie bis zu einer Größe verfertigt, daß das aufgeſpannte Meſſer 6 bis 7 Fuß mißt. Ich kaufte ein ſolches zu Albazete von der Länge meiner ausgebreiteten Arme. Die navaja iſt eine um ſo gefährlichere Waffe, als ſie in Valenzia von einem Volke gehandhabt wird, deſſen heißes Blut nur zu häufige Opfer der Rache fordert.

IV.

Alikante. — Der Palmenhain von Elche.

Der Dampfer brachte uns in zwölf Stunden von Valenzia nach Alikante. Das freundliche Städtchen liegt am Fuße ſeines jähen burggekrönten Kalkfelſens am Rande der See, zwiſchen öden Geſtaden. Nur eine Palme winkt

einſam am fernen Bogen der Bucht. Sie lud uns ein, die Schweſterbäume bei Elche zu beſuchen. Alikante bietet nichts intereſſantes, und ſo nahmen wir noch am Nachmittage ein Fuhrwerk und folgten anfänglich der Landſtraße, welche über Orichuela nach Murcia führt; dann bogen wir bald links ab, um auf dem kürzeſten geraden Wege über Stock und Stein unſeren Zielpunkt zu erreichen. Eine eigentliche Straße war auf dieſer Fahrt oft ganz verſchwunden, oder ſie war hinwiederum, wenn es über Felſen ging, ſo, daß jeder Tritt unſerer Maulthiere in den Furchen und Spuren unabweichbar vorgezeichnet war. Wir ſahen rechts und links nichts, als dürre ſonnenverbrannte Feldgebiete mit vereinzelten Oelbäumen, noch keine Wüſte, aber Wüſtenei! Nach vier Stunden trafen wir endlich ein einſames Gehöfte: einige Palmen ragten über daſſelbe hin. Bald ließen ſich ihrer hie und da noch mehrere entdecken. Es erſchien eine Gruppe um die andere, kleiner und größer. Ich hatte die ſchlanken Bäume bisher nur einzeln ſtehen ſehen; mit welch neuer Anmuth überraſchten mich daher jetzt ihre vielzähligen Verhältniſſe. Die Gruppen lagen immer näher beiſammen, und wurden immer dichter. Endlich lag ein ganzer Waldgürtel vor uns, wir fuhren in einen Hain von Palmen. Die Kuppel der Kirche von Elche gleißte aus ihm hervor. Sie wurde von der Sonne vergoldet, welche eben hinter den blauen

Bergen von Murcia unterging, und ihre Strahlen zwiſchen den ſchlanken Stämmen der Palmen glühend hindurchwarf. Die fahle Blendung, in welcher die Farben der ſüdlichen Auen hoch am Tage erſterben, war gewichen. Des Abends herrlicher kurzer Augenblick war da, wo, ehe die Nacht mit ſchnellen Schleiern hereinbricht, ehe die Natur ſich zum Schlafe legt, Himmel und Erde noch raſch und tief von der köſtlichen Gluth ihres Scheidekuſſes erröthen. Für uns war dieſer Augenblick da unter den Fächerkronen der Palmen, der Töchter des fernen Afrika: was ſag' ich ferne? Die Heimath der Palmen lag uns jetzo näher, als die eigene Heimath. Sie kam uns in den Sinn unter dem Einfluß des ſtillen hohen Baumes, welcher mich auch an die Verſe Abderrahmans erinnerte.

Der ſinnreiche Kalife, wenn er ſich in ſeinen Gärten zu Cordoba aufhielt, weilte am liebſten unter ſeiner Palme, der einzigen damals in Spanien, von welcher alle anderen Palmen auf der iberiſchen Halbinſel abſtammen ſollen. Er gedachte dann der Zeit, welche ſeinen Herrſchertagen vorausging, der Zeit, wo der Thron der Kalifen des Orients noch ſeinem Geſchlechte gehörte, bis Aſefah Abdallah es verrätheriſch hinmordete und ausrottete bis auf ihn allein, den Jüngling, den Zufall rettete und der flüchtig vor dem Räuber der Krone ſeiner Väter durch Aegypten irrte. Dort fanden ihn die Geſandten der treuen Moslemen

Spaniens auf, und führten den letzten Sprößling der Omeya's heimlich mit ſich, um ihm die Krone der Kalifen von Cordoba aufzuſetzen. Aber alle Herrlichkeit Andaluſiens vermochte nicht in der Bruſt des königlichen Sarazenen das Heimweh nach ſeinem Geburtslande auszulöſchen, wenn er unter der Palme ſaß und dichtete: „Du auch, hohe Palme, du biſt fremd hier, wo Algarbiens weicher Hauch dich küßt und um deine prächt'ge Krone ſtreichelt. Stolz erhebſt Du ſie zum Himmel, wurzelſt gern gedeihend in dem üpp'gen Boden. Doch mit Thränen würdeſt Du ihn netzen, wenn, wie ich, Empfindung Du beſäßeſt, wenn, wie ich, Du das Verhängniß fühlteſt! Unabwehrbar, ſtromweis ſtürzten auf mich Jammerbäche, Quellen meiner Thränen, und die Palmen auf Aegyptens Feldern nährten ſich vom Reichthum meiner Thränen! Doch Aegypten und Aegyptens Palmen haben längſt den Traurigen vergeſſen, den ſein feindliches Geſchick hinwegtrieb und der Grimm des trotz'gen Abbaſſiden: Und Du, hohe Palme, biſt gefühllos! Aber mich gemahnſt Du an die Heimath und zu heißen Thränen zwingſt Du mich!"

Die Pithyuſen und die Balearen.

I.

Ueber's Meer.

Auf nach Mallorka, riefen wir Reiſegenoſſen, an Bord des Jayme II. ſpringend, uns gegenſeitig zu, auf nach Palma de Mallorka! Es war an einem jener Nachmittage des Mai, wo ſich am dunſtigen Frühlingshimmel die Sonne verſchleiert und die Winde Wolken zuſammenwehen. Die ganze Küſte hing voll Wetter; nur nach den Inſeln hin war es hell. Das dichte Gewölk konnte nicht lange ſeine Schwere tragen. Auf des fernen Donners Zeichen entlud es ſich. In Strömen ſtürzte der Regen auf die Hügel Valenzia's. Die erregten Meerwaſſer aber glätteten ſich allmälich unter dem Gewicht des unendlichen Tropfenfalles. Als der Schauer vorüber war, lichteten wir die Anker. Linde Lüfte wehten nun an der Stelle des Sturmes durch die Natur, als wäre ſie einem duftigen Bade entſtiegen. Sie kamen aus der Gegend des

Sonnenuntergangs, wo das durchbrochene Gewölk ſich immermehr zertheilte wie ein ſchwarzer Vorhang, der ſich aufrollt, um das Lichtmeer der Abendglut des Himmels zu offenbaren. Bei ihrem Scheiden jedesmal umfaßt die Sonne des Südens ihren Tag mit dem ſchönſten Zauber ihrer Wärme und haucht mit glühenden Farben ihre Liebe über ihn hin.

Die Nacht brach allmälich herein. Sie mochte wol über uns ihre Gewalt üben und uns dem Schlafe in die Arme geben. Aber das Element, das uns trug, gehorchte ihr nicht. Es iſt ja ewiger Schlaf in ſeiner Tiefe, ſowie ewige Bewegung auf ſeinem Spiegel. Es hatte uns bis zum Morgen in den Hafen Ibitza's getragen, der größten der pithyuſiſchen Inſeln. Wie lagen das grüne Eiland und ſein ſchimmerndes Städtchen freundlich da in den erſten Strahlen der Sonne, und draußen im Meer ſchwammen zerſtreut die kleineren Pithyuſen und dehnte ſich Formentera wie ein duftiger Streifen aus! Eben wollte das Boot, welches die Poſt vom Feſtland bringt, abſtoßen, wir nahmen dieſe Gelegenheit wahr, mit an's Land zu fahren, und hatten gerade Zeit, eine Stunde auf Ibitza zuzubringen. Dieſe benutzten wir, um die Burg zu erſteigen, welche auf einem Felſen über dem Städtchen hangend ſeinen prächtigen Hafen beherrſcht. Von dort ließ ſich ein bedeutender Theil des hügeligen Eilandes überblicken,

auf welchem mir namentlich ein Teich auffiel, welcher auf einer Landzunge zwiſchen zwei Buchten ſich durch das Eindringen des Seewaſſers durch den Boden bildet, und deſſen ſommerliche Verdunſtungen eine natürliche Salzgewinnung bedingen, welche der ganzen Inſel ihre Bedeutung giebt. Schiffe aus allen Ländern holen hier Salz. Das Regal macht einen anſehnlichen Einnahmepoſten auf dem Büdjet aus. Ibitza hat etliche 20,000 Einwohner. Nachdem wir ſeinen Hafen verlaſſen, ſchifften wir lange an der Seite ſeiner langgeſtreckten hügeligen Küſte hin, bis ſie endlich verſchwand und bald darauf in der entgegenſtehenden Richtung die roſigen Klippen Dragonera's und die Gebirge Mallorka's auftauchten.

II.

Palma de Mallorka.

Unſer Dampfer brauchte ungefähr eine Stunde, um an's Ende der gewaltigen Bucht zu gelangen, in deren Tiefe Palma liegt. Wir fuhren an der linken Küſte hin.

Sie iſt gebirgig. Es fielen uns auf vorſpringenden Hügeln einzelne runde Thürme in die Augen, welche, um mich ſo auszudrücken, die Telegraphenſtationen der vergangenen Zeit waren. Dieſe Thürme umgeben die ganze Inſel und wurden von Wächtern bewohnt, welche durch Rauch bei Tage und durch Feuerzeichen bei Nacht jedes herannahende Schiff verkündeten. Die Zeichen wurden von Thurm zu Thurm weitergeführt, bis ſie in der Hauptſtadt geſehen werden konnten. Die Thürme haben nur eine Oeffnung, welche ſich in beträchtlicher Höhe befindet, und zu welcher der einſame Aufſeher des Meeres mit Hilfe einer Leiter gelangte. Man erzählte mir, daß bis in die jüngſte Zeit jeder Thurm einem beſtimmten Hirten gehört habe, dem es obgelegen, die Schiffe in Sicht anzuzeigen. Dieſe Einrichtung ſchreiben die Mallorkiner den arabiſchen Eroberern der Inſel zu, doch mag ſie viel älter ſein. Sie ſtammt wol aus der Zeit, wo auch auf dem Feſtlande außen vor den Pyrenäenthälern ſowol des nördlichen als des ſüdlichen Abfalles des Gebirges Wachtthürme gebaut wurden, von welchen aus die dortigen Bergvölker ſich von Thal zu Thal zuſammenriefen, um ſich gegen den neu erſcheinenden Feind, die Römer, zu vertheidigen. Rauch- und Feuerzeichen, wodurch die Gefahr verkündet wurde, waren dieſelben in den Pyrenäen, wie auf Mallorka.

Die Bucht von Palma wurde immer ſchmaler, je mehr Hügel hinter uns zurückblieben. Mehrere derſelben waren mit den weißſchimmernden Landſitzen reicher Palmeſen geziert. Dann kamen wir an Befeſtigungswerken vorbei. Bald darauf gewahrten wir auf einer Höhe weithin ſichtbar eine vielthürmige Burg. Es iſt das Schloß Belver, einſt mit ſeinen Thürmen und Zinnen vom König Jayme II. aufgeführt, und hat beſſer, als ſein Königreich Mallorka, der Zeit getrotzt. Die Burgmauern erheben ſich noch ſo friſch und ganz, daß man kaum glaubt, die Zugbrücke des Schloſſes verbinde ein halbes Jahrtauſend mit der Gegenwart. Eine kleine Beſatzung hauſt in der Burg. Das Königreich Mallorka aber, welches den Namen der ſchönen Inſel in die Weltgeſchichte einſchob, und welches Jayme I. von Aragon für ſeinen zweiten Sohn Jayme II. gründete, indem er außer den Inſeln noch ſeine Grafſchaften im Norden der Pyrenäen, nämlich Ruſſillon, Conflens und Montpellier, aus ſeinem aragoniſchen Königreiche ausſchied, konnte dem mächtigen Bruderreiche von Aragon nicht lange widerſtehen; es ward ſchon 1344 durch Pedro den Grauſamen erobert und mit ſeiner alten Krone wieder verſchmolzen, um fortan mit ihr vereinigt zu bleiben.

Hinter dem Burgberg trat nun Palma hervor, im Halbkreis um ſeine Bucht gelagert. Es iſt die Haupt-

ſtadt der Balearen und hat 50,000 Einwohner. Mauern und Wälle faſſen die Stadt ein, welche namentlich auf der Seeſeite ſtark befeſtigt iſt.

Ueber alles Uebrige empor, eine rieſige Maſſe, ragt das Münſter auf einer Höhe des Ufers von weither ſichtbar, wie aus dem Meere ſteigend und durch ſeine Größe ein Ziel für das Augenmerk des Heranſchiffenden. Weniger ſpricht jedoch das maſſige thurmloſe Gebäude in der Nähe an. Wenn man vor ihm ſteht, tritt der Mangel an Ausführung der einzelnen Verhältniſſe zu Tage. Es iſt, als ob die ſpätere Zeit ſich möglichſt beeilt hätte, den durch die erſten Gründer unvollendet gelaſſenen Bau brauchbar herzuſtellen. Der Dom von Palma wurde in der letzten Stunde der Herrſchaft der germaniſchen Bauart emporgeführt, und da ihn die alten Baumeiſter nicht fertig ausbauen konnten, ſo mußte er unter der Rückſichtsloſigkeit der Jünger der neuen, mittlerweile zur Geltung gelangten Richtung leiden, und erhielt namentlich ſein Hauptportal in neuitalieniſchem Geſchmack. Palma's Blüthezeit fällt in die erſte Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts und zuſammen mit der Herrſchaft Karl's V. Der Welthandel hatte ſich damals noch nicht dem neuentdeckten Indien zugewendet, ſeine Hauptſtraßen kreuzten noch das Mittelmeer, und Palma war ein großer Stapelplatz der Waaren, welche Europa mit Afrika tauſchte, und welche die

Nordländer in dem Gebiet der Südfrüchte aufkauften. Venedig und Genua waren groß, und Palma lag auf dem Wege, wo ihr Reichthum ab- und zufuhr. So kam denn auch mit den Waaren Italiens seine Kunst. Sie hatte in der Verehrung des Alterthums ihren Entstehungsgrund gehabt. In seinen einfachen nüchternen Formen suchte man aufs Neue die Ideale eines Vitruv auf. Aber kein Uebergang geht so jäh vor sich, daß das erste Neue nicht noch etwas vom letzten Alten mit sich führe. Und das Alte, das man verlassen wollte, war so schön: es war die germanische Bauart. Sie war vielleicht zu tiefsinnig und warm für den heißen Italiener. Er wollte in kühlen römischen Hallen wohnen, weil in solchen der Ruhm Italiens gewohnt hatte. Dieser war dahin, und die neuen römischen Hallen ließen Leerheit empfinden, wie die ganze Zeit leer war, soweit sie nicht der germanische Geist durchwehte.

Der germanische Geist hatte die schönste Kunst entwickelt. Der Geist der neuen italienischen Kunst rief da die schönsten Werke hervor, wo er im Anfange seines Erscheinens das Antike noch nicht zur ausschließlichen Richtschnur genommen und noch der deutschen Schönheit vergönnte, sich der neu-römischen zu vermählen. Aus dieser Zeit, aus dem Ende des funfzehnten und dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts stammen, namentlich in Ve-

nedig, die prächtigſten Paläſte, und dieſe edleren Vorbilder der Bauart mögen den palmeſiſchen Baumeiſtern vorgeſchwebt haben, als ſie ihre neue Stadt aufführten, ja ſie ließen dem germaniſchen Geſchmack wohl noch lieber ein Recht, als die Meiſter in Italien. Sie hatten zum mindeſten einen prächtigen Bau vor Augen, welcher ihnen den Werth dieſer Bauart vorhielt. Es iſt die Lonja, die Börſe Palma's, ein Werk im ſpäteſten altdeutſchen Style, von eigenthümlicher Schönheit. Der Grundriß iſt ein Rechteck, als welches es in großen Verhältniſſen emporwächſt. Die Mauern werden oben von einer Bekrönung eingefaßt, welche dieſelben in flammender Weiſe verziert. Auf den vier Ecken des Gebäudes erheben ſich vier anmuthige Thürmchen. Die Fenſter der Börſe ſind hoch im Spitzbogen, ihr oberer Theil iſt mit reichem Stabwerk in flammendem Style ausgefüllt. Sehr merkwürdig iſt der Eingang der Börſe, an deſſen Seitenpfeilern je ein Engel in faſt Lebensgröße angebracht iſt; und dem Eingang gegenüber ſteht, noch zur Börſe gehörig, eine reizende kleine Kapelle.

Der Einfluß der germaniſchen Bauart in der Stadt, welche mit Karl V. groß ward, iſt beſonders an der Stirnſeite der Häuſer zu erkennen, wo nicht wenige Eingänge und namentlich die Kranzgeſimſe der Fenſter in ihrem Geſchmacke ausgeführt ſind. Außerdem ſind mit dem neu-

italieniſchen Styl noch die Erinnerungen an eine andere Bauart verflochten, an die arabiſche. Es wird ihr insbeſondere die Gewohnheit zuzuſchreiben ſein, welche auf dem ſpaniſchen Feſtlande ſowohl als namentlich in Palma wahrzunehmen iſt, unter dem ſehr flachen Dache der Häuſer eine nach der Straße zu offene Gallerie kleiner zierlicher Bogenſtellungen in der ganzen Länge des Hauſes anzubringen. Es nehmen ſich dieſe Gallerien ebenſo gefällig, als eigenthümlich aus. An einigen Häuſern, wo dieſelben aus kleinen Rundbogen gebildet wurden, fand ich größere je durch drei auf reizenden Marmorſäulchen ruhende kleine Rundbogenſtellungen ausgefüllte Fenſteröffnungen. Sie tragen dazu bei, daß ihre Häuſer die ſchönſten ſind, welche ich in Palma getroffen habe.

Um nun aber das Weſentliche zu bezeichnen, was den artlichen Reiz Palma's ausmacht, ſo iſt es nicht die Pracht da und dort ſtehender Bauwerke, welche wie Schauſtücke zu bewundern wären, vielmehr iſt es die ganze Stadt zuſammengenommen und namentlich einige Straßen, welche ich Straßen von Paläſten nennen möchte, wenn ich dies Wort in der weiteren Bedeutung, in welcher es die romaniſchen Zungen verwerthet haben, nehmen darf, weil wir in der That keinen eigenen Ausdruck haben, welcher ein größeres mit Geſchmack für die Kunſt aufgeführtes Haus bezeichne.

Palma konnte im ſechszehnten Jahrhundert, ſchon ſeiner inſulariſchen Lage wegen, nicht die Bedeutung eines Genua oder Venedig erlangen, ſondern nur an der Sonne ihres Glücks nebenbei emporblühen. Es konnte wohl eine reiche, nicht aber eine üppige Stadt werden. Es erzog keine Fürſten in ſeiner Mitte, welche königliche Schlöſſer erbaut hätten; aber es beſaß wohlhabende Bürger in Menge. Dieſe bauten ſich einer neben dem anderen an, und es gefiel ihnen, ſich Paläſte zu erbauen, deren unverſehrte Säulen noch heute das Haus ſicher tragen. Die große Thorfahrt führt jedesmal in einen Hof, welcher theilweis frei, theilweis von ſchattigen Bogenhallen umgeben iſt. Ich bemerkte deren bis zu einer Tiefe von drei Säulenreihen eine hinter der anderen. Die Säulen ſind ſtets doriſche oder ioniſche Säulen von gelbem, rothem oder buntem Marmor. Dieſer ſchöne Marmor bricht ſich in den Bergen der Inſel; es iſt das nächſte und billigſte Baumaterial. Die Bogen, welche auf dieſen Marmorſäulen ruhen und verdeckte Hofräume bilden, ſind äußerſt flache Korbbogen. Aus dem freien Theil des Hofraums führt jedesmal eine äußere Treppe hinauf in's Innere des Hauſes, in die Vorhalle des Hauptſtockwerks, deren Wölbung auf Säulen ſich ſtützt. Dies iſt der ſchönſte Theil des Hauſes. Auch ſind die

Säulen, welche die Vorhalle tragen, äußerſt fein und ſchlank und oft korinthiſch. Ich erinnere mich namentlich der Säulen einer Vorhalle, wie ich keine ſchöneren geſehen habe. Es war ihr ſchlanker Schaft von Laub und Blumengewinden bis obenhin umrankt und umſchlungen, und dies war die zierlichſte Bildhauerarbeit. So ließe ſich noch manch ſchönes Einzelne beſchreiben, wenn ich nicht nur nochmals betonen wollte, daß es am meiſten die Menge der ehrwürdigen Gebäude iſt, welche ſtraßenweiſe ſich aneinander reihen und das Anziehende eines architektoniſchen Bildes gewähren, was die beſondere Schönheit Palma's ausmacht.

Als ich in dem Hofe eines dieſer Paläſte die Jahreszahl 1556 unter dem Knauf einer Säule eingegraben fand und an der Stirnſeite eines anderen Hauſes das Bildniß Karl's V. mir aus den Verzierungen eines Fenſterſimſes entgegenſah, beruhigten mich ſo zu ſagen dieſe untrüglichen Zeugniſſe über das Alter der Gebäude, vor denen ich mich befand. Denn dieſelben ſind ſo friſch erhalten und ihr Bauſtein ſchien ſo neugebrochen, daß die Verwunderung des Bewohners des Nordens, wo die Wetter nur zu ſchnell in den feſteſten Stein hineinfreſſen, nicht groß genug ſein kann über das günſtige Klima dieſer glücklichen Inſel, welche nach Jahrhunderten des Friedens

in ihrem Schooße, heute dem Seefahrer noch ganz ebenso und unverändert aus dem Meere aufsteigt, als zur Zeit unseres gemeinschaftlichen großen Kaisers.

III.

Die Mallorkiner. — Das Fest de la conquista de los Moros.

Die Mallorkiner sind ein heiter glückliches Völkchen, welches in der Abgeschiedenheit seiner Insel von den Orten, wo die fauligen Stoffe heutiger Bildung gähren und sich ausscheiden, den kindlich frommen Sinn alter Zeiten bewahrt hat und friedsam unter seinem blauen Himmel lebt. Es ist gleichsam die Quintessenz des spanischen Volkscharakters, welche man hier vorfindet.

Und wenn auch die Größe des einstigen Handels geschwunden ist, so trägt doch der ergiebige Boden der Insel hinreichende Früchte, um die Zufriedenheit mittlerer Ver-

hältniſſe, deren Niemand entbehrt, zu nähren. Welch wohlthuendes Gefühl, ſich unter Menſchen zu finden, welche alle glücklich und gut ſind! Es iſt hier der Ort, zu erwähnen, was ich mir ſagen ließ, daß nämlich auf Mallorka alle Verträge und Uebereinkommen mündlich abgeſchloſſen werden. Der Beſcheinigung, der Unterſchrift bedarf es nicht. Ein Mann, ein Wort, iſt hier kein leerer Spruch, ſondern ſchöne Wirklichkeit. Wir erkundigten uns nach unſerer Ankunft, ob wir mit Sicherheit die Inſel umreiſen könnten. Man lachte uns ob ſolcher Gedanken aus. Es erzählt der alte Chroniſt Pelayo de Oviedo, daß unter der glücklichen Regierung Fernando's VI. von Caſtilien die Sicherheit in dieſem Lande einſt ſo groß geweſen ſei, daß eine Frau all ihr Geld offen in der Hand daher tragend, von einem bis an's andere Ende des Reichs hätte gefahrlos reiſen können. Was Pelayo einſt von Caſtilien erzählt hat, gilt heute von Mallorka; ſonſt wohl nirgends in Europa von einem Gebiete, wo mehr als eine Viertel-Million Menſchen zuſammen wohnen.

Das heitere Gemüth der Mallorkiner bringt es mit ſich, daß ſie am Tanze eine große Freude haben. Sie machen ſich dieſelbe an dem Feſte eines jeden ihrer Schutzpatrone, und ſolcher Feſte giebt es ſehr viele. Denn namentlich in Palma hat jede einzelne Straße ihren beſonderen Schutzpatron und verwandelt ſich an deſſen Feſte

hergebrachtermaßen in einen Tanzboden, auf welchem ſich die ganze Nachbarſchaft von früh bis ſpät beim Klang der Guitarren erluſtigt. Das anſprechendſte Volksfeſt aber und ganz eigenthümlich in ſeiner Art iſt das zu Soller. Ich will es näher beſchreiben.

Am Tage, an welchem es gefeiert werden ſollte, waren wir mit jener Größe des Entſchluſſes, welche für Menſchen dazu gehört, die, wie der witternde Geiſt Hamlets, der Morgenluft ungewohnt ſind, um vier Uhr früh aufgeſtanden und fanden das Fuhrwerk, das uns nach Soller bringen ſollte, bereits im Hofe haltend. Es war ein kleiner Karren — ein Fuhrmannswagen in Miniatur — über den ein Segeltuch geſpannt war, welches wir ſogleich abnehmen ließen, um aufrecht ſitzen zu können. Wir gewahrten alsdann zwei Querbänke, jede mit einem Schaffell belegt, auf welchen wir, wenn zwei von uns die Beine zum Karren hinaus hingen, nebeneinander ſitzen konnten, eine Möglichkeit, an der wir zuerſt gezweifelt hatten. Wir banden hinten an den Karren einen Korb mit Frühſtück und fuhren ab. Glücklicher Weiſe waren ein kräftiges Maulthier und ein munteres Mauleſelchen, eins hinter dem anderen, vorgeſpannt. Wir trabten auf einer trefflichen Landſtraße durch die fruchtbare Ebene den blauen Bergen zu, welche in einer langen Kette den Nordrand der Inſel bilden. Hinter

ihnen liegt Soller, der kleine Flecken, wo das Feſt der Mohrenvertreibung gefeiert wurde. — Die Sonne war noch nicht lange aufgegangen und noch nicht in die Thäler gedrungen, als wir am jähen Fuße des Gebirges anlangten. Wir hielten beim Gute des Marquis von N. ſtill, um einen Gang durch ſeinen Garten zu machen. Es war ein Orangen-Garten. Rechts und links ſtanden die ſchönen Bäume in waldigen Gruppen, überreich behangen mit ihren goldenen Früchten, von welchen der Abendwind die reifſten gebrochen und ſie über das grüne Gras geſäet hatte. Zwiſchen den goldenen Früchten dufteten die weißen Blüthen in der Friſche des Frühlings hervor. Der Weg, auf welchem wir zwiſchen den Baumgruppen hingingen, war ein Laubgang, deſſen Roſengeſträuch an Blüthenreichthum mit den Orangen wetteiferte. Dieſer Weg führte auf eine kleine Terraſſe, welche durch den Abfall des Bodens zum Thale gebildet wurde. Dort auf dem Abhang erhob ſich vor mir eine ſchlanke Dattelpalme. Ihre röthlichen Früchte hingen in reichlichen Bündeln unter der Blätterkrone hervor. Die oberſten Spitzen ihrer Blätter, vom Morgengruß der fernher zwiſchen den Felſen ſichtbaren See angehaucht, wiegten ſich wie ein Fächer vor den Gipfeln der hintern Marmorberge hin und her. Dieſe einſame Palme zwiſchen den Orangen Mallorkas war die erſte, welche ich geſehen habe.

Sie neigte ihren ſchlanken Stamm ein wenig nach der Richtung ihrer Heimath und erſchien mir wie ein Wegweiſer, daß dieſe Inſel auf der Straße nach Afrika liege.

Wir fuhren nun die Steige, welche über den Kamm des Gebirges führt, hinan, erreichten ungefähr nach zwei Stunden ihre Höhe, warfen noch einen Blick auf die grüne Ebene Palma's und den ſchimmernden Plan des Meeres hinter ihm, und ſahen uns dann mitten in einer Gebirgslandſchaft: um uns her nackte Felſenhöhen, tief unten zu unſeren Füßen ein enges grünes Thal, einem ſammtenen Teppich vergleichbar, welchen die Natur zwiſchen den Mauern ihres ſelbſtgebauten Palaſtes ausgebreitet hatte. Die Mauern dieſes Palaſtes, die Felsart, welche dieſe Gebirge zuſammenſetzt, iſt bunter und vorzüglich rother Marmor. Wir haben ihn ſchon zu den Paläſten Palma's benutzt gefunden. Wir nahmen auf der Höhe, wo die Luft ungemein friſch war, in dem Häuschen eines Straßenaufſehers unſer Frühſtück ein, und fuhren dann die jähen Windungen der Straße zum Thale von Soller hinab. Soller iſt die Heimath der Orangen, und je tiefer wir hinab kamen, um ſo deutlicher erkannten wir, daß der grüne Teppich des Thalgrundes aus dem Laube ihrer Bäume gewebt ſei, aus deren duftigem Walde die Häuſer des Fleckens hervorragten. Wir hatten bald dies kleine Eden erreicht, wo durch die von den Bergen umher zurückgeworfenen eige

nen Strahlen noch gekräftigt, die Sonne des Südens deſſen herrlichſte Früchte zeitigt und ſie mit dem ſüßen Safte anfüllt, welcher die Apfelſinen Mallorka's zu den begehrteſten ihrer Art macht. Es erſchien mir dies ganze Thal, von ſeinen Felsmauern ringsum gegen die übrige Welt abgeſchloſſen, wie die vergeſſene Heimath der Zufriedenheit, deren glückliche Bewohner in ihren ſchattigen Gärten dem Reifen der goldenen Früchte zuſchauend, ohne weiteres Begehren, ohne Sorgen dahin leben, und keinen andern Sturm kennen, als die ſtürmiſche Freude, welcher ſie ſich bei ihren Feſten hingeben.

Heute war das Feſt de la conquista de los Moros, und der Weg, welcher vom Flecken zur Meeresbucht, der Stelle der Feſtfeier, führte, war menſchenerfüllt; die Einen gingen, die Anderen fuhren in Karren wie wir, die Dritten ſtanden an den Thüren ihrer am Wege liegenden Häuſer oder Gärten, und ſchauten den Ziehenden zu, um ſich den hinterſten noch anzuſchließen.

Der Weg lief wol dreiviertel Stunden an einem Bächlein hin zwiſchen Orangenhainen im Thale der Marmorberge, bis ſich dieſe zu einem weiten Becken öffnen und faſt wieder ſchließen, in welchem das Waſſer des Meeres, einem Alpenſee vergleichbar, ſich ausbreitet. Man kann ſeinen Zuſammenhang mit dem offenen Meere durch die enge Straße, welche es mit ihm verbindet, nicht wahr-

nehmen. Man hört nur in der Ferne das dumpfe Brauſen der Wogen, welche an die ſchützenden Felſen ſchlagen.

In dieſer lieblichen Rotunde herrſchte jetzt buntes Leben. Wir miſchten uns darunter, nachdem wir unſere müden Thiere zu vielen anderen in den Schatten einiger Pinien geſtellt hatten. Die Menge breitete ſich am Ufer aus, wo es flach war, oder erkletterte die Felſen, wo es ſteil wurde und nahm Platz in dem natürlichen Amphitheater, deſſen glänzende Bühne der Spiegel der Meerbucht werden ſollte. Die Feſtdarſtellung begann nicht ſogleich. Wir hatten noch eine Weile Zeit, uns beobachtend inmitten dieſer fröhlichen Thalbewohner umherzutreiben, deren Gruppen durch die Eigenthümlichkeit ihrer Tracht ſich beſonders maleriſch ausnahmen. Dieſelbe iſt noch ganz die arabiſche und läßt vermuthen, daß ſie heute den Sieg derjenigen, von welchen ihr Glauben ſich herſchreibt, aber nicht den ihrer Stammhalter feierten. Die Männer tragen dunkle Strümpfe (blau oder braun) und helle Pantoffeln, eine blaue, unter den Knien zuſammengebundene Pumphoſe, die kurze Weſte und Jacke, deren Schnitt eigenthümlich ausgebogen iſt. Um den Kopf binden ſie, wie die valenzianiſchen Bauern, ein buntes Tuch und laſſen die Zipfel dieſes kleinen Turbans hinten herabhangen. In der Regel ſetzen ſie aber darüber noch einen ſchwarzen oder grauen Filzhut von abſcheulicher

Form, der oft eine unglaubliche Breite erlangt. Ich habe Hüte gesehen wohl von drei Fuß Durchmesser, deren Ränder beim Gehen wie Fittige auf- und niederschwankten. Sie sind vielleicht äußerst praktisch; sie fächeln Kühlung und gewähren der längsten Nase verschwenderischen Schutz gegen Sonnenstiche. — Auch die Frauenzimmer blieben auf der Insel, im Gegensatz zu ihren Landsmänninnen auf dem Festlande, ihrer hergebrachten Tracht getreu. Sie besteht aus einem schwarzen, bei verheiratheten Frauen oft auffällig ausgeschnittenen Mieder, über welches sie einen weißen Spitzenkragen umnehmen, welcher ein Stück ist mit ihrer Haube und dieser Kopfbedeckung einige Aehnlichkeit mit einem Nonnenschleier giebt. Sie tragen ganz kurze Aermel, jeder mit sechs großen goldenen Knöpfen besetzt am Schlitz, unter welchem der weiße Unterärmel hervorsieht. Ihre Röcke sind bunt und ziemlich lang. Die reichen Mädchen hängen sich noch gerne einiges goldne Geklunker seitwärts daran. Wir verwunderten uns über die Menge dieser Mädchen, welche alle hübsch sind, und waren am Ende ebenso begierig eines zu finden, von welchem wir hätten sagen können, sie sei häßlich, als man anders wo nach einem schönen Kinde der Natur umherspäht. Die Mädchen von Soller haben große lebhafte braune Augen und schwarzes Haar. Ihre Gesichtsfarbe ist nicht immer durch die Sonne verbrannt,

ſie erhält ſich öfters unter dem Schatten der Orangen in roſiger Friſche. Dagegen entgeht es dem aufmerkſameren Beobachter nicht, daß die ſüße Frucht ihrer Gärten verderblich auf die Zierde des Mundes, die Zähne, wirkt. Sie ſind nicht ſehr groß, aber lauter dralle Mädchen. Die munterſte Natürlichkeit ſpricht aus jeder ihrer Bewegungen.

Alle die hübſchen runden Geſichter um uns her richteten ſich jetzt aufmerkſam nach dem Ufer, wo ein halbes Dutzend Boote vor Anker lag mit den blutrothen Wimpeln des Halbmonds. Sie wurden ſoeben von den Mohren beſtiegen, welche in ihren blendend weißen Gewändern und Turbanen und mit ihren geſchwärzten Geſichtern ſich vortrefflich ausnahmen. Sie ſchifften hinweg, um ſich hinter den Felſen der Meerenge außen zu verſtecken, bis das Zeichen zum Beginn des Spieles gegeben war. Es wurde vorausgeſetzt, die Thurmwächter der Inſel hätten das Nahen eines feindlichen Geſchwaders ins Innere gemeldet, und bald erſchallte von der Straße von Soller her die Muſik der zur Vertheidigung der Küſte heranziehenden Chriſtenkrieger. An der Bucht angelangt, vertheilten ſie ſich in Rotten, um die vorſpringenden Punkte zu beſetzen. Die zwei alten Schanzen, deren Trümmer noch am Ufer ſtehen, wurden von einer Abtheilung Linienmilitär eingenommen, welche die übliche

Erlaubniß hatte, ſich an dieſem kleinen Schauſpiel zu betheiligen. Die weiße Chriſtenfahne mit dem rothen Kreuze wurde auf einem der freieſten Punkte aufgepflanzt. Der wackere Anführer, deſſen erſchrecklicher Bart nur noch von dem des Mohrenfürſten übertroffen wurde, eilte noch mit ſeinem flatternden ſpaniſchen Mäntelchen Befehle ertheilend hin und her, als die Corſarenſchiffe ſchon mit vollen Segeln in die Bucht einfuhren und auf die beſte Landungsſtelle losſteuerten. Die Mohren gewahrten, daß ſie vertheidigt werde und eröffneten zum Angriff das Feuer aus ihren Gewehren. Die Inſulaner antworteten mit Nachdruck und es wurde den Mauren nicht möglich zu landen; ſie ſegelten weiter in die Bucht hinein, eine günſtigere Stelle für ihre Abſicht wahrzunehmen. Da mußten ſie an der einen Schanze vorüber, deren plötzlich eröffnetes Maſſenfeuer ihnen ein gebieteriſches Halt zudonnerte. Sie ſtutzten einen Augenblick. Da ſprang ihr Fürſt, mit wildem Geſchrei den Säbel über ſeinem rothen umkrönten Turban ſchwingend, auf ſein Vorderdeck, und ſeinem Befehle gehorchend fuhren ſie tollkühn weiter dem Ufer der Bucht entlang. Aber an jeder landbaren Stelle wurden ſie vom Gewehrfeuer der zuſammengeeilten Chriſten empfangen. Eine Landung war unmöglich. Ihr Ueberfall war mißlungen, und ſie mußten, nachdem ſie vergeblich die Runde um die Bucht gemacht hatten, dieſelbe wieder

verlaſſen. Sie zogen ſich zurück und verſchwanden hinter den Felſen.

Die Inſulaner bezeugten ihre Freude über den abgeſchlagenen Angriff, ſetzten ſich zuſammen und ließen ihre Muſik einen muntern Marſch ſpielen. Da werden auf einmal die Corſarenſchiffe aufs Neue ſichtbar; von günſtigem Wind ſind ihre Segel geſchwellt, die Wimpel des Halbmondes ſtreichen mit fliegender Eile über den klaren Waſſerſpiegel hin. Die Mohren in ihren ſchneeweißen Gewändern ſtehen um ihre in Scharlach gekleideten Fürſten, ſtumm und ſtolz nach dem Lande blickend. Sie gewährten ein prächtiges Bild von um ſo größerem Eindruck, weil das, was in Scherz und Spiel jetzt vorging, an dieſer ſelben Stelle einſt mit ſchreckenvollem Ernſte ſich ereignete. Die Mohren fahren gerade auf das ſeichte ſandige Ufer in der Tiefe der Bucht zu, eine unbewachte Stelle. Sie ſegeln, bis ihre Schiffe auffahren und dann ſpringt Alles mit wildem Geſchrei in's ſeichte Waſſer und ſtürmt zum Lande. Die Chriſten ſtürzen herbei. Es entſteht Handgemenge. Die Flintenkolben, die Säbel ſtreichen durch die Lüfte und hin und her zieht ſich der Kampf auf dem flachen Uferſande. Doch gewinnt die wilde Kraft der Mohren allmälich die Ueberhand. Die Chriſten werden zerſprengt und flüchten hinter die Mauer am Fuße des Berges, hinter welcher hervor ſie ſich mit blinden

Schüſſen vertheidigen. Aber auch von hier werden ſie durch die Mohren verjagt und flüchten zwiſchen den Oliven ihre Berge hinauf. Die Mohren ſchreien: Sieg! Aber ihr Jauchzen iſt verfrüht. Ein Haufen Chriſten hat ſich ſeitwärts geſammelt. Er bricht plötzlich hervor, in zwei Rotten ſich theilend, von denen die eine ſich der nur von wenigen Matroſen bewachten Corſarenſchiffe bemächtigt, während die andere den verfolgenden Feinden in den Rücken fällt. Da wendet ſich der Kampf, indem ſich die Mohren gegen die neuen Angreifer kehren, und von den eben noch Verfolgten nunmehr gedrängt, den Berg wieder hinabſtürmen, um ihren Rücken durch ihre Schiffe zu decken. Sie finden ſie nicht mehr, ſie ſind von den Chriſten weggeführt. Der Kampf wird verzweifelt, bis die Mohren endlich dem Andrang der Chriſten am Ufer erliegen und die rothe Fahne des Halbmonds, der Hand des Mohrenfürſten entriſſen, ein Siegeszeichen im Beſitze der Chriſten wird.

Die Sonne neigte ſich eben hinter die rothen Marmorberge, als das Kampfſpiel dergeſtalt ein Ende nahm. Ich hatte mit nicht geringem Erſtaunen die Geſchicklichkeit bemerkt, mit welcher ohne Anſtoß noch irgend welche Verletzung die Burſchen von Soller alle ihre Bewegungen ſchön und einträchtig ausführten.

Was den geſchichtlichen Grund des Feſtes betrifft, ſo

iſt es zweifelhaft, ob er in einem ſpäteren mauriſchen Ueberfall zu ſuchen iſt, oder ſich von der chriſtlichen Eroberung herleitet. Jedenfalls nahm die letztere ihren Ausgangspunkt nicht von dieſer Stelle, ſondern weiter weſtlich, wo die Klippe Dragonera vor der Küſte ſich ausbreitet. Sie wurde von Jaime II., dem König von Aragon, welcher bald darauf (1238) auch Valenzia eroberte, bewerkſtelligt. Die Beſitznahme der Inſel war blutig, und erſt nachdem Palma ſchon lange erobert und der tapfere Graf von Bearn, der kühne Monkada und manch andrer der edelſten aragoniſchen Vaſallen gefallen waren, wurden auch die Gebirgsbewohner endlich unterworfen. Die ſämmtlichen Ortſchaften der Inſel hatten ſchon damals ganz ihre heutigen Namen.

Aber das Feſt war vorbei, das muntere Völkchen kehrte heim, und wir drängten uns ſchleunig mit unſerem Fuhrwerk in die unendliche Reihe der Karren, weil wir noch vor Thorſchluß Palma zu erreichen wünſchten. Es wurde auf unſerem Wege bald dunkel. Wie wir ſo in der ſinkenden Nacht beiſammen ſaßen, mußte uns wol der Gedanke kommen, daß auch bei uns in der Heimath manch ſchönes Volksfeſt gefeiert wird. In dieſe Erinnerung aber miſchte ſich auch ein ſchmerzlicher Gedanke, der, daß bei uns das Gezeche in der Regel die Haupt-

ſache wird, und es kommt den Menſchen ganz aus dem Sinn, daß man einen der Freude beſonders geweihten Tag anders feiern könne, als durch Eſſen und Trinken im Uebermaß.

Die Nacht nahm zu, und unſere müden Thiere trabten ſo langſam vorwärts, daß wir nicht mehr erwarten konnten, Palma's Thore noch offen zu finden. Die Stadt iſt Feſtung und ihre Thore werden um zehn Uhr Abends geſchloſſen. Wir kamen wirklich zu ſpät; es war ſchon nach Mitternacht, als wir anlangten. Unſere Hoffnung, man werde uns einlaſſen, war auf unſer friedfertiges Erſcheinen und die ausnahmsweiſe Veranlaſſung unſerer Verſpätung geſtützt; allein alle unſere Beſtrebungen blieben erfolglos; es wurde uns von Seiten des wachhabenden Officiers auf die höflichſte Art zu wiſſen gethan, daß ein ſtrenger Befehl unſerem Anliegen entgegenſtehe. Es blieb uns ſchlechterdings nichts anders übrig, als ſo ziemlich gerädert, wie wir durch einen zehnſtündigen Aufenthalt in unſerem Karren waren, nächtlicher Weile das Meer an unſerer Seite zu bewundern. Wir blieben in der feuchten Nachtluft nicht lange dazu aufgelegt und ergriffen mit Freude den Vorſchlag unſeres Kutſchers, eine halbe Stunde weiter ein ihm bekanntes Wirthshaus aufzuſuchen. Dort fanden wir endlich einen gedeckten Raum,

den wir weiter nicht unterſuchten, und wo wir einige Tiſche und Mehlſäcke antrafen, auf welchen wir den Umſtänden nach prächtig einſchliefen.

IV.

Ritt um die Inſel.

Campos, 11. Mai. Um zwei Uhr beſtiegen wir unſere Thiere, und ritten wie eine ſehr unregelmäßige Reiterei durch die Straßen von Palma. Wir ritten ſo unregelmäßig, daß wir nach einer der erſten Gaſſenbiegungen ſchon einen unſerer Geſellſchaft verloren hatten. Sein treues Thier war in der Nähe ſeines Stalles nicht abzuhalten geweſen, deſſen Richtung einzuſchlagen. Wir waren ihm recht erkenntlich für dieſe eigenſinnige Anhänglichkeit; denn während unſer Führer zurücklief, um es mit ſammt ſeinem Reiter wieder beizutreiben, beſichtigten wir einen altdeutſchen Kreuzgang, den wir ſonſt ganz überſehen hätten. Er iſt der größte den ich noch

erblickt habe, indem er von fünf und zwanzig ſchlanken Schwibbogenſtellungen in der Breite und von drei und dreißig ſolchen Bogenſtellungen in der Länge eingefaßt wird. Er gehörte zum Kloſter San Francisco und ſteht jetzt mit aller Schönheit des Stabwerks ſeiner hundert ſechszehn Bogenöffnungen öde und verlaſſen da. Wir waren wieder beiſammen und trabten nun munter ein Stück vorwärts, denn die Landſtraße war gut. Wir ſaßen ſehr bequem auf unſeren Thieren, welche höchſt einfach gezäumt und geſattelt waren, oder vielmehr ſie waren gar nicht geſattelt. Wir ſaßen wie auf einer Bank breit auf einem Sitz, welcher dadurch auf dem Rücken des Thieres entſteht, daß ihm zwei große Körbe von Eſpartograsgeflecht, der eine rechts, der andere links, aufhängen. Dieſe Körbe werden bedeckt mit einer Lage Schaaffelle, auf welchen man ſich ebenſo weich als bequem befindet. Von dieſem Sitz aus erhielten wir uns an einem einfachen Strick, welcher dem Thiere um die Naſe gebunden war, in beſtändigem Verkehr mit letzterem. Denn ich könnte nicht ſagen, daß wir es dadurch gelenkt hätten, während wir blos ſeine Achtſamkeit auf den Weg wach zu erhalten vermochten. Die Lenkung dieſer Thiere geſchieht hauptſächlich durch die Stimme, ſo daß die unſerigen mehr durch den Anruf unſeres Führers, als durch unſere Hiebe angetrieben wurden. Ich bedauere daher

noch heute die Voreiligkeit, meinen Stock auf dem Rücken meines Rotſch zerſchlagen zu haben. Ich habe den Namen meines Maulthiers genannt, es hat ihn ſeiner Färbung zu verdanken, auf deutſch heißt es: der Rothe. Rotſch iſt von mittlerer Größe und der launigſte unter ſeinen Gefährten, indem es ihm manchmal lobenswerth erſcheint, der vorderſte zu ſein, und manchmal den Nachtrab zu bilden. Er ſteht dadurch an Eifer ſeinem Gefährten Blao nach, der uns in der Regel anführt und ein hohes ſchönes Thier iſt, in welchem das Pferdeblut das vorwiegende ſcheint. Ueberhaupt ſind dieſe Verſchiedenheiten des Gattungseinfluſſes merkwürdig zu beobachten; ſie äußern ſich bis auf die Stimme des Maulthieres oder Mauleſels. So war unter den beiden anderen Gefährten meines Rotſch der kleine Fumat mit ſeinen widerwillig aufgezogenen Nüſtern den Eſeln auffallend ähnlich geblieben. Auch iſt Fumat derjenige geweſen, welcher in Palma ſo viel Anhänglichkeit für ſeinen Stall an den Tag gelegt hatte und in Folge deſſen unſerem Führer überlaſſen wurde. Ich bin es nun noch dem vierten unſerer Thiere ſchuldig, zu ſagen, daß es Kurt heißt. Auf Deutſch heißt dies Brauner.

Wir ritten ſüdöſtlich durch das Flachland der Inſel, und die Berge im Norden traten immer weiter zurück. Die See blieb zwiſchen dem hügeligen Boden um uns her von Zeit zu

Zeit ſichtbar. Der Boden ſchien mir zum größeren Theile fruchtbar zu ſein; wir trafen auf einzelne Meiereien, ſo einſam als die Palme, an die ſie ſich jedesmal lehnten, oder auch von einem kleinen Wald jener ungeſtaltigen Cakteen umſchloſſen, deren ſüßliche Frucht die indiſche Feige heißt. Mit dem hereinbrechenden Abend begegneten wir vielen Bauern, die von ihren Feldern heimkehrten. Sie waren meiſtens, wie wir, beritten, denn zum Fußgänger fühlt ſich hier auch nicht der gemeine Mann geboren. Eins ihrer Thiere ſchleifte in der Regel eine unmäßig lange Stange mit nach Haus, welche auf eine ſehr urſprüngliche Weiſe ihren Pflug vorſtellt. Endlich um acht Uhr ſind wir bei hereinbrechender Nacht hier angelangt. Beim Anblick des Dorfes war unſere erſte Frage, ob hier ein anſtändiges Wirthshaus ſei, worauf uns unſer Führer verſicherte: Nein, das gäb' es durchaus nicht hier! Aber er verſprach uns bei einem guten Freunde unterzubringen. Wir ritten darauf, Haus um Haus beſichtigend, bis zu einem Weinſchank und Kramgeſchäft, wo wir den guten Freund zu finden hofften. Er erklärte ſich aber leider nicht im Stande, unſere Maulthiere, alſo auch uns nicht, einſtellen zu können. Wir ritten weiter, bis wir an den Ortsbrunnen kamen, wo wir bemerkten, daß ſich unſer Führer, während Rotſch und ſeine Gefährten tranken, hinter den Ohren kratzte. Die Nacht war unterdeſſen mit

ſüdlicher Eile hereingebrochen. Wir verſpürten in Folge deſſen einige Beunruhigung und erſuchten unſeren Führer, ſich etwas ſchneller auf ſeinen guten Freund zu beſinnen. Endlich hatten wir denn auch das Vergnügen, vor einem anderen Weinſchank abzuſteigen. Zuerſt wurden unſere Thiere beſorgt, dann kamen auch wir an die Reihe und wurden gefragt, ob wir etwas genießen wollten. Wir erklärten, daß wir um die Mittagsſtunde zuletzt etwas gegeſſen hatten und daß wir Suppe, Fiſch, Fleiſch und Kartoffeln wollten. Der gute Freund unſeres Führers war ein herzensbraver Alter, der uns darauf antwortete, er wolle gleich gehen und beſtellen, daß ein Kalb für uns geſchlachtet werde, denn er ſei gewiß, daß ſonſt kein Fleiſch im Ort zu haben ſei. Wir erſchraken ſehr vor dem Gedanken, auf ein geſchlachtetes Kalb warten zu müſſen, und erklärten ihm, von unſerm ausſchweifenden Begehren zurückkommend, mit Jeglichem vorlieb zu nehmen, was ſich uns ohne Verzug kochen ließe. Ich brachte es darauf dahin, daß wir in unſer Zimmer geführt wurden, was mich ſehr intereſſirte, weil ich dadurch zugleich die innere Einrichtung einer mallorkiniſchen Dorfwohnung kennen zu lernen dachte. Sie iſt ſehr einfach. Die Leute wohnen ebener Erde in zwei oder drei größeren Räumen und haben über ſich ihre Fruchtböden und Rumpelkammern. Wir wurden wenigſtens eine Stiege

hoch über den Fruchtboden in eine Kammer geführt, in welcher drei Feldbetten und ein alter Tiſch ſtanden, und in Ermangelung anderen Gerümpels um ſo mehr Spinnenweben an allen Enden und Ecken. In dieſer Kammer ſitze ich und harre des Augenblicks, der uns zum Abendeſſen ruft. Ich hoffe, daß es die Nacht nicht regnen wird, denn die Decke unſerer Kammer wird durch ein Dach von Espartogras gebildet.

Manacó. — Es hat dieſe Nacht zum Glück nicht geregnet und nach einem Abendſchmauſe, der überraſchend eßbar war, habe ich trefflich geſchlafen. Wir halten hier Mittagsruhe, nachdem wir ſchon ſieben Stunden auf Rotſch und ſeinen Gefährten zugebracht haben. Es iſt Ein Uhr vorbei und ſeit ſechs Uhr früh ſind wir unterwegs geweſen. Pigne, unſer Führer, hatte viele Mühe uns heute früh aufzubringen. Er kam mehrere Male wieder und erſchien uns damals ſehr widerwärtig, obgleich es ein kreuzbraver Kerl iſt, der immer für unſere Maulthiere zuerſt und dann für uns auf das eifrigſte beſorgt iſt. Denn für die Thiere, welche er gemiethet hat, muß er einſtehen und wir ſind ſeine Kameraden. Als uns Pigne heut früh um fünf weckte, rief er mir zu: hombre, que tal? sube, hombre! Ich bat ihn mir das Wort: hombre zu erklären, was er ſehr bereitwillig that, indem er mir auseinanderſetzte, es ſei ein freundſchaftlicher Aus-

druck, der ſoviel heiße, als guter Freund oder Kamerad. Trotz unſeres kameradſchaftlichen Verhältniſſes, bei unſeren Geſprächen nimmt Pigne nicht an unſerem Tiſche Platz, ja, er iſt nicht dazu zu bewegen, eine Rückſicht, welche er vielleicht in Algier zu beobachten gelernt hat, woſelbſt er einige Jahre geweſen iſt. Er hat ſich dort namentlich ſprachliche Kenntniſſe erworben, welche uns beſonders angenehm ſind. Er verſteht caſtilianiſch, franzöſiſch und arabiſch und hat ſeine Mutterſprache, das Mallorkiniſche, in Algier nur ſoweit vergeſſen, daß er es eben ſo ſchlecht ſpricht, als ſeine erlernten Sprachen. Das Mallorkiniſche kann als eine eigene auf den Balearen geſprochene Zunge betrachtet werden, welche ſich durch die Abgelegenheit ihres Gebietes mit der Zeit vom Catalaniſchen abgeſondert hat. Es fällt mir gerade beiſpielsweiſe ein mallorkiniſches Wort ein: rem, die Traube. Ich halte den Begriff gleich feſt und bemerke, daß Mallorka einen vorzüglichen weißen Wein erzeugt, der dem Xeres ähnlich iſt. Er wird nach ſeiner beſten Lage: Beniſalem genannt. Wir bezahlten für die Flaſche einen Duro. Eben erſcheint Pigne und mahnt ſeine Kameraden zum Aufbruch. Er hat mich vorhin ſehr unterhalten durch ſeine Vorſorge, daß wir nicht übervortheilt würden. Er ſagte uns im Voraus, es ſei theuer in dieſem Wirthshaus und machte dann, wie wir bezahlen wollten, und obgleich er ſelbſt mit-

geholfen hatte zu kochen, Alles ſchlecht, damit wir eine geringere Zeche vorgerechnet bekämen. Ich brauche nicht zu ſagen, daß wir die mallorkiniſchen Begriffe von theuer ſehr billig fanden, ſowie daß unſere alte Wirthin die Gelegenheit gerne ergriff, ihre Beredſamkeit gegen Pigne zu entwickeln. Sie nannte ihn unter Anderem einen Juden. Pigne hat röthliche Haare und kam mir in der That in dieſem Augenblick recht wie ein Jude vor. Der Schein war nicht ohne einigen Grund. Seine Väter gehörten zu den aus Spanien unter Fernando und Iſabella ausgetriebenen Juden, welche auf dieſe Inſel ſich retteten. Obgleich ſie mit der Zeit alle getauft wurden, bilden ihre Nachkommen dennoch bis heute gewiſſermaßen eine Niederlaſſung von Fremden, welche nur unter einander heirathen, mit welchen das Volk ſich nicht vermiſcht und ſie nicht als echte Balearen anerkennt.

Arta. — Die Natur dieſer Inſel iſt ſo verſchieden, als ſie ſchön iſt. Auf dem Wege nach Soller war ſie großartig, wie in den unteren Alpen. Um Palma ſchließt ſich eine fruchtbare Ebene. Heute kamen wir dagegen allmählich in immer ödere Gebiete, bis wir auf ſchmalem Pfade zwiſchen felſigen Hügelketten dahin zogen, über welchen hoch in den Lüften zwei Adler kreiſten. Zwiſchen den Senkungen der Hügel erſchien das Meer. Es ſah jetzt düſter aus unter dem Schatten der Wolken, welche

in unſerem Rücken heraufzogen. Nichts um uns her als Farrenkräuter und ſonſtiges Geſtrüppe. Wir kamen in einen tüchtigen Regen und wurden gründlich durchnäßt. Sehr erfreut erblickten wir daher den Kirchthurm, welcher uns die Nähe eines freundlichen Ortes verkündete. Wir eilten ſeinem grünen gaſtlichen Thale zu und hielten bald unter dem gewohnten Gekicher der Weiber an ihren Thüren und dem Geſchrei der Jugend unſeren Einzug durch die Gaſſen von Arta bis zu dieſer ſehr beſcheidenen Herberge. Wir haben wieder eine Stube unter einem Dach von Eſpartogras, welches ſo ſchief iſt, daß es eine Wand erſpart. Glücklicherweiſe iſt es waſſerdichter, als es von dem Begriffe eines Grasgeflechtes vorausgeſetzt wird. Unſer Zimmer iſt wenigſtens trocken. Ich bemerke die kühle Luft, welche nach dem Regen eingetreten iſt. Es ſind 13,5° R., etwa 5° weniger, als die durchſchnittliche Temperatur dieſer Tage. Nun zu Bett. Ach! wäre mein Lager nicht zugleich das Feld jener kleinen behenden Feinde, die freilich nur nach einem kleinen Tropfen unſeres Blutes verlangen, aber welche dennoch in den Stunden unſeres Schlafes uns oft bis zur Verzweiflung verfolgen.

13. Mai Abends. Arta. Wir haben heute den äußerſten öſtlichen Punkt der Inſel beſucht, welcher in dieſer Richtung das Ziel unſerer Reiſe ſein ſollte. Es war ein überraſchend ſchönes Ziel, zu welchem wir uns heute früh

aufmachten. Wir folgten dem Laufe des Baches, welcher durch das Dorf fließt, ein liebliches breites Thal entlang, bis die Natur ein immer ungehegteres Weſen annahm und das Meer ſich zwiſchen den Küſtenbergen aufthat. Hier, ehe der Bach ſich in Schluchten hineinzwängt, um ſich einen ebenen Weg zum Meere zu gewinnen, überſchritten wir ihn und gelangten bald unter eine anmuthige Piniengruppe am Abhange des äußerſten Berges mit dem Meere an ihrem Fuße. Es greift hier in eine kleine Bucht ein, ſo einſam und doch ſo traulich ſchön. Hier ſtiegen wir ab und banden unſere Thiere in der Nähe im jungen Walde an. Wir ſelber raſteten eine Weile unter dem Schatten der hohen Pinien, umgeben von der Weihe dieſer herrlichen Natur. Dann ſprangen wir auf und folgten Pigne auf einem Pfade, welcher ſich außen am Berge hinaufzog, über Felſen, an welchen in faſt ſenkrechter Tiefe die klaren Wellen des Meeres ſich in weißlichem Sprudel brachen und wieder über den eignen herrlich grünen Grund zurückliefen in ewigem Spiele, in unaufhörlichem Begegnen. Endlich hielten wir vor einer Spalte des Berges, aus welcher die Nacht gähnte. Es war der Eingang zu den Höhlen von Arta. Wir traten aus dem Glanz der Sonne in ſie ein, in das Reich des Schlafes, welches eine Welt voll Pracht einſchließt, ohne daß die Pracht leuchte, wo ein tauſendfaches Daſein

waltet, unsichtbar und verschlossen, wovon an sich keine Wahrnehmung möglich, wenn nicht die Menschen wagen, mit einer kleinen Leuchte in die schwarzen Hallen zu fahren. Wir traten unter das Felsenthor, schritten weiter und weiter bis das Tageslicht auf den Wänden erlosch und die Fackeln unserer Führer mit ihrem ersten Schimmer das Bergesinnere umher für uns schufen. Wir sahen zur Rechten und zur Linken Säulen an Säulen sich reihen, die einen von starkem Umfang, die andern dünn, und daneben manchen Stumpf, vor seinem Aufbau zerbrochen, und von der Decke der Wölbung hingen längliche versteinerte Zapfen vielfältig durcheinander. Was weiter vor mir lag, war noch Nacht, was zu meinen Füßen lag, in tiefes Dunkel gehüllt. Denn der Schimmer der Fackel drang noch nicht in die Tiefe, zu welcher wir uns nun eben anschickten niederzusteigen. Wir waren etwa 30 bis 40 Fuß an einer schroffen Wand hinabgeglitten, als wir den Boden einer Riesenhalle berührten, deren Enden aus dem Lichte unserer Fackel auftauchten, während in der Höhe durch die Oeffnung des Berges wie durch eine kleine Luke noch bläuliches Tageslicht winkte und zwischen den Schatten der Wölbung hinflog. Es war wie der milde Schimmer einer holden Jugenderinnerung, welche von oben strahlt, wenn es sonst dunkel geworden sein mag auf den verwirrten Pfaden, die das Reich der tückischen

Götter berühren und auf welchen die Kugel eines Lebens langſam hinabrollt.

Die Natur, die ewig ſchöne, iſt es nicht blos auf ihrer äußern Fläche, wo ſie ſich offen ſchmückt und ziert; in ihren verborgenen Kammern ſind noch größere Ueberraſchungen, weil ſie die Schönheit dort ungeahnt, wie für ſich ſelbſt, entwickelt.

Die Tropfſteinhöhlen von Arta theilen ſich in zwei Hauptgebiete. Das vordere iſt der weite Saal, in welchem wir uns nun befanden, mit ſeinen zahlreichen Kammern und Nebenhallen; jede von unzähligen Säulen und Säulchen umſchloſſen, in immer neuer, immer verſchiedener Bildnerei, immer ſchön, oft dem einen oder anderen Bau- oder Hauswerk täuſchend ähnlich. Die Namen der Kammern ſind dieſen Aehnlichkeiten entſprechend. Ich nenne beſonders die Kammer des Silberberges, auf deren Boden es wie eine Erzmaſſe aufgehäuft ſcheint, indem die ſchwärzliche Rauchfärbung des kryſtalliniſchen Kalkſteins im Fackellichte ſchimmert.

Das zweite Gebiet dieſer Höhlen wurde erſt in dieſem Jahrhundert entdeckt dadurch, daß ein Führer eine dröhnende Wand einſchlug. Wir krochen auf Händen und Füßen durch ein ſolches Loch und befanden uns ſofort am Anfang einer neuen Reihe von Gemächern, zwiſchen neuen Säulengruppen, vor neuen Geſtalten des näch-

tigen Bereiches, und was sich vor unseren Augen bildete, schien das Schwindende immerfort zu überbieten. Ich staunte namentlich vor einer schlanken Säule, die, wie die Palme gewachsen, mitten in einer der weiten Hallen sich gerade und lothrecht zur Decke aufschwang. Wir schätzten ihre Höhe auf fünfzig Fuß. Wo wir jetzt standen, schienen die majestätischen Hallen rings geschlossen, nur an einer Seite führte eine Spalte abwärts. Sie steigt wie eine Wendeltreppe, um ein mittleres Pfeilerbündel laufend, weiter in die Tiefe und ist der Weg zu immer neuen, zu immer unzähligeren Hallen. Ich kann sie nicht alle aufzählen. Man braucht zwei Stunden um sie zu durchwandern, soweit sie geöffnet sind, soweit man die Windungen dieser wundervollen Höhlen verfolgt hat, welche sich auf unerbrochenen Wegen bis unter den Boden des Meeres erstrecken mögen.

Ich erinnerte mich dessen, was einst in Indien und in Aegypten gebaut wurde; ich gedachte der Tempel Ellora's und derer am Nile und der Art und Weise, wie die Sterblichen in riesenhaftester Anstrengung ihrer Händearbeit die Gottheit zu verehren gesucht haben.

Auch die Natur baut ihre Tempel. Sie baut sie mühelos und langsam und dennoch prächtiger, als der Mensch: sie erfüllt ihren Zweck, zum Preise des Schöpfers auf ihre Weise beizutragen, während das Meer die Berge

umſchließt und bei Nacht die Dünſte emporſchickt, die ſich bei Tag zu Wolken verdichten oder als Thau des Morgens an allen Blumen und Steinen des Berges haften. Das nährt die Pflanzen; das Uebrige ſickert durch die tauſend Ritzchen und Spältchen des Berges in ſein Geſtein hinein, immer nach unten, immer tiefer, dem Geſetz der Schwere und ſeinem Gleichgewicht folgend. Aber Anfangs ſind die Ritzchen nicht tief. Sie werden es nur immer mehr und mehr, je länger die Bergfeuchtigkeit in ihnen wiegt und mit ihren Stoffen auf die Stoffe des Geſteins wirkt. So löſt das Waſſer allmählich den Kalk und bahnt ſich Wege, das Feſte vor ſich in ſich ſelbſt aufnehmend. Der Tropfen begegnet unterwegs dem Tropfen, und andere folgen ihnen auf den gebahnten Straßen. Immer tiefer drängen ſie ſich ein, und im Kampf in welchem ſie das Geſtein verzehren erhitzt, folgen ſie, eingezwängt in den Ritzchen, dem Geſetz der Ausdehnung und ſpalten das Geſtein mit ihrer ſich ausdehnenden Maſſe.

So geht es weiter in wechſelvollem Kampfe, allmählich aber ſtätig, bis das Waſſer vom Kalke geſättigt und die Bergfeuchtigkeit durch das zerklüftete Geſtein bis dahin gelangt iſt, wo ſich dieſes ſchon zum weiten Keller aufthut. Hier gleitet an dem Geſteine noch hier und dort der Tropfen um ein Kleines weiter, wo eine Kante, ein Buckel nach unten gebildet iſt. Dann iſt ſein Weg zu Ende

und die Schwere, die ihn zum Fall will bringen, und die Anziehungskraft der Körper halten ſich das Gleichgewicht. Die geſammelte Bergfeuchtigkeit hängt an der Decke und ſcheint eine Weile unbeweglich, als ruhe ſie aus von ihrem Wege durch die Erde. Es iſt Täuſchung, die Kräfte der Natur kennen keine Ruhe. Der Tropfen in den Höhlen von Arta hängt in warmer Atmoſphäre und wird von der Wärme eingehüllt und umſchloſſen. Das Flüſſige paart ſich mit dem Flüchtigen, ſagt ſich los von der kalten Verwandtſchaft, die es an dem Geſtein feſthielt, und entflieht. Die Bergfeuchtigkeit verwandelt ſich in Dampf. Der gelöſte Kalk, von dem ſie geſättigt war, bleibt zurück, bleibt am Kalk hängen. So folgt ſich Tropfen auf Tropfen und das Waſſer entfliegt und läßt den Kalk zurück, Schichtchen auf Schichtchen legend, Schichten auf Schichten. Sie wachſen immer nach unten, bis ſie eine Spitze bilden, ein Zäpfchen, endlich einen Zapfen. Wer vermöchte wol die Millionen Tropfen zu berechnen, welche den Anſatz zur erſten Säule bildeten, wer die Millionen Tropfen, welche den Bau der Tauſende von Säulen begannen?

Aber nicht blos von oben herab baute die Natur; mit den Knäufen zugleich ließ ſie die Sockel der Säulen wachſen, damit ſich das Ganze harmoniſch in ſeiner Mitte vereine. Zu dem Ende laufen die Tropfen an den Seiten

des jungen Zapfens zuſammen und vereinen ſich in ſeiner Spitze. Vereinigt überwindet ihre Schwere die Anziehungskraft der Körper und ſie fallen ab in die ſenkrechte Tiefe. Dort ſchlägt ſich der gelöſte Kalk zu Boden, das Waſſer entweicht vor den waagrecht ſich übereinander ſetzenden Schichten und das eigene Geſetz der Schwere fördert auf dieſe Weiſe den Aufbau der Stoffe, welche es in die Tiefe gezogen hat. Iſt aber damit das Bauwerk der Natur vollendet? Nein! In ihren ruheloſen Werkſtätten ſchafft das ewige Getriebe der Kräfte und bildet um, nicht blos da, wo es das Unvollendete auszuführen ſcheint, es gährt auch dort, wo das Auge glaubt, die Meiſterhand ruhe, Alles ſei fertig. Ich zerſchlug einen kleinen Säulenſchaft. Er hat äußerlich die weiße Färbung des Kalkſteins, und an der Bruchfläche erkannte ich, wie man die Jahresringe erkennt, die abgeſetzten Lagen des Kalkniederſchlags. Aber ſiehe da! weiter nach Innen iſt die dichte Ablagerung in Kalkſpath verwandelt, in das kryſtalliniſche Geſtein, und du gewahrſt ebene Glanzflächen, wo ſich einſt die Atome wie Pulverſtaub nebeneinandergeſetzt. Das iſt die ſtille Arbeit der Stoffe im Laufe der Jahrhunderte. Die kalkigen Jahresringe (Jahrhundertringe ſollte ich eigentlich ſagen) und der Kalkſpath bilden in den Höhlen von Arta oft nur die Rinde der unzähligen Säulenſtämme, während ihr Mark noch eine

andere wunderbarere Geſtalt annimmt. Es ſind lange ſtrahlige Kryſtalle, welche von dem Mittelpunkt ſich wie Speichen nach einer idealen Kreislinie ſtrecken; hellgelb durchſichtige Kryſtallſtäbe, waagrecht übereinandergeſchichtet, gleichſam das Holz der ſteinernen Bäume. In ſeiner Mitte bleibt eine ſchmale Röhre. Darin wächſt ein klarer Kryſtall, eine ſechsſeitige Säule ſenkrecht empor zwiſchen den waagrecht ſtrahligen Kryſtallen. Alle dieſe ſchönen Gebilde ſind Umwandlungen im Inneren des Steines, welchen wir oft zum Symbole der Regungsloſigkeit nehmen und den todten Stein nennen, in deſſen Bereich aber nicht minder als in den anderen blühenden Gebieten der Schöpfung ewiges Leben herrſcht, ewiges Wirken und Schaffen der Kräfte der Natur.

Die Gebilde, welche aus der im Tropfen gelöſten Kalkerde entſtehen, ſind nur ein Beiſpiel von dem Leben im Reich der Steine. Ueberall im weiten Schooße der Erde herrſcht die gleiche Regung der Stoffe, wie ſie in der Kalkerde lebt, wenn ſie ſich zuerſt als Kalkſinter niederſchlägt, wenn ſich dann ihre Theile zum Kalkſpath verdichten, und wenn ſich endlich ihre Atome des Kalciums und des Sauerſtoffs zu den waſſerklaren Kryſtallen verſchieben, welche auf einmal ſchwerer und härter ſind, eine andere Kryſtallform beſitzen, als der Kalkſpath, aus

dem ſie wurden, einen ganz neuen Stein, den Aragonit, bilden.

Luc. — Eine Tagereiſe hat mich aus dem ſüdöſtlichen Flachland der Inſel in eine Schlucht der Gebirge ihres Nordrandes verſetzt, ein Weg von zwölf Stunden, auf dem Rücken meines Rotſch. Ich geſtehe, daß es ermüdend war, beſonders in der Mittagsſonne, unter welcher ich in manchen Hohlwegen wie in einer Obſtdörre zu ſitzen glaubte. Ich ſehnte mich ſehr nach den ſchattigen Wäldern des Nordens. Denn die Feigen- und Mandelbäume, die wir antrafen, hatten ein zu lichtes Laub, um die Sonnenſtrahlen abzuhalten. Jene verließen uns auch, je mehr wir uns von Arta entfernten, um hinter einigen Hügeln auf eine ausgedehnte Steppe zu gelangen. Nur Geſtrüpp umgab uns. Dennoch erſchien eines der ſchönſten Bilder der Natur vor meinen Augen. Das Meer glänzte jenſeit dieſer Steppe und bildete die weite Bucht Alcudia's. Die weißen Häuſer des Städtchens ſchimmerten über den blauen Spiegel herüber am Fuße der Berge, welche in maleriſchen Linien immer duftiger hinaus in die See ſtiegen, um endlich in ihren ſchimmernden Schooß zu verſinken. Frei und offen lag das duftige Bild vor mir, nur ein- oder zweimal vielleicht durch den Stamm einer jugendlichen Pinie unterbrochen, welche einſam und verloren in dieſer Haide ſtand.

Alcudia iſt der zweite Hafenort Mallorka's; aber es laufen dort wol keine anderen Schiffe ein, als die Dampfer, welche die wöchentliche Poſt für Menorka beſorgen. Ich hätte gerne auch die zweite der Balearen beſucht, das Dampfſchiff braucht nur ſechs Stunden, um in den Hafen ihrer Hauptſtadt Mahon, den vortrefflichſten im ganzen Mittelmeer, einzulaufen. Allein unſer Reiſeplan ließ dieſe Verzögerung nicht zu und wir ließen Alcudia rechts liegen.

Wir gelangten endlich gegen zwei Uhr in ein kleines Dorf La Puebla, wo wir Mittagsraſt hielten. Wir kehrten in Ermangelung eines Wirthshauſes bei einer Bäuerin ein, welche uns aus Oel und Reis ihren landesüblichen Brei kochte, etwas Hammel ſchmorte und uns eine rothgepfefferte Wurſt vorſetzte, welche den echtengliſchſten Gaumen wie hölliſches Feuer gebrannt hätte. Endlich bekamen wir noch einen großen Ziegenkäs, welcher vorzüglich war. Die Bäuerin hatte einige ſchöne Stück der ſchwarzen ſogenannten ſpaniſchen Hühner in ihrem Hofe, dann auch einige prächtige Perlhühner. Es war eine wohlhäbige Frau, welche auch bei einer Seidenraupenzucht betheiligt war. Dieſe Induſtrie iſt beſonders blühend auf der Inſel, wo der ſo ſchätzbare Wurm ſehr glücklich gedeiht. Hier allein blieb er in den letzten Jahren von der Krankheit verſchont, welche ihn auf dem Feſt-

lande überall heimſuchte. Auch wird von hier aus neue Zucht in großer Menge nach den von der Seuche betroffenen Induſtriegebieten, beſonders Frankreichs, ausgeführt. Die Bäuerin hatte wol ein Paar Eſel und Maulthiere in ihrem Stall, aber keine Kuh. Ich wollte das Anfangs gar nicht begreifen, daß ſie keine Kuh habe und erzählte ihr, bei mir zu Haus ſei ſolch eine Wiederkäuerin die erſte Nothwendigkeit in einer Wirthſchaft. Sie wollte dieſe Nothwendigkeit nicht begreifen und ſagte mir, daß es im ganzen Dorfe keine Kuh gäbe. Ich frug ſie, ob ſie denn nie Milch brauche? Sie frug mich dagegen: ob ich heut' Milch getrunken habe? Ich ſagte ihr: Nein, ich hätte in Arta ein Täßchen Chokolate mit einem vortrefflichen kleinen Kuchen, der mich in Arta ſehr überraſcht habe, gefrühſtückt und noch weiter nichts genoſſen. Hierauf entgegnete ſie mir: Ich hätte ihre alltägliche Koſt gehabt, wozu ſie jetzt noch Milch brauche? Ich wagte nicht den Begriff Butter in ihren Ideenkreis einzuführen und fragte ſie einfach: Womit ſie ihre Felder dünge? Mit nichts, war die kurze Antwort, denn ihre Felder ſeien ſo gut, daß ſie ſich zwiſchen zwei Ertragsjahren jedesmal nur ein Jahr auszuruhen brauchten. Ich meinte, ſie könne ebenſo gut ſagen, ſie würden ſo ſchlecht beſtellt, daß ſie immer nur zwiſchen zwei Brachjahren einmal trügen. Glücklicher Weiſe wurden eben ein Paar feiſte

Ochsen durch die Gasse getrieben und die Bäuerin dadurch abgelenkt, meine Bemerkung gegen das Herkommen ihrer Väter übel aufzunehmen. Sie rief mir zu, ich solle die Thiere ansehen, was sie für einen großen Kopf und kleine Hörner, für einen geraden Rücken, für ein rothbraunes ziemlich zottiges Fell hätten, die würden im nächsten Dorfe gemästet. Dort gebe es auch Kühe. Die Ochsen hätten gewiß 600 Pfund Fleischgewicht, das Pfund zu 2¾ Realen. Das gäbe dem ganzen Thier einen Verkaufspreis von ungefähr 1600 Realen. Ich sagte ihr, das würden auch bei uns recht schöne Ochsen sein, freilich von einem kleinen Schlag.

Einstweilen hatte Pigne Rotsch und seine Brüder wieder für uns zurecht gemacht, und wir verließen La Puebla, um den bosques Guarrijos, dem Gebirge uns immer mehr zu nähern. Wir überschritten nach einiger Weile die breite Heerstraße von Palma nach Alcudia und ritten nun in einem immer üppigeren Olivenhaine schon am Fuße der Berge und zwischen grünen Wiesen und Feldern. In einem kleinen Weiler an der Oeffnung einer tiefen Schlucht zwischen den steilaufsteigenden Höhen ließen wir unsere Thiere etwas ausschnaufen. Dann haben wir uns zwei Stunden lang eine der abscheulichsten Steigen heraufgearbeitet, die mir noch begegnet sind. Denn wenn sie an einigen Stellen so senkrecht ist, wie es nur

ein Weg ſein kann, auf dem Saumthiere zu ſteigen haben, und großentheils der ſeitlichen Abgründe wegen gefährlich, ſo wäre dies immerhin der natürlichen Hinderniſſe genug. Nun aber iſt die ganze Straße noch außerdem mit runden Steinchen gepflaſtert, deren Fugen vom Regen ausgewaſchen ſind und wodurch die Schwierigkeit, ſich auf dieſer Grundlage vorwärts zu bewegen, außerordentlich vermehrt wird. In den Augenblicken, in welchen unſere Thiere ſtill ſtanden, um friſchen Athem zu holen, hatte ich Muße umherzuſehen, und je höher wir uns an den Bergen hinaufwanden, deſto freier war jedesmal mein Blick geworden, bis wir endlich das ferne die Inſel umbuchtende Meer gewahrten. Es glänzte im Abendſchein der ſinkenden Sonne. Sie war ſchon unter, und die Nacht drohte mit gewohnter Schnelligkeit, als der tiefe grüne Abgrund, der uns bisher begleitet hatte, zurückwich und wir in eine liebliche walderfüllte Schlucht einlenkten. Wir mochten ungefähr 3000 Fuß über dem Meeresſpiegel ſein. Die höchſte Spitze der Inſel, die 4500 Fuß hohe Silla de Torrellas dunkelte zu unſerer Linken in den ſchon finſtern Himmel, an welchem die Sternenheere aufflammten. Endlich hielten wir vor einem ſchloßartigen Gebäude, wo wir dieſes gaſtliche Zimmer angewieſen bekamen.

Inca. — Wird vielleicht Jemand glauben, wir wären

geſtern Abend die Gäſte einer baleariſchen Marqueſa geworden, weil uns Pigne verſichert hatte, eine señora gäbe uns Gaſtrecht? Die Dame, traun, hätte ſich einen reizenden Sitz gewählt gehabt, wenn ihr Herz die einſame Schönheit der Natur geſucht und um eines zarten Kummers willen die Welt geflohen hätte. Sie wäre hier nicht ferne von den Höhen geweſen, von welchen der Ausblick rundum auf die unendliche See ihre unendliche Sehnſucht beruhigt und dann die heimliche Halde ſie wieder mit ſtillem Frieden umſchloſſen hätte.

Allein die Señora, welche uns aufnahm, mochte wohl nichts von der Lieblichkeit ihrer Behauſung wahrnehmen, da Pigne unter ihr eine Puppe verſtand, die ſogenannte Virjen de Lluc, das berühmte Wallfahrtsbild der Inſel. Und anſtatt in einen glänzenden Saal eingeführt zu werden, kamen wir am Ende mehrerer langen Gänge in eine große Küche, wo ein Dutzend Knechte am hellen Kamin um einen dampfenden Keſſel zuſammen waren und ein prächtiges Bild für den Pinſel eines Holländers gewährten. Der Hausmeiſter unter ihnen wies uns ſofort unſer Zimmer an. Wir wurden in einem Stifte beherbergt, deſſen Gründer die weiten Gebäude zur Beherbergung der Pilger aufgebaut und außerdem ſieben geiſtliche Herren eingeſetzt hat, welche das Ganze verwalten und die Kapelle des Muttergottesbildes beſorgen. Wir erhielten vortreff-

liche Betten und vermißten bis dieſen Morgen ſonſt nichts, als Fenſterglas, da der Wind ziemlich friſch durch die geöffneten Läden hereinkam. Wir haben mit Sonnenaufgang den eigenthümlichen Bergort wieder verlaſſen, die böſe Steige wieder hinabgemußt und darum heut' früh den kleinen Weiler am Fuß der Berge um ſo freudiger begrüßt. In dieſem Augenblicke gewährt uns Inca Schutz vor der Mittagsſonne. Nachher, wenn die ärgſte Hitze vorüber iſt, wollen wir dieſen Marktflecken verlaſſen, um noch heute am Ende der Inſel, in deren Mitte wir nun raſten, Palma wieder zu erreichen. Ja wir hoffen noch zeitig zu kommen, um das hübſche Theater noch einmal zu beſuchen. Denn Morgen früh um acht geht der Dampfer, auf welchem wir von Mallorca ſcheiden.

V.

An Bord des Jayme II. im Hafen von Ibiza.

Ich will die kurze Ruhe der Maſchine, während die Pithyuſenpoſt beſorgt wird, zur Anmerkung benutzen, wie man den Weg, auf welchem ich mich jetzt befinde,

am bequemſten hin und her macht. Man fährt ſtatt von Valenzia von Barzelona aus nach Palma und erſpart ſo, wenn man ſich dann von Palma nach Valenzia wiedereinſchifft, den Weg von Barzelona nach Valenzia. Der Poſtdienſt zwiſchen den drei Städten wird durch die neuen Dampfer Jayme I. und II. verſehen, welche in jeder Beziehung auf das Vortrefflichſte eingerichtet ſind und wöchentlich zweimal aus jedem der genannten Häfen auslaufen. Man iſt auf der einen wie der anderen Straße vierundzwanzig Stunden unterwegs. — Es gehen von Barzelona aus auch noch andere Dampfſchiffe nach Palma ſowohl als nach Mahon de Menorca, ſie wurden mir jedoch als weniger gut bezeichnet.

Caſtilien.

I.

Im Fluge durch Caſtilien.

Wir waren wieder in Alikante um mit dem nächſten Frühzuge von den Ufern des Mittelmeeres zu ſcheiden. Um ſieben Uhr Morgens ertönte die ſchrille Pfeife der Locomotive und Abends eilf Uhr waren wir im Herzen der pyrenäiſchen Halbinſel, in Madrid.

Die Bahn führt anfangs durch ein Gebiet kahler Höhenzüge, ſonderbar geſtalteter Felſen und zwiſchen ihnen durch dürre Felder, welchen ihre Olivenbäume in der Ferne häufig einen trügeriſchen grünen Schimmer leihen. Dies Gebiet iſt dasjenige der Abfälle des caſtiliſchen Hochlandes. Wo ein Fluß, am Fuße dieſer Abhänge entſprungen, die Thäler durchfließt, ſind ſie fruchtbar. Wo aber, wie in der Regel, fließendes Waſſer fehlt oder nicht gehörig benutzt wird, wird das Land zur Einöde. Die Bahn führt durch ſolche wüſte Strecken. Nur hin und wieder, den Oaſen der Wüſte möchte ich dieſe gepflegteren

Stellen vergleichen, ziehen dem Auge ausgedehnte Weinberge vorüber und erquicken es durch ihr saftiges Grün. Ein Dorf ist dann in der Nähe oder ein Städtchen, beherrscht von einer grauen Burg, welche unzerstört aus den Kämpfen vieler Jahrhunderte gerettet sein mag, die Thürme noch hoch mit stolzen Zinnen umgeben, das Thor noch sicher gewölbt, zu welchem einst der Recke in Stahl und Eisen einzog. Jetzt empfangen die einsamen Mauern keinen glänzenden Gebieter mehr. Sein Geschlecht ist erloschen. Oder es ist die Burg, welche auf jenem Felsen hing, der fast senkrecht aus dem Thale aufsteigt, schon längst zerfallen; nur ein Thurm, eine Brüstung sind zur Erinnerung stehen geblieben.

Der Art ist die Wegstrecke bis Saz, bis Viena, bis Almansa, wo sich die Bahn mit der von Valenzia kommenden vereinigt. Von Almansa aus gelangt man allmählich immer mehr auf die castilische Hochebene, in welche man hinter Chinchilla ganz eingetreten ist. Ihr Wesen ist Verdorrtheit.

Wir fuhren mit der Schnelle des Dampfes über ihre Flächen hin. Spärlich und traurig stand das Korn auf dem nahrungslosen Boden, einzelne Oliven wuchsen auf unbebauten Strecken. Keine zurückgelegte Meile änderte dies Bild. Von Zeit zu Zeit hielten wir an; ich wußte nicht immer warum, denn ich konnte häufig keine mensch-

lichen Wohnungen entdecken. Ich warf mich in die bestaubte Ecke meines Wagens und dachte an das Lob der Alten, der Fruchtbarkeit dieses hispanischen Bodens gespendet, an die arabische Blüthe auf diesem Boden, und wenn ich aufsah, erblickte ich immer wieder die öden Flächen, welche den stolzen Namen Castilien tragen.

II.

Ueber die traurigen landwirthschaftlichen Zustände und deren Ursachen.

„Was mögen die Gründe sein, daß sich heutigen Tages Unzulänglichkeit der Lebensmittel im ganzen Lande fühlbar macht und daß jetzt im Frieden 1 Pfund Fleisch soviel kostet, als ehemals mitten im Kriege ein ganzer Hammel?“ also frägt Alonso de Herrera in seinem Buche über spanische Landwirthschaft, welches im Todesjahre Philipp's II., im Jahre 1598, erschienen ist. „Die Uebervölkerung kann nicht Ursache sein“, fährt Herrera fort, „denn ich bin über weite öde Strecken gezogen, öde, nicht

weil die Natur ihre Gaben verſagte, ſondern weil hier niemand wohnte, der geerndtet hätte, und da, wo ehemals tauſend Mohren rege Hände hatten, friſten gegenwärtig kaum fünfhundert Chriſten ihr Daſein".

„Ein anderer Grund, welchen viele angeben, iſt die Goldeinfuhr Indiens. Weil wir mehr Gold im Lande haben als früher, meinen ſie, ſei es gemeiner geworden und wir müßten mehr davon bezahlen. Sie vergeſſen, daß wir nicht am Ueberfluſſe des Goldes, ſondern am Mangel der Nahrungsmittel leiden. Außerdem will ich nur daran erinnern, daß ſchon vor der Entdeckung Amerika's unſere Goldſtücke im Curſe unter ihrem Nennwerth geſtanden haben, ſo daß es von jeher viele Mäkler gegeben hat, welche vom Wechſeln der Münzſorten leben konnten".

„Iſt es denn die Erde, welche ausruht? fragen viele am Ende ihrer Weisheit. Die Erde bedarf keiner anderen Ruhe, als ihres Winterſchlafes und ſeit einem Menſchenalter fehlten die Winterregen nicht, um ſie zu erquicken und ſie mit Kraft zum Triebe der jungen Saat zu verſehen. Was iſt denn aber die Urſache, daß die Erde, welche den Fleiß des verſtändigen Landmannes beim Weizen 25fach, bei der Gerſte ſogar 40fach für die Einſaat belohnt, uns im Ganzen nicht mehr ernähren will? Das Maulthier iſt die Urſache davon", antwortet ſich

Herrera. „Die Maulthierzucht riß in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ein und die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts iſt die Zeit des Beginns der Verödung Spaniens. Das Maulthier beſitzt nicht die Kraft tief zu pflügen. Der tiefe Pflug iſt aber ein dringendes Erforderniß für die ſpaniſchen Felder, damit die Feuchtigkeit in die Tiefe dringen und ſich dort erhalten, damit der Weizen tiefe Wurzeln faſſen könne, geſchützt vor dem Sonnenbrande. Seitdem daher das Maulthier den Ochſen vom Acker verdrängt habe, müſſe Spaniens Boden an Ertragsfähigkeit verlieren. Wie ein Stier die Fruchtbarkeit bezeichne, ſo ſei das Maulthier der Unfruchtbarkeit Symbol". So weit Herrera.

Heutigen Tages ſind die ſonnenverbrannten öden Steppen Spaniens, und ſeiner Mancha beſonders, faſt ſprichwörtlich in Jedermanns Munde geworden, und man redet von der häufigen Noth des Landes, welches ſo groß faſt iſt als Deutſchland und nur ein Drittheil ſo viel Einwohner hat und ſie nicht ernähren kann, wenn ein trockner Sommer ſeine Erndten mißrathen läßt. Man iſt geneigt, die heiße Sonne, die Natur des Landes um dieſer Zuſtände willen anzuklagen. Ich möchte mich dagegen zu der Anſicht bekennen, daß die Schuld lediglich an den Menſchen liegt.

Man erinnere ſich, daß Plinius, daß Strabon in der

alten Zeit gestaunt haben über Hispaniens Fruchtbarkeit und über die „hundertfältigen" Erndten Andalusiens; daß Livius berichtet, bei jedem neuen Feldzuge fände man neue Waffen, neue Heerden, neue Reichthümer, als habe noch kein Krieg je diese Gebiete verwüstet. Man gedenke der sarazenischen Blüthe auf diesem Boden. Damals zur Zeit der Kalifen von Cordoba standen, nach der Angabe der arabischen Schriftsteller, allein in dem Thale des Guadalquivir 12,000 Ortschaften.

Schon im Jahre 1598 gab es im ganzen Reiche Spanien nur noch 12,600 Ortschaften, und wenn es Thatsache ist, daß der heutige Zustand des Landes kein erfreulicherer ist, während seine einstige Fruchtbarkeit und dichtere Bevölkerung auf der andern Seite nicht geläugnet werden können, so muß eine Veränderung mit dem Lande vorgegangen sein, welche, da kein Grund vorliegt, daß sich die Natur von selbst geändert hätte, durchaus künstlich hervorgebracht worden sein muß. Mit andern Worten, die Zerstörungswuth der Menschen, ihre Kriege, ihre falschen Meinungen, ihre Thorheit haben das Land verwüstet.

Während die aragonischen Hochländer zum nackten Stein, zur triebloſen Erde geworden sind, seitdem das Wasser durch den maurischen Fleiß nicht mehr gesammelt und vertheilt wird, und die Flächen Estremadura's und

der Mancha ſich in immer ausgedehntere Wüſten verwandeln, ſind dagegen noch heute die Gebiete, wo der Anbau in hergebrachter Weiſe keine Unterbrechung erlitten hat, ihrer Fruchtbarkeit wegen berühmt. Hieher gehören die huertas von Valenzia und Murcia. Sie geben des Jahres drei Erndten. Die Winterfrucht wird z. B. Anfang Juni geerndtet, und Mais geſäet. Dieſer iſt im September reif, und nun iſt noch Zeit Bohnen oder Anderes anzubauen. Ein Landwirth verſicherte mir, jene ſeien ihm innerhalb 62 Stunden aufgegangen. In Valenzia, wo das Ackerland im Bereich der Canäle nach Schuhen verkauft wird, liefert es ein durchſchnittliches reines Einkommen von 10 Procent. Dieſe Fruchtbarkeit muß aber im Vergleiche viel höher geſchätzt werden, als ihr Procentſatz ſie ausdrückt, weil dieſer ohne eine höhere Stufe der Landwirthſchaft erreicht wird. Die Hauptſache iſt, daß das berühmte Bewäſſerungsſyſtem, welches einſt von den Mohren angelegt worden iſt, in gutem Stand erhalten und weiſe fortbenützt wird.

Es iſt namentlich von einer Düngung der Felder in Valenzia ebenſowenig die Rede, als im übrigen Spanien. Womit ſollten ſie auch düngen? Es finden ſich ganze Bezirke, in welchen es keine einzige Kuh giebt. Sobald man das Land der von ihrem Ochſenkarren unzertrennlichen Basken verläßt, befindet man ſich in einem Gebiete, wo

die Rindviehzucht faſt nur deßhalb betrieben zu werden ſcheint, um die Opfer für die Stiergefechte, die corridas de toros, zu erziehen. Es iſt wahr, daß größere Gutsbeſitzer, z. B. in den höheren Gegenden Valenzia's, welche ſich die Bewirthſchaftung ihres Beſitzes angelegen ſein laſſen, Schaafdünger anwenden. Sie bezahlen für die Maulthierlaſt davon 14 Realen, und dieſer Preis ſagt hinreichend, daß ſolche Art zu düngen eine ausnahmsweiſe ſein muß. In dem regſameren Catalonien giebt man ſich die beſondere Mühe zum Zweck einer Düngung, daß man die oberſte Erdſchicht mit ihrem Wurzelwerk auf den einzelnen Aeckern zu reihenweiſen Häufchen zuſammenbringt; die einzelnen Häufchen werden vermittelſt Reißig angezündet und ausgebrannt.

Wenn aus dem bisher Angeführten ſchon zu erſehen war, daß die Landwirthſchaft in Spanien ſich auf einer niedrigen Stufe befindet, ſo läßt ſich unter dem, was noch weiter über dieſe Verhältniſſe allgemein anzuführen iſt, die Art der Bewirthſchaftung namentlich erwähnen.

Der oberſte Grundſatz, welchen der ſpaniſche Bauer dabei befolgt, iſt der, daß, wie ihren Bewohnern, ſo auch der Erde ſelbſt nach des Tages Arbeit die Ruhe der Nacht gebühre. Der Tag der Arbeit für die Erde iſt das Jahr, wo ſie Erndte geben ſoll; ihre Ruhezeit iſt jedesmal das andere Jahr. Man nennt das auf dieſem Grundſatz be-

ruhende Syſtem das Syſtem á año y vez d. h. ein Jahr um's andere. Das Gebiet ſeiner Anwendung iſt ganz Spanien, Andaluſien ausgenommen; d. h. Andaluſien ausgenommen, liegt jährlich die Hälfte der ſpaniſchen Felder, welche überhaupt bebaut werden, brach.

Welches Syſtem kommt nun in Andaluſien zur Anwendung? Das Syſtem à tres hojas. Man iſt verſucht, es für Dreifelderwirthſchaft zu halten. Allerdings bleibt das Feld im erſten Jahre brach liegen; im zweiten Jahre trägt es aber auch keinerlei Frucht; es wird nur zubereitet, um endlich im dritten Jahre eine Erndte zu bringen. So wird in Andaluſien jährlich nur ein Drittel des in Anbau befindlichen Landes benutzt. Ein eigentlicher Fruchtwechſel findet nicht ſtatt. Der oberſte Grundſatz bei der Beſtellung der Felder geht davon aus, daß es gewiſſe Felder giebt, welche beſonders gut für Weizen geeignet ſind und andere für je andere Früchte. Es wird daher ein Weizenfeld ſtets ein Weizenfeld bleiben und jedes andere auch jedesmal wieder mit einer und derſelben Frucht beſtellt werden.

Ich darf nun auch unter den Urſachen, weshalb die Ertragsfähigkeit Spaniens heute ſo gering iſt, das Maulthier nicht unerwähnt laſſen, welches bei Herrera eine ſo große Rolle ſpielt und allerdings mit dazu beigetragen haben mag, daß die Rindviehzucht, der Grundpfeiler ver-

ſtändiger Landwirthſchaft, in Verfall gerieth. Das Maulthier kam, wie ſchon Herrera angegeben hat, um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Aufnahme, zu einer Zeit, wo man noch keine Achtſamkeit auf einen abnehmenden Düngervorrath hatte, deſſen Werth man nicht zu ſchätzen wußte im Vergleich zum augenblicklichen Vortheil, den jeder Einzelne wahrnahm. Denn er erhielt im Maulthier eine Trag- und Zugkraft, welche an Ausdauer die Leiſtungsfähigkeit des Pferdes übertraf, ein Thier ſo zäh, daß es in der ſengendſten Sonne kaum in Schweiß gerieth und ſich mit Saubohnen, zweimal den Tag vorgeworfen, begnügte, ein Futter, welches gegenwärtig nicht mehr als 1½ Realen den Tag koſtet. Aber der Nachtheil, welchen die Maulthierzucht der Landwirthſchaft gebracht hat, darf nicht zu hoch angeſchlagen werden. Denn wenn den nützlichen Eigenſchaften dieſer Thiere, wie ich ſie eben erwähnte, auch namentlich entgegenſteht, daß ſie in ihrem ſchlechten Dünger keinen Erſatz liefern für den des Rindviehs, ſo iſt letzteres durchaus nicht allein durch die Maulthiere verdrängt worden. Vielmehr mag deren Zahl an manchen Orten gerade darum überhand genommen haben, weil aus anderer Urſache das Hornvieh ſeltener und theuer wurde.

Dieſe andere Urſache, welche ſomit zum Verfall der Landwirthſchaft im Allgemeinen beigetragen hat, iſt das

Verſchwinden der Wieſen und Weiden in Spanien, eine Erſcheinung, deren ſchädliche Bedeutung frühzeitig nicht verkannt worden iſt. Denn ſchon Kaiſer Karl V. gab Verordnungen, welche anbefohlen, die in jüngſter Zeit zu Feld umgeackerten Wieſen auf's neue zu Wieſen zu machen. Aber nicht blos Karl V., ſchon die erſten katholiſchen Majeſtäten und früher noch Pedro der Grauſame von Caſtilien hatten ſolche Verordnungen erlaſſen. Ja ſelbſt vor der Zeit, in welcher, am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, Henrique von Caſtilien das Verbot erließ, daß bei Todesſtrafe kein Rindvieh fernerhin ausgeführt werden dürfe, hatte ſchon im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts König Alonſo Onzeno von Caſtilien Verordnungen zur Rettung der Wieſen und Weiden in ſeinen Landen erlaſſen. Dieſe Maßregeln ſind alle vergeblich geweſen. Es giebt heute, mit wenigen Ausnahmen vielleicht in den Gebirgen, keine Wieſen mehr auf der pyrenäiſchen Halbinſel. Den zerſtörenden Einfluß, den dies Verhältniß auf die Zucht des Rindviehs geübt haben muß, wird man leicht beurtheilen, wenn man vergleichsweiſe ſich erinnert, wie der vorübergehende durch die Trockenheit der Jahre 1857 bis 1859 verurſachte Futtermangel ſogleich unſere Landwirthe genöthigt hat, ihren Viehſtand zu verringern.

Aber die Frage, warum die Wieſen in Spanien nicht

zu retten waren, bringt uns auf eine weitere Haupturſache der Verödung des Landes. Es iſt ſeine Waldloſigkeit. Schon das Frankreich jenſeit der Loire iſt ſchlecht bewaldet. Der Umfang ſeiner 26 ſüdlichen Departements beträgt 15,400,000 Würfelhektaren; mit Wald beſtanden ſind davon nur 2,700,000; d. h. 17 Procent. Dagegen giebt es 4,200,000 Würfelhektaren Haide. Die niedrige Stufe der dortigen Landwirthſchaft iſt bekannt. Am ödeſten iſt die Provenza, und doch erzählen die Geſchichten von dem herrlichen Lande König Renées. Vom Ende des fünfzehnten bis zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts verlor es die Hälfte ſeines anbaufähigen Bodens *). Warum? Weil in dieſer Zeit ſeine Wälder ausgehauen wurden. Es giebt heute auch in Spanien keine Wälder mehr oder vielleicht 1 Procent. Wer wird ſich nun noch wundern, daß alle Verordnungen der Könige die Wieſen Spaniens nicht retten konnten, und daß ein großer Theil des Landes zur Einöde ward? Die Wälder wurden zerſtört hier aus aragoniſchem Aberglauben, dort um in die Aſche der angezündeten und niedergebrannten Hölzer zu ſäen, weil der Gedanke fehlte, daß der Reichthum einer augenblicklichen Erndte den der ganzen Zukunft vernichte.

*) La Provence au point de vue des bois et des torrents par Mr. de Ribbe. Aix.

Viel zerstörten auch die unabläſſigen Kriege jener Jahrhunderte, wo das Uebel ſeinen Anfang nahm.

Die Waldloſigkeit Spaniens faßt eigentlich alle bisher genannten Gründe ſeiner Verödung urſächlich zuſammen. Denn ſie ruft eines durch's andere hervor das Verſiegen der Quellen, das Vertrocknen der Wieſen, den Futtermangel und die Unmöglichkeit hinreichender Viehzucht, den Mangel an Dünger und das Brachliegen der Felder, weil man durch die Ruhe des Bodens den Dünger zu erſetzen meint, die Nothwendigkeit des Maulthiers, welches wie das Kameel für die Wüſte, ſo für die iberiſchen Wüſteneien geſchaffen zu ſein ſcheint.

Beſonders möchte ich nur noch hervorheben, daß die Waldloſigkeit ganz allein die Trockenheit des Bodens jener Zone verſchuldet und daß die atmoſphäriſchen Verhältniſſe urſprünglich nicht dazu mitwirkten.

Die jährliche Menge der wäſſerigen Niederſchläge iſt nämlich in Spanien ſehr bedeutend. Es iſt in dieſer Beziehung ſehr günſtig gelegen; es wird von den Süd- und Weſtwinden, welche Europa vornehmlich mit Regen verſorgen, in erſter Hand getroffen; ja, wo die verdichteten Waſſerdämpfe des atlantiſchen Oceans an die Rieſen der Randgebirge der iberiſchen Hochebenen anprallen, berechnet ſich eine jährliche Regenmenge, wie ſie in Europa ſonſt nirgends, in den tropiſchen Gegenden ſelbſt nur ſel-

ten erreicht wird. Einige Beiſpiele werden dies deutlicher herausſtellen.

Die größte jährliche Regenmenge innerhalb Deutſchlands iſt zu Freudenſtadt im Schwarzwalde gemeſſen worden; Schübler giebt ſie zu 57,10″ an. Die größte Regenmenge, welche in Europa, außerhalb der pyrenäiſchen Halbinſel, gemeſſen worden iſt, beträgt 77—88″; dieſe Regenmenge fällt zu Bergen in Norwegen. Zunächſt kömmt Maſtricht mit 70,01″ jährlichem Niederſchlag. Zu Coïmbra dagegen, wo die atlantiſchen Wolken an der Sierra de Eſtrella ſich brechen, fallen jährlich nach Lacerda Lobe 111,54″ Regen, mehr als zu Calcutta; und zu Granada, wo die Sierra Nevada ſich erhebt, hat Lazand 105,10″ jährlichen wäſſerigen Niederſchlag berechnet. Im Durchſchnitt wird der jährliche Niederſchlag auf der pyrenäiſchen Halbinſel zu 30″ angegeben; während beiſpielsweiſe in London nur 23,40″ jährliche Regen fallen, in Edinburg 23,50″; in Berlin nur 19,60″ und in Mitteldeutſchland ungefähr 20—25″.

Es iſt wahr, daß der Regen in Spanien ſehr ungleich auf die Wintermonäte vertheilt iſt und im Sommer oft faſt ganz ausſetzt; allein dies iſt gerade der Punkt, auf welchen es ankömmt, damit der Mangel der Waldungen, dieſer Behälter der Feuchtigkeit, in ſeiner ganzen Verderblichkeit in die Augen ſpringe, ſowie der Mangel fleißiger

Hände, in Folge deſſen es bisher in den Gebieten Spaniens verſäumt worden iſt, die tauſend Mittel und Wege zu finden und zu nützen, welche, je nach Oertlichkeit verſchieden, ſelten von der Natur verſagt ſind, um ihre Schwierigkeiten künſtlich zu überwinden. Der Mangel fleißiger Hände, den ich eben erwähnte, iſt nicht in dem Sinne gemeint, daß den ſpaniſchen Bevölkerungen es an Fleiß gebräche; ich bin weit entfernt, ſolches allgemein zu behaupten. Ich hatte hier wirkliche Zahlenverhältniſſe vor Augen. Denn der Entwaldung Spaniens, welche alle ſeine landwirthſchaftlichen Gebrechen in ſich einſchließt, gegenüber darf nicht überſehen werden, wie viel ihm ſeine Entvölkerung gekoſtet hat. Und um ſo mehr iſt dieſe zu beklagen, als ſie, nachdem die Mohrenkriege lange und unſelig gewirkt, noch durch den Wahn und die eigene Schuld des Staates vergrößert worden iſt. Ich will die autos da fé nicht weiter beſprechen. Seitdem Torquemada, der erſte Großinquiſitor in Caſtilien und Aragon, das Beiſpiel gegeben und während ſeines Amtes 2000 Unterthanen des Landes in Sevilla hatte verbrennen laſſen, waren dieſe Schauſpiele wie Volksfeſte geworden, welche von Zeit zu Zeit wiederkehrten, wenn Bedürfniß nach einer außerordentlichen Erluſtigung ſich kundgab. Dieſe Feſte, nach heutigen Begriffen kannibaliſcher Art, jedoch der damaligen Denkweiſe natürlich, nahmen doch keine

bedeutende Summe der Bevölkerung hinweg. Was dieſe beſonders gelichtet hat, iſt die Austreibung der Moriskos. Sie iſt bekannt. Ich will nur beiſpielsweiſe der Beſchreibungen erwähnen, welche der valenzianiſche Chroniſt Eskolano, ein Zeitgenoſſe jener Ereigniſſe, von dem Meſſerkriege macht, in welchem die Bevölkerung Valenzia's glaubenstoll ſich untereinander vernichtete, und von den Schlachten, welche der Staat gegen ſeine eigenen gehorſamen, aber andersgläubigen Unterthanen lieferte. Eskolano, als guter Katholik jener Zeit, ſchildert jene Kämpfe in der ganzen Verdienſtlichkeit ihres Zweckes; er preiſt den Eifer, mit welchem die Geiſtlichen damals ſelbſt das Geld der Kirche nicht ſparten, um den ungläubigen Müttern ihre Kinder um deren Seele willen abzukaufen, und wie ſie den Verſtockten ſogar mit Gefahr des eigenen Lebens die Kinder des Nachts entwendeten. Nach jahrelanger Verfolgung war die ungläubige Bevölkerung ſchon um $\frac{2}{3}$ geſchwunden, als ihre letzten Reſte aus Spanien flohen. Im Jahre 1610, giebt Eskolano an, hätten allein in dem Hafen von Grao 150,000 Moriskos ſich eingeſchifft. Er ſchätzt die Geſammtzahl der aus Spanien ausgewanderten auf etliche 900,000. Auf 3 Millionen Menſchen läßt ſich, nach ihm, der Verluſt durch Ausrottung oder Auswanderung anſchlagen, welchen jenes Reich durch die Eine Maßregel erlitt, und es war ſeine beſte Arbeits-

kraft, die es verlor. Denn der Fleiß der Mohren iſt bis heute berühmt geblieben.

Immer noch hat Spanien auf einem großen Theile ſeines Gebietes höchſt fleißige Bewohner (die Basken z. B.), obgleich die ſorgloſen Andaluſier daran Schuld ſind, daß die Spanier im Allgemeinen nicht im Rufe der Arbeitſamkeit ſtehen. Allein wenn es zu geſchehen pflegt, daß dasjenige, was in der Nähe bei einem Theile bemerklich iſt, in der Ferne leicht auf das Ganze bezogen wird, ſo muß man ſich nirgends mehr hüten, hierbei in Irrthum zu gerathen, als in Spanien. Denn nirgends mag der Unterſchied im Charakter der einzelnen Volkstheile größer ſein. Schon der Unterſchied des Klima's im Süden und im Norden der Halbinſel, an der See und im innern Hochlande läßt dies erwarten; dann aber ſind bei keinem Volke die Beſtandtheile, aus welchen es hervorgegangen iſt, vielfältiger und verſchiedener. Denn welches Blut finden wir ſonſt in Europa gemiſcht? Hier Germanen und Slaven, dort Germanen und Romanen, hier und dort Germanen, Romanen und Celten; und in einem Winkel iſt noch helleniſches Blut. (Die anderen Stämme, eingewandert aus den Steppen Aſiens, blieben für ſich geſondert.) Auf der pyrenäiſchen Halbinſel dagegen müſſen ſchon im Alterthume die Anſiedler aus Aegypten, Phö-

nizien, Griechenland neben den alten Iberern und Vaskonen genannt werden, und zu den romaniſchen und germaniſchen Elementen treten die Araber, die vornehmſten unter den Semiten, und ihre unreineren mit hamitiſchem Blute gemiſchten Glaubensgenoſſen aus den Thälern des Atlas hinzu. Alle dieſe Stämme haben ſich in Spanien in verſchiedenen Verhältniſſen gemiſcht und machen dadurch eine richtige genaue Charakteriſtik der Bevölkerung im Allgemeinen nicht rathſam.

Nur das läßt ſich dreiſt von den Spaniern im Ganzen behaupten und ich möchte es noch beſonders hervorheben, daß ſie ein urtüchtiges und urkräftiges Volk bilden, und wenn ich anfänglich ihre falſchen Meinungen und ihre Thorheit anklagte, den Ruin des Landes gewaltſam herbeigeführt zu haben, ſo fällt, wie ich dies meinte, die Schuld weniger auf das Volk in ſeiner leicht geleiteten Menge, als auf das Syſtem, von welchem die Leitung des Staates Jahrhunderte lang abhing. Es war nach dieſem Syſtem unter Anderem möglich, daß noch im Jahre 1820 etwa ein Fünftheil des ganzen Reiches den Grundbeſitz in der todten Hand der Kirche bildete. Dies Syſtem iſt gefallen. Die Zeit der Bürgerkriege, in welchen es unterlag, welche in den letzten Jahrzehnten die Uebel auf ihre Spitze trieben, ſcheint glücklich überſtanden. Eine freiſinnige Leitung des Staates gewinnt unter

Isabella's II. wohlwollendem Scepter an Dauer und Festigkeit. Hoffen wir auf ein glückliches Fortschreiten der Volksbildung, auf welche nun eifrig Bedacht genommen wird. Es werden dann solche verzweifelte Vorschläge, wie die des Don Vallejo, nicht mehr gemacht werden, welcher meint, man solle die Randgebirge der Hochebenen durchbrechen, damit die Regenwolken durch diese Oeffnungen ins innere Land hinein ziehen könnten; und man solle Hochöfen in den großen Flußthälern anlegen, damit Luft verzehrt und Zug erzeugt werde, welcher die feuchten Seewinde thalaufwärts in's Land locke. Dann wird die Wiederkehr des alten Segens in Hesperien mit der Arbeit der Jahre von selber wieder möglich werden*) und das alte

---

*) Preise landwirthschaftlicher Erzeugnisse in verschiedenen Jahrhunderten.

Ich entnehme dem im Vorigen angeführten alten Werke des Herrera folgende Preisangaben:

Im Anfang des vierzehnten Jahrhunderts kostete:

1 fanega Weizen 2½ Meravedi.
1 Ochse oder Kuh 40 "
1 Schaaf . . 2—4 "

Ein Jahrhundert später stellte im Jahre 1406 König Henrique von Castilien gesetzliche Zwangspreise für alle Gegenstände des damaligen Verkehrs auf. Er hoffte dadurch einer bisher immer fortschreitenden Vertheuerung aller Lebensbedürfnisse Einhalt zu thun. Dieser merkwürdige Tarif setzte im Einzelnen folgende Preise fest:

Reich der Weſtgothen, in welchem noch mehr germaniſches Blut im Kreislauf iſt, in welchem noch mehr dem

---

1 fanega	Weizen	15 Maravedi.
1 "	Gerſte	10 "
1 "	Roggen	12 "
1 "	Hafer	6 "
1 Ochſe	von der Guadiana .	200 "
1 "	aus anderer Gegend	180 "
1 Pfund	Kuhfleiſch . . .	1 "
1 "	Hammelfleiſch . .	2 "
1 "	Schweinefleiſch . .	3 "
1 junger	Hahn	2 "
1	Huhn	4 "
1	Taube	2 "
1	Felshuhn	5 "
1	Gans	6 "
1	Kaninchen	2 "
1	Spanferkel	8 "
1 Pfund	Oel	2 "
1 "	Butter	3 "
1 "	Wachs	8 "
1 vara	Brüſſeler Tuch . .	50 "
1 "	Scharlach von Gent	60 "
1 "	" " Ypern	110 "
1000	Ziegeln	60 "
1000	Backſteine	50 "
1 Paar	Maroquin Halbſtiefel	40 "

Taglohn (Arbeitszeit von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang) für 1 Arbeiter 3 Maravedi.
für 1 Arbeiterin 2 "
(Sie mußten ſich ſelbſt ernähren.)

deutſchen engverwandter Sinn in den Volksſtämmen lebt, als wir in unſerem fernen Norden häufig wähnen, wird die Blüthe einer neuen Macht treiben, welche uns nur wünſchenswerth ſein kann, weil ihre Intereſſen mit unſeren deutſchen gemeinſam ſein werden.

---

1 ſtändiger Knecht (des Jahrs) 100 Maravedi.
1 Magd . . . . . 50 "
1 alte Magd (!) . . . . 40 "

Im Jahre 1539 iſt der Preis des Weizens nach Herrera's Angaben geweſen:

1 fanega . . . . 7 Realen 2 Maravedi.

Im Jahre 1598 dagegen koſtete:

1 fanega Weizen . 37 Realen (1 ducada).

NB. 1 Real = 34 Maravedi
= 7½ Kreuzer rh.
1 fanega = 1 berliner Scheffel (nicht ganz genau).
1 vara = etwas mehr als 1¼ berliner Ellen.

III.

Madrid.

Vorzüglich iſt es in einem Lande die Hauptſtadt, welche den Reiſenden zu intereſſiren pflegt. Nicht ſo Madrid. Es hat keine Vergangenheit und es fehlen ihm deren Denkmale. Es iſt eine neue Stadt; aber es entbehrt der Friſche, mit welcher das moderne Daſein reiz- und glanzvoll durch die ſonſtigen Mittelpunkte des heutigen Volkslebens ſtrömt. Die Gewerke ſind nicht rege; eine Fabrik iſt eine Merkwürdigkeit; der Handel beſchränkt ſich darauf, die nothwendigſten Gegenſtände herbeizuſchaffen. Madrid iſt lediglich der Sitz der Staatsgewalt und des caſtilianiſchen Adels. Früher, als dieſer Adel noch die ganze Eigenthümlichkeit ſeiner altſpaniſchen Sitten bewahrt hatte, konnte dem Beſucher Madrids die Welt neuer Anſchauungen, in die er eintrat, den unvergleichlichſten Erſatz bieten für dasjenige, was der Stadt als ſolcher an Intereſſe fehlt. Damals ſaßen die edlen Damen auf dem Boden und in ihren Gemächern befand ſich höchſtens ein einziger Stuhl für den Gemahl und

ihre Vorzimmer waren von den jungen Geſellſchafterinnen und von den Leibeigenen erfüllt. Die Männer dagegen erkannten z. B. den Grad ihrer Vornehmheit gegenſeitig an der Größe ihrer Brillen, ſo daß man ſich die ergötzliche Geſchichte erzählte, der ganze verſammelte Staatsrath ſei einmal faſt von Blindheit geſchlagen worden, weil er ſeine großen venetianiſchen Gläſer auf der Naſe gehabt hätte, während die Sonne ihre Strahlen in den Sitzungsſaal hineingeworfen. Die Gläſer ſeien nämlich ein verrätheriſches Geſchenk des aus irgend welchem Grunde erzürnten Dogen von Venedig und als Brenngläſer zugeſchliffen geweſen. Wenn auch alle dieſe Eigenthümlichkeiten einer vergangenen Zeit, wie ſie vorzüglich anziehend von Frau von Aunoi in ihren Briefen aus den Jahren 1679 und 1680 beſchrieben worden ſind, nicht mehr beſtehen, ſo iſt doch immer noch das geſellige Treiben das anziehendſte in Madrid. Dem Fremden namentlich kommt die Gewohnheit der Spanier und ſeiner Schönen, jeden Abend ſpazieren zu gehen, de pasear, zu Gute. Jedes kleinſte Städtchen im Lande hat ſeinen paseo, ſeine Alameda, wie Madrid ſeinen Prado, auf welchem jeden ſchönen Abend das ganze Hoflager luſtwandelt. Der Prado iſt eine gute Viertelſtunde lang und beſteht aus mehreren Baumreihen mit dazwiſchen nebeneinanderherlaufenden Fahr- und Fußwegen nebſt

Blumenanlagen und verſchiedenen Marmorgruppen. Er liegt am Ende der Stadt und ſeine gerade Linie trennt das Schloß Buen Retiro mit ſeinem Parke, die Gemäldegallerie und den botaniſchen Garten von derſelben. Der Grund und Boden des Prado gehört dem Herzog von Medina Celi, deſſen Palaſt nicht weitweg ſteht. Karl III., welcher den Prado anlegte, bezahlte 10 Maravedi jährlichen Pachtzins an den Herzog. Ich weiß nicht, ob der jetzige Eigenthümer etwa zu galant iſt, die Summe, im Belaufe von ungefähr 2 Kreuzern, von ſeiner Königin einzufordern.

Im Prado drängt ſich nun Alles zuſammen: Wagen an Wagen im Schritt hintereinander, in doppelter Reihe, die eine aufwärts, die andere abwärts fahrend, nicht die häßlichen verſchloſſenen Tartanas wie in Valenzia, lauter ſchöne offene Fuhrwerke, und darin die Señoras und die Señorita's in leichtem Putz. Die zarte, feine, blonde Marqueſa, wie ſie ſchon der Pinſel des Velasquez gemalt hat, oder die glühende ſchwarzäugige Gräfin, wie unſere Phantaſie ſie ſich vorſtellt. Der Fächer ſchwirrt auf und nieder, grüßt freundlich in die Ferne, deutet Sehnſucht, winkt Liebe, ſchlägt ſich ſchmollend zuſammen, je wie es das flüchtige Zeichen will. Und ein flüchtiger Reiter auf andaluſiſchem Rappen oder ein verborgenes Auge in der Menge erhaſcht die beweglichen Worte. Die Mantilla,

dieſer reizendſte Kopfputz, umgiebt das Haupt des ſchönen Weibes ohne es zu verhüllen. Nur ſieht man leider auch ſchon viele Frauenzimmer im Hut aus Paris. Er kleidet bei uns die Damen recht anſehbar; aber neben der Anmuth der Mantilla nimmt er ſich plump aus und verunziert im Vergleiche, ſo daß eine ſchönere Frau in ihm einer an ſich weniger ſchönen, die die Mantilla trägt, oft nachſteht. Möchten doch die Spanierinnen alle erkennen, was ſie verlieren, wenn ſie ausländiſche Tracht nachäffen! Ihre Königin giebt das allgemeinſter Befolgung würdige Beiſpiel. Sie erſcheint im Prado in einem von vier Maulthieren gezogenen Wagen in weißer Mantilla ſtets volksthümlich. — Neben den Wagen wogt die Menge der Fußgänger ebenfalls in einer auf- und einer abgehenden Reihe. Wer zur Genüge mit dem Strome trieb, drängt ſich zur Abwechſelung in die Reihen der Sitzenden ein. Dort läßt er ſich aqua helada! anbieten und ſchaut ſich die Bewegung oder ſeine plaudernden Nachbarinnen an, bis daß die Nacht ſie und ihn verſcheucht.

IV.

Die Stiergefechte.

Wir wohnten in der Straße de Alcala, der breiteſten in Madrid, wo ſich mehrere Miniſterien und das Muſeum befinden. Trotz ihrer Bedeutung ſah dieſe Straße von früh 10 bis Abends 6 Uhr ſehr öde aus. Die Juniſonne brannte draußen und ließ es den Madridern am behaglichſten in ihren mit Espartograsdecken zugehängten Zimmern ſein, in welchen die abgeſchwächte Helligkeit des Tages, welche in Spanien viel größer iſt als bei uns im Sommer, dem Auge ſehr wohl thut. Nur am Montag wird in Madrid und namentlich in der Straße de Alcala das Treiben einige Stunden früher rege. Der Montag iſt der regelmäßige Tag für die Stiergefechte, und der Weg zum Circus geht durch die Straße und vor das Thor de Alcala. Wenn es nicht eine gewiſſe Pflicht Jemandes, der in Spanien gereiſt iſt, wäre, von Stiergefechten zu erzählen, ſo würde ich dieſelben nicht beſchreiben, aus demſelben Grunde, weshalb ich überhaupt über Madrid möglichſt kurz bin. Sie ſind ſchon viel und hin-

reichend geſchildert. Auch bin ich nicht im Stande geweſen, die Leidenſchaft der ſogenannten afficionados zu begreifen, d. h. der Stiernarren, um bündig zu überſetzen, was einen regelmäßigen mit Leib und Seele für dieſe Schauſpiele eingenommenen Beſucher derſelben ausdrückt. Ich begreife wol, daß Menſchen gerne Blut fließen ſehen; unſere heutige Bildung iſt ein lächerlicher Einwand gegen die Tigergelüſte, welche erfahrungsmäßig bei unſerer Gattung möglich ſind; aber unbegreiflich iſt mir, daß immer dieſelbe Art und Weiſe des Hergangs ſie nicht abſtumpft und ihnen nicht langweilig wird. Ich bemerke noch beſonders, daß ich in den beiden Vorſtellungen, denen ich beiwohnte, nur ſehr wenige Frauenzimmer geſehen habe. Nachdem der betreffende Feſtordner das Zeichen zum Beginn gegeben und ſämmtliche Mitwirkende, die Stiere ausgenommen, in der Arena umgezogen ſind und die Zuſchauer begrüßt haben, tritt der erſte gehörnte Vierfüßler auf. Er iſt zuerſt verdutzt; er hat eine ſolche Menge und das Geſchrei, mit dem ſie ihn empfängt, noch nicht geſehen und gehört. Er ſieht rings um, bleibt in der Mitte des Kampfplatzes ſtehen, ſtampft den Boden, brüllt. Dann läuft er plötzlich weiter und bleibt wieder ſtehen. Er gewahrt den Picador auf ſeinem Pferde. Die rothe Binde, das Benehmen der Geſtalt ärgert ihn. Noch bleibt er ſtehen. Da hüpfen die Mozzos hinter ihren Verſtecken

hervor und ſchwingen ihre rothen Mäntel und necken und umlaufen ihn. Das bringt ihn in Zorn: er ſtürzt auf den einen, auf den anderen los, keinen kann er erfaſſen, ſie verſchwinden alle vor ſeinen Augen, ſei's hinter einen Verſchlag ſich bergend, ſei's hinter die Schranken, über welche ſie flink hinwegſpringen und vor denen er anhalten muß. Da gewahrt er wieder den Picador, der langſam umhertrabt. Nun geht's auf den los. Der Picador hat eine lange Lanze. Seine Geſchicklichkeit beſteht in dem Stoß, mit welchem er den anlaufenden Stier trifft und abwehrt. Der Lanze ſchneidiges Ende giebt dem Stier eine große Wunde, ſein Blut fließt, und ſich bäumend, als wolle er den Schmerz abſchütteln, tobt er umher und die Mozzos kommen wieder und ſpringen um ihn her. Er fährt wild und unſtät auf den einen oder den anderen los, endlich ſtürzt er ſich auf's neue auf den Picador. Dieſer begegnet ihm wieder mit der Lanze, aber ſie wehrt diesmal dem Anprall des wüthenden Thieres nicht. Es ſtößt auf Roß und Reiter und die dicken Hörner werden im Fleiſche des armen Pferdes unſichtbar; er wühlt ſie tiefer und tiefer und reißt und hebt, als wolle er das unglückliche Thier und ſeinen blutbeſpritzten Reiter emporſchleudern. Da ſtürzen beide zuſammen und der Stier macht ſich mit ſeinen bluttriefenden Hörnern los und läuft weiter. Während die Mozzos ihn beſchäftigen, wird

der Picador unter ſeiner Mähre hervorgezogen, und wenn er nicht ſo ſchlimm geſtürzt iſt, daß er in's Hospital oder der letzten Oelung gar entgegengetragen werden muß, ſo beſteigt er ein zweites Pferd, das ihm gebracht wird, und das blutige Spiel geht von Neuem an.

So tödtet ein Stier vier, fünf, ſechs Pferde und verſtümmelt oder tödtet vielleicht — wenn die Corrida glänzend iſt — ein oder zwei Picadores; dann kommt die Reihe des Garaus an ihn ſelbſt. Der Eſpada ſpielt dabei die Hauptrolle. Von ſeiner Geſchicklichkeit hängt der Werth der Vorſtellung hauptſächlich ab. Die Banderilleros leiten ſeinen Auftritt ein. Sie kommen mit buntbebänderten widerhakigen kleinen Spießen herbeigehüpft und ihre Kunſt beſteht darin, dieſelben, während ſie vor dem Stiere vorbeilaufen, ihm über ſeinen Kopf weg in den Hals zu ſtechen. Sie bleiben im Fleiſche hängen und ſteigern den Schmerz und die Wuth des Thieres, dem ſofort der Eſpada leichtfüßig entgegentritt. Er hat ein blankes Schwert und ein rothes Tuch, mit dem er das Thier auf ſich zu reizt. Er macht eine gefällige Seitenbewegung, wenn der Stier auf ihn zu ſtürzt und im Schuß nun vorbeirennt. Mit ſtolzer Ruhe wiederholt er dies Spiel, bis ſich der günſtige Augenblick zeigt. Den benutzt er raſch und bohrt den Degen bis zum Griffe in den zum Stoß geſenkten Nacken des Stieres vor ihm.

Das eben noch so gewaltige Thier stürzt zusammen und ist todt. Es war ein Meisterstoß, und von allen Sitzen stürmt rauschender Beifall. Ein Gespann buntbetroddelter Maulthiere galoppirt in den Kampfplatz und schleift die gefallenen Thiere — Pferde und Stier — hinaus; und ein zweiter Stier kommt herein. Der ähnliche Kampf, wie mit dem ersten, nur läuft eine Mähre mit heraushängenden Eingeweiden vielleicht länger im Kreise herum; vielleicht verendet der Stier, weniger gut getroffen, nicht so schnell.

Sechs, zwölf Stiere kommen so nacheinander vor; einige zwanzig Pferde werden getödtet. Dann naht die Nacht und das blutige Schauspiel ist für heute beendet.

Ich darf nicht von Madrid gesprochen haben und von seinem Museum schweigen. Es ist — ich wiederhole hier was Freiherr von Wolzogen (in seiner Reise nach Spanien) und andere vor mir geäußert haben — allein eine Reise nach Madrid werth.

V.

Nach Aranjuez.

Die Eisenbahn sollte mich heute nach Aranjuez führen. Ich konnte nun die Gegend überschauen, durch welche ich in der Nacht neulich hergekommen. Auch selbst um Madrid zieht sich nicht der kleinste Streifen Feld, welcher regeren Anbau verriethe. Das letzte Haus Madrids grenzt an die Einöde. Der kahle wellenförmig erhöhte Boden entbehrt des Wassers, welches der Hauptstadt sieben Meilen weit her aus der Sierra de Guadarama zugeführt wird. Der Canal de Isabel II., welcher das Uebel eines häufigen Wassermangels gehoben hat, ist im Juni 1858 vollendet und während meiner Anwesenheit feierlichst eingeweiht worden. Trotz seiner Lage in öder Gegend, gewährt Madrid den Kommenden oder Gehenden ein Bild voll Pracht, wie es wenige Hauptstädte bieten. Man muß den Augenblick wahrnehmen, wo die Bahn den Manzanares überschreitet. Der kleine Fluß windet sich hier in

seinem grünlichen Thale; vier oder fünf Ulmen stehen vereinzelt in seiner Nähe und gewähren einen Vordergrund von bestimmter Zeichnung, ohne den Mittelgrund im geringsten zu beschränken oder zu verdecken. Madrid bildet diesen Mittelgrund; in seiner ganzen Länge über die Hügelrücken, auf denen es sich erhebt, ausgebreitet, duftig ferne und doch so hell in der Gluth seiner südlichen Sonne. Es liegt auf dem blauen Grunde, welchen die Sierra de Guadarama bildet. Einzelne Schneeflecke, welche bis in den Sommer sichtbar sind, verrathen die Höhe der schönen Berglinie.

Eine kleine Stunde Fahrt und man hat das sommerliche Hoflager der Königin erreicht.

Wie eine Oase in der Wüste liegt Aranjuez in Castilien: mitten im öden baumlosen Lande eine kleine heimliche Waldung. Der Tajo fließt am Schlosse vorbei und sein Wasser, künstlich in die Baumanlagen der königlichen Gärten und der schattigen Alleen geleitet, bewirkt diesen Zauber. Und wie dankbar ist die Natur für die Sorgfalt. Hoch und herrlich stehen dort die Platanen und unsere Eichen und Buchen und Ulmen neben der feinblättrigen Sykomore und dem Baume der Liebe (arbol del amor) mit herzförmigem Blatte. Wenn man diesen Baumwuchs gesehen hat, beklagt man lebhafter das Land, welches fast überall so schattig und schön sein könnte.

Ein Abend in den kühlen und trauten Laubgängen, während die Sonne noch die Wipfel der hohen Bäume vergoldet und dann der Mond aufsteigt, um durch das dichte Geäste zu schimmern, vermag in dieser balsamischen Luft noch immer den Traum hervorzurufen, als kehrten die schönen Tage von Aranjuez vielleicht doch endlich wieder.

VI.

Toledo.

Toledo, deiner Schönheit Perlenmantel ist zerrissen, zerbrochen ist deine Krone, gestürzt der goldene Thron, den du deinen Königen einst erbautest; traurig und vergessen liegst du wie ihre Asche und die heiße Sonne deines Himmels weckt kein anderes Leben mehr, als das Leben der Erinnerungen, welche bei jedem Fußtritt auf deinen Steinen sich regen und erwachen. Wenn sich die abendlichen Schatten über die felsigen Uferhöhen legen,

zwiſchen denen der Tajo flüchtig hinrauſcht, wenn die blauen Tinten der Nacht aus den Windungen des tiefen Flußthales aufſteigen und den hellen Hügel maleriſch heben und einfaſſen, von welchem die Sonne mit ihren letzten vergoldenden Strahlen allein noch nicht gewichen iſt, auf welchen du, trümmerreiches Toledo, dich aufbauſt glanzvoll und ſtrahlend wie die Täuſchung des ſchönen Augenblickes, dann empfangen die Ruinen, die deine Mauern bergen, heiligere Weihe für den Beſchauer und gerne überdenkt er die Geſchichten, welche von den Tagen deiner Herrlichkeit erzählen und in die großen Abſchnitte der Geſchichte Spaniens häufig verflochten ſind.

Soll ich zuerſt das Toletum der Römer erwähnen? In der Vega zeigt man auf zwei oder drei Stücke Grundmauern, welche mit ironiſchem Worte Circo maximo genannt werden. Der Cirkus, welcher zur Zeit der Römerſtadt an dieſer Stelle geſtanden haben ſoll, iſt ſchon längſt in einem Kriege zerſtört worden, in welchem ein empörter mauriſcher Wali (Statthalter) von dem Kalifen von Cordoba darin eingeſchloſſen und vernichtet wurde. Einige Grabſteine ſind Alles, was die ganze Römerzeit außerdem hinterließ.

Toledo wurde die Hauptſtadt des ſpaniſchen Weſtgothenreiches. An dieſe Zeit erinnert draußen in der Vega die einſame Kirche der heiligen Leocadia, wenn auch das ur-

sprüngliche Gebäude, wie es König Sisebut im Jahre 618 aufführte, in arabischer Nachahmung umgebaut worden ist. In dieser Kirche hielt König Sisenant, wie Mariana berichtet, am 5. Dezember 684 das vierte toledanische Concil.

Auch die Mauern stehen noch heute, welche gothischen Erbauern zugeschrieben werden. Sie waren jedoch nicht im Stande ihre Stadt und den morsch gewordenen Thron der Receswinde zu bewahren. Die Großen unter den Gothen, die Ricos-Hombres, auf den Reichstagen zu Toledo machten die Gesetze, kürten ihre Könige nicht mehr im Gedanken an das Wohl des Ganzen, sondern nach den wechselnden Interessen der sich ändernden Mehrheiten. Ihre Führer erhielten die Krone, die ihnen nur so lange sicher blieb, bis die Stimmen und die Macht ihrer Gegner überwogen. Der Glanz des Purpurs war so verblichen, daß ihn die Mächtigen ausschlugen und daß im Jahre 672 die Wähler auf dem Reichstage zu Toledo keinen Abnehmer für den Scepter fanden, bis sie dem tapferen Wamba das Schwert auf die Brust setzten, um ihn zur Annahme der Krone zu zwingen. Da rief er denn aus: „Wenn ich freilich sterben muß, so will ich es lieber als König!“

Auf die Zeit des Untergangs der gothischen Herrschaft und zugleich auf eine urälteste Zeit bezieht sich die Sage

von der Höhle des Herkules und ſeinem verzauberten Schloſſe. Herkules ſoll einſt in Toledo geherrſcht haben. Dem Halbgotte war ohne Zweifel in der Höhle ein Tempel mit ſeinem Standbilde errichtet worden. Verſchloſſen und vergeſſen in der Zeit der Bekehrung zum Chriſtenthum, verrufen vielleicht als eine Stelle heidniſcher Götzendienerei, wurde die Höhle am Berge im oberſten Stadttheil ſpäter wieder erbrochen und die Sage will, daß es in den Tagen des letzten Gothenkönigs geſchehen ſei. Ein eiſernes Thor, mit zahlloſen Schlöſſern verhängt, ſperrte ſie damals und jeder Gothenkönig pflegte zu den vorhandenen noch ein neues eiſernes Schloß hinzuzufügen, um den Eingang immer feſter zu verſchließen. Es herrſchte ein allgemeiner Glaube, die Oeffnung der Höhle werde unheilvoll ſein. König Rodrigo war anderer Meinung. Er dachte, die verſchloſſenen Gemächer könnten die Schätze des Herkules enthalten. Seine Begierde, dieſe Schätze zu finden und zu beſitzen, führte ihn zu dem Entſchluß, in das Geheimniß einzudringen. Er befahl, die Verſchlüſſe zu erbrechen und betrat mit einigen Getreuen die geöffnete Grotte. Die Gothen kamen in ein ſchwarzes nächtiges Gewölbe; es war leer, nichts war zu entdecken, als eine andere tauſendfach verriegelte Thüre. Auch dieſe wurde geöffnet. Sie führte in einen zweiten mächtigen Saal, aus welchem ihnen beim Fackelſchein die rieſige Geſtalt

eines drohenden Erzbildes entgegenstarrte, den Arm erhoben, die Keule schwingend. Ein unterirdisches Wasser erfüllte den Raum mit dem Rauschen seines Falles. An einer der Wände erblickten die Gothen eine sonderbare Malerei, welche Reiter und andere kriegerische merkwürdige Gestalten mit Turbanen und fremdartiger weiter Kleidung darstellte. Unter der Malerei waren folgende Worte zu lesen: „Wann die Riegel erbrochen sein werden, wann dieser Palast, dieses Gemach geöffnet sein werden, wird, was hier abgebildet ist, an den Tag kommen, Männer, diesen Bildern ähnlich, werden erscheinen, und Spaniens Gebieter werden." König Rodrigo ward von dieser Verkündigung betroffen. Er ging und ließ die unheimlichen Räume noch fester verschließen, als zuvor. Allein das Gesehene ward darum nicht ungesehen und das Verhängniß nicht anders.

König Rodrigo suchte Zerstreuung und fand sie in den Armen Florinda's, der schönen Tochter des Grafen Julian. Er liebte sie seit dem Tage, wo er sie erspäht, als sie im Tajo baden ging an der Stelle, wo noch heute ein alter Thurm mit dem Namen los baños de la cava am Ufer steht. Er hatte Florinda ihrem Vater entführt, und der finstre Graf hatte Rache geschworen.

König Rodrigo vergnügte sich sorglos weiter zu Toledo, als plötzlich Teodemir vor ihn trat. Teodemir be-

fehligte ſeine Truppen an der Küſte Andaluſiens. Von dort her kam er herbeigeeilt mit den Worten: „Herr, feindliche Völker ſind von Afrika her eingefallen, ich weiß nicht, ob ſie vom Himmel oder von der Erde ſtammen, aber Widerſtand war mir mit den Meinen nicht möglich: eile mit Deiner ganzen Macht uns zu Hülfe!“ Rodrigo raffte ſich auf und ſeine ganze Macht zuſammen. Sie wurde in den drei blutigen Tagen am Guadalete vernichtet, er ſelbſt blieb todt auf dem Schlachtfeld und bald erhob ſich auf den Trümmern der zerſtörten Königsburg von Toledo der Palaſt der Statthalter des Kalifen. Die Weisſagung in dem herkuleiſchen Tempel hatte ſich erfüllt; unter den turbantragenden Eindringlingen war jedoch auch Graf Julian, der Rächer und Verräther, geweſen.

Er überlebte nicht lange den Verrath, womit er zur Vernichtung ſeines Volkes beigetragen hatte. Seine Wittwe wurde von dem arabiſchen Fürſten Galafer, welchem die Statthalterſchaft von Toledo zugefallen war, zur Frau genommen. Tapfer und kriegeriſch, waren die Sarazenen ſchon damals ein Volk von zugleich feinem Sinn und edler Bildungsfähigkeit. Galafer gehörte in jeder Beziehung zu den erſten ſeines Volkes. In der Vega del Rey, welche ſeit ihm dieſen Namen führen ſoll, legte er herrliche Gärten und Waſſerwerke an. Namentlich er-

zählt der arabiſche Geographe Abu Abdallah ben Abi Bekr Azzohri von zwei wunderbaren Teichen, welche der berühmte Aſtronom Azzarkal hergerichtet habe. Dieſe Teiche bildeten eine Uhr der Mondtage. Sie waren an jedem Neumond leer; an jedem folgenden Tage ſtieg das Waſſer in ihnen, das in verborgenen Leitungen aus dem Tajo herfloß, um $\frac{1}{7}$ des Rauminhalts eines Teiches, bis ſie jedesmal mit dem Vollmonde voll waren, dann fiel das Waſſer wieder um $\frac{1}{7}$ in jeden 24 Stunden, ebenſo wie es zugenommen; und dieſer künſtliche Bau war ſo weiſe berechnet, daß, mochte man auch aus den zwei Teichen willkürlich Waſſer ſchöpfen, dieſes jedesmal nachfloß und die Regelmäßigkeit des wunderſamen Uhrwerks nicht geſtört wurde.

Aber das Wunderſamſte in dieſen Gärten waren nicht dieſe Teiche, noch das herrliche Schloß, welches Galafer mittenhineinſtellte, Galiana war es, des Fürſten Tochter, die ſchöne Mohrin, die in dem Schloſſe wohnte. Ihre Mutter war die gothiſche Gräfin geweſen. Deshalb war ihr Buſen und Stirn weiß, wie Elfenbein; ihr Mund war wie Feuernelken, ihr Blick ein zündender Strahl; ſie ſchritt daher wie die Morgenröthe, vor welcher die Nebel entweichen und der Tag zu lachen beginnt.

Ebenſo berühmt wie die Reize Galiana's, war Bradamante durch ſeine rieſige Stärke. Er war Mohrenfürſt

zu Guadalajara. Leider war er oft nach Toledo herübergekommen und hatte Galiana geſehen und Liebe für ſie gefaßt. Galiana mochte den rohen Mohren nicht leiden; aber es war ein gewaltiger Mann und niemand mochte ihm den Zutritt zu ihr wehren. Er war um ſo zudringlicher, als er hoffte durch Ausdauer die Spröde zu überwinden. So verlebte Galiana qualvolle Tage in beſtändigem Bangen vor der Liebesgluth Bradamante's, welcher, wie die Ueberlieferung fabelt, ſelbſt einen unterirdiſchen Gang von Guadalajara bis Toledo angelegt haben ſollte, um Galianen ungeſehen mit ſeinem Erſcheinen überraſchen zu können. Es mochte wol einen jungen Recken, der damals auf Abenteuer zog, reizen, die ſchöne Mohrin von ihrem läſtigen Freier zu erlöſen, zumal wenn dieſer Recke ein kühner Frankenheld war, wie Karl, Pipin's Sohn. So kam denn auch Karl herbei und fordert den Bradamante heraus. Der Zweikampf beginnt; die Schwerdter klirren. Sie wollen nicht treffen und werden weggeworfen; die beiden Kämpen umfaſſen ſich Körper an Körper in gewaltigem Ringen, bis Bradamante, trotz ſeiner Rieſigkeit, vor dem nervigen Karl unterliegt. Karl ſchneidet ihm den Kopf ab und bringt ihn Galianen. Sie ſieht ſich von ihrem Quäler befreit und dankt dem jungen Frankenritter freudig für dieſes Glück. Sie iſt jetzt dem Ritter das ſeine ſchuldig, und ſeinem Verlangen willfah-

rend wird ſie ſeine chriſtliche Gemahlin. Karl nimmt die ſchöne Tochter Toledo's mit nach dem Rheine und macht ſie, nach ſeines Vaters Pipin's Tode, zur Königin der Franken.

Den Namen palacios de Galiana führen heute noch einige klägliche Gemäuer unweit des Tajoufers, der Erzählung, die an ihren Ort anknüpft, nicht mehr würdig.

Die Mohren haben etliche 370 Jahre über Toledo geherrſcht. Unter den Denkmälern ihrer Kunſt mag das älteſte ſein die winzige Moſchee, welche ſeitdem zur Ermita del Christo de la Luz umgetauft worden iſt und in deren viereckiger Halle die vier dicken Marmorſäulen, welche die arabiſchen Gewölbe tragen, den Einfluß der römiſchen Kunſt in der Anfangszeit der mauriſchen Entwickelung erkennen laſſen. Aeltere Gebäude ſind außerdem neben den casas de las Tornerías mit ihren arabiſchen Inſchriften und dem Temple, die heutige Kirche San Ramon mit ihrem leichten mauriſchen Thurme; dann die alte Puerta de Viſagra, über welcher im Jahre 838 das Haupt des empöreriſchen Statthalters Heſcham aufgeſteckt wurde, und welche unter Philipp II. (1575) zugemauert wurde.

Jünger und prächtiger iſt die Puerta del Sol, auf welche König San Fernando das Haupt des Bürgermeiſters Gonzalez aufſtecken ließ, weil er zwei Toledane-

rinnen ſchwer gekränkt hatte. Sie iſt noch heute ein Haupteingang der Stadt. Der Weg, welcher mich vom Bahnhof aus in dieſelbe führte, geht über die ſchöne Brücke von Alcántara und ihre drei Thore, welche noch theilweiſe aus jener Zeit herſtammen, aus welcher die feſten Zinnenmauern (ein weiterer Kranz, als die inneren gothiſchen Mauern) noch die heutige Stadt umſchließen, wie einſt das ſarazeniſche Toleitola.

Das ſchöne Toleitola war eines der feſteſten Bollwerke der Moslemen. Aber, wie ſie zugleich die Künſte des Friedens und die des Krieges pflegten, ſo war Toleitola nicht blos ein Waffenplatz, ſondern auch eine Wohnung für die Gelehrten Arabiens. Unter der Regierung Hixem's, Cordoba's weiſeſten Kalifen, konnte ein Ahmed ben Saïd, ein zweiter Mäzenas, ſeine Freude in den Verſammlungen der Gelehrten finden, welche in ſeinem Hauſe Gäſte waren. In reichen Sälen, wie die Trümmerſtücke in der Caſa de la Meſa an ſolche erinnern mögen, verſammelten ſich die wiſſenskundigen Gäſte oft bis zu vierzig an der Zahl. Nachdem der Vormittag dem einzelnen Nachdenken eines jeden für ſich gewidmet geweſen, vereinte ſie die Mahlzeit. Ahmed ben Saïd lud ſie dann ein, auf den Polſtern und Teppichen ſich niederzulaſſen und es wurde ein Reh, welches der Pfeil in den nahen Sierras erreicht hatte, verzehrt oder es machte

eine andere mit Oel fein zubereitete Speiſe den Anfang, dann wurde Saure-Milch aufgetragen, auch Schlagrahm und Butter fehlten ſelten. Wann endlich die köſtlichen ſaftigen Früchte aus der Huerta herumgereicht waren, dann überließen ſich die Männer den Geſprächen über das Wiſſen und die Kunſt. Der Witz übte ſich an den Fragen des Tages. Der greiſe Derwiſch blickte auf und las zwiſchen den Laubgewinden der Wände die Sprüche ab. Segen ſtand hier; dort: Allah iſt ewig; ſein iſt das Reich; und an einer anderen Wand: Allah, in Deiner Hand iſt Alles gut, denn Du biſt allmächtig. Und über dieſe oder andere Sprüche des Korans knüpften die ernſteren Männer tiefe Betrachtungen an. So verbrachten dieſe edlen Moslemen, wie ihre Schriftſteller erzählen, die Tage, wo der liebliche Knabe des Friedens im Schatten ihrer Moſcheen ſich lagerte.

Aber ſchon wieder nahte ein Abſchnitt der Geſchichte ſeiner Vollendung. Das große Kalifat von Cordoba zerfiel; ſchwache Fürſtenthümer traten an ſeine Stelle, und am 25. Mai 1085 flatterten die Banner der Caſtilianer auf den Bruſtwehren der Mohren und König Alfonſo kniete in der kleinen Moſchee gleich am Thore nieder, um Chriſto de la Luz für die Eroberung Toleitola's zu danken.

Die Moslemen hatten Duldung geübt und Chriſten wie Juden ruhig unter ihrer Herrſchaft wohnen laſſen.

Die damaligen Chriſten gaben ihnen in dieſer Tugend nichts nach, und, wie es ausführlich bei der Uebergabe bedungen worden, behielten die Moslemen ihre meiſten Moſcheen und blieben bei ihren Sitten. Und wie ihre Kunſt erſt ſpäter im Reiche von Granada ihre Blüthe vollendete, ſo entwickelte ſie ſich auch in Toledo unter chriſtlichem Scepter fort. Ihre ſchönſten Erzeugniſſe, welche hier erhalten ſind, wurden jedoch eigenthümlicher Weiſe nicht von Ulema's, ſondern von Rabbinern eingeweiht. Es ſind zwei ehemalige Synagogen.

Die Juden ſollen ſeit urälteſter Zeit in Toledo eine Gemeinde gebildet haben. Ihre Rabbiner mißbilligten, wie Tomayo de Vargas und andre ſpaniſche Geſchichtsſchreiber erzählen, die Tödtung Chriſti durch ihre Stammgenoſſen in Jeruſalem und zeigten dieſen ihre Meinung in einem Briefe vom 14. März 33 n. Chr. an. Es ſoll dieſe Erklärung den Toledaner Juden bis zu ihrer Vertreibung im Jahre 1492 eine begünſtigte Stellung verſchafft haben. Es wird erzählt, daß ſie ihre erſte Synagoge mit einem Kitt von Erde aus Jeruſalem aufbauten. Die Decke der an jener Stelle neu errichteten Synagoge, welche wir heute als ein Werk aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts bewundern, iſt aus Cedernholzgebälk. Zwei Reihen Hufeiſenbögen bilden ein Rechteck mit drei Schiffen. Der berühmte Judenverfolger Vicente

Ferrer weihte dies prächtige Bauwerk, nachdem es den Juden weggenommen war, zur Kirche Maria de la Blanca. Der Cardinal Siliceo verband im Jahre 1500 ein Nonnenkloſter mit der Kirche, welches beſonders zur Buße eingerichtet ſein ſollte. Eine unerläßliche Bedingung zum Eintritt in dies Kloſter war ein bisher leichtfertiger Lebenswandel. Es meldeten ſich daher ſehr wenig Novizen und das Kloſter ging wieder ein. Die Kirche hat leider am Ende des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang zur Kaſerne gedient und dadurch viel gelitten.

Wohlerhaltener, noch prächtiger durch Arabeskenreichthum und ebräiſche Inſchriften iſt die andere im Jahre 1366 erbaute Synagoge. Eine der Inſchriften ſagt: Schaut das Heiligthum, welches in Israel geweiht worden iſt, und das Haus, welches Samuel baute, und die Kanzel von Holz, um darauf die Schrift zu leſen und die Geſetze, welche Gott angeordnet und gegeben hat, um den Verſtand derjenigen zu erleuchten, welche die Vollkommenheit ſuchen. Samuel Levi, welcher damals die Synagoge durch den Baumeiſter Mair Abdeli aufführen ließ, war der Finanzminiſter Pedro's des Grauſamen von Caſtilien, eine Perſönlichkeit, welche einen ähnlichen Lebensweg hatte, wie in unſerer Geſchichte der bekannte württembergiſche Jude Süß Oppenheimer. Nach-

dem Samuel, ſtatt der Vollkommenheit, geſucht hatte Schätze auf Schätze zu häufen, ward er angeklagt und hingerichtet. Pedro hörte darum nicht auf der Juden Freund zu ſein. Er und ebenſo ſeine Nachfolger waren in beſtändiger Finanznoth; ſie brauchten Leute, welche die Kunſt beſaßen, Geld zu ſammeln, welches ſonſt niemand fand. Die Ebräer wußten immer noch den letzten Rath zu ſchaffen. Die ganze Finanzverwaltung kam dafür immer mehr in ihre Hände. Ihr Reichthum, ihre Bedeutung waren in ſtetem Zunehmen. Sie gelangten durch die Macht ihres Geldes bald zu einer thatſächlichen Herrſchaft, vor welcher das in demſelben Verhältniß verarmende Land erſchrak. Die im Jahre 1380 verſammelten Cortes von Caſtilien erkannten dieſen Zuſtand öffentlich an und beſtimmten, daß fernerhin kein Ebräer mehr eine hohe Palaſtſtelle bekleiden, noch Verwalter auf den Gütern der Geiſtlichkeit oder des Adels werden dürfe. Wie ich ſchon erwähnte, wurden die Juden ein Jahrhundert ſpäter, 1492, ganz aus Spanien vertrieben; Samuels prächtige Synagoge mit ihrem Gebälk aus Cedernholz wurde zur Kirche San Benito geweiht und dem Orden von Calatrava gegeben.

In der Nähe von San Benito ſteht einiges Gemäuer, man nennt es: Palacio de Villena. Der reiche Samuel Levi baute hier einſt ſein Haus über den mit ſeinen Schätzen

erfüllten Gewölben. Später bewohnte es der Marques von Villena, den seine Gelehrsamkeit in den Geruch eines spanischen Doctor Faust gebracht hat. So hat man denn auch nach seinem Tode seine Gestalt in einem mit feurigen Drachen bespannten Wagen über das Dach des Palastes hinwegfahren sehen.

Um nichts zu übergehen, was an die arabische Kunst erinnert, seien noch namentlich angeführt das sogenannte Taller del Moro, der Palacio de Don Diego, der Arco del Alcazar del Rey Don Pedro, das Colegio de Sta. Catalina, die Kirche Santiago del Arrabal, von deren schöner Kanzel die Tradition erzählt, Vicente Ferrer habe von da herab seine Judenpredigten gehalten; das Castillo de Cervantes, die Absíde de Sta. Fé, der Thurm der Kirche de la Concepcion, die Ruinen endlich von San Ajustin, wo, zum Untergang der königlichen Pracht dieses Ortes, einst die Schönheit Florindens von Rodrigo verborgen wurde. Denn hier stand die Königsburg der Gothen und an deren Stelle das neue Schloß der arabischen Wali's, beide wie das Kloster von San Ajustin ein Raub der Zeiten, ein gemeinschaftlicher Trümmerhaufen.

Ich weiß nicht, welche Kunst ich die schönere nennen soll, ob die arabische, ob die germanische. Wie sie in ihrem Ursprunge verwandt sind, haben sie sich auch auf der Stufe ihrer Vollendung wieder zusammengefunden.

Zeuge hievon San Juan de los Reyes und der Dom von Toledo.

Der Dom von Toledo, die Kirche des Primas von Caſtilien und Patriarchen von Indien, läßt den Reichthum erwarten, mit welchem ſie erfüllt iſt. Was ihr dagegen ſchadet, iſt die verſchiedene Arbeit der Jahrhunderte, deren jedes nach ſeinem Geſchmack an ihr baute und ſchmückte und flickte.

Schon in der Gothenzeit hatte hier ein Dom geſtanden, nach Einigen von Rekared, nach Anderen von Eugenius, Toledo's erſtem Biſchofe, erbaut. Dieſe Kirche wurde von den Arabern in ihre große Moſchee umgewandelt. Sie hielten daher beſonders darauf, daß ſie ihnen blieb, als ſie ſich 1085 an König Alfonſo übergaben. Alfonſo ernannte den Abt von Clüny, welcher bei ſeinem Heere geweſen, zum Erzbiſchof des wiedergewonnenen Toledo, und verließ die Stadt. Den neuen Erzbiſchof indeß wurmte es, daß der einſtige Dom der Gothen eine Moſchee bleiben ſollte. Er berieth ſich mit der Königin, die in Toledo geblieben. Beide kamen überein durch Liſt zu erreichen, was Alfonſo nie nachgeben würde. Sie weihten einige Handwerker in ihren Plan ein, und beſtellten ſie mit einer Schaar Geſellen zu beſtimmter nächtiger Stunde vor die große Moſchee der Moslemen. Sie wurde heimlich geöffnet; die Chriſten

ſchlichen ſich mit ihren Werkzeugen hinein, und als am Morgen die Ulema's zum Gebete nahten, war der Koran beſeitigt, die Symbole des Kreuzes ſahen ihnen, über Nacht aufgeſtellt, entgegen und der Erzbiſchof ſtand da und las ſeine Meſſe.

Große Aufregung unter den Mohren ob des entweihten Hauſes. Aber noch aufgeregter in ſeinem Zorne über den Bruch deſſen, was ſein heiliges Königswort zugeſagt hat, iſt der edle König Alfonſo. Er verſpricht den Abgeſandten der Mohren ſolch rächende Sühne an allen Chriſten Toledo's, an dem Erzbiſchof Bernardo, an der Königin Conſtanza, daß die Mohren ſelbſt, beredet von einem weiſen Alfaqui, um ewige Zwietracht in Toledo zu vermeiden, ſich mit den Chriſten in ihren Bitten um Schonung der Hinterliſtigen vereinen und der entweihten Moſchee für immer entſagen.

Auf dieſe Weiſe wurde die Stelle gewonnen, an welcher König San Fernando anſtatt des bisherigen arabiſchen Hauſes im Jahre 1226 den Grundſtein zu einer neuen Kirche legte, welche ihrer Beſtimmung, die vornehmſte in Caſtilien zn ſein, würdig werden ſollte.

Der Baumeiſter Pedro Perez begann den gewaltigen Bau, welcher erſt nach zwei und einem halben Jahrhundert vollendet wurde, und im Ganzen und Großen nach den Linien germaniſcher Kunſt entworfen und ausgeführt,

in den Verzierungen ſeiner einzelnen Theile den arabiſchen Geſchmack mit dem deutſchen zu unendlicher Schönheit vereinigt.

Vierhundert und vier Fuß lang, zweihundert und vier Fuß breit iſt die Fläche, über welcher die fünf Schiffe der Kirche ſich wölben, deren mittleres hundert und ſechzig Fuß hoch iſt. Die innere Ausſchmückung dieſer Hallen wurde namentlich durch den Cardinal Cisneros vollendet, unter welchem die großen Meiſter Francisco de Villalpando, Felipe de Borgogna und vor allen Alonſo de Berruguete ihre ſchönſten Werke ausführten. Dieſelben gehören der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts an, der Zeit des neuitalieniſchen Styles. Der hohe und niedere Chor insbeſondere verdanken dieſen Künſtlern ihre Pracht. Villalpando ſchuf das Gitterwerk; alle Holzſchnitzereien, namentlich die ein und ſechzig Chorſtühle der silleria alta und die funfzig Sitze der silleria baja, ſind von Borgogna und Berruguete. Ich laſſe die Namen dieſer Männer Bürge ſein für die Schönheit ihrer Werke und enthalte mich der eingehenden Beſchreibung, um nicht bei einem Orte zu lange zu verweilen, an welchem ich noch anderes Intereſſante nicht unerwähnt laſſen darf.

Mendoza's Sarkophag wird namentlich Jedem in der Niſche der einen Seitenwand am Hochaltare in die Augen fallen. Der große Cardinal von Spanien hatte es in

ſeinem letzten Willen ſich erbeten, an dieſer Stelle zu ruhen. Aber er hätte ſeinem Wunſche gewiß lieber entſagt, wenn er gewußt hätte, daß deshalb die ganze eine Wand zerſtört werden würde, und daß anſtatt der ſchönen altdeutſchen Form, wie ſie bis heute die Wand an der anderen Seite des Hochaltars bewahrt hat, der hier ganz unpaſſende neuitalieniſche Styl zur Anwendung kommen würde.

Sehr eigenthümlich iſt unter den Kapellen des Domes die von Santiago. Sie iſt die Grabkapelle Alvar de Luna's und ſeiner Gemahlin Juana Pimentel. Schon am Aeußeren des Domes läßt ſie ſich erkennen durch die Zinnenmauern und Thürmchen. Es ſieht aus, als ſei eine kleine Burg an den Dom angebaut. Der mächtige Connetabel von Caſtilien ließ ſich hier einſt ſein Grabmal ſelber aufführen, in welchem er dennoch nicht ruhen ſollte. Denn König Juan II., mit welchem er als Knabe geſpielt, welcher ihm die Neigung, die Freundſchaft, die er als Jüngling zu ihm gefaßt, dreißig Jahre lang erhalten, ihm dreißig Jahre die Herrſchaft Caſtiliens, welche ihn beſchwerte, anvertraut und tauſend Ränken der Neider Luna's nicht geglaubt hatte, König Juan öffnete, nach dreißig Jahren der Freundſchaft, den Verläumdern Luna's ſein Ohr. Der mächtige Mann, der ein Menſchenalter hindurch die Geſchicke des Reiches in Händen gehabt, reichte

im Juli 1453 vom Schaffot herab seinem jungen Freunde Morales den vom Finger gezogenen Ring mit den Worten: „Nimm, Freund, dies Angedenken, schon habe ich kein anderes mehr zu verschenken", und wurde auf dem Platze von Toledo enthauptet.

Isabella die Große begriff das Unrecht ihres königlichen Ahnherrn. Sie ließ an der Stelle des zerstörten Denkmals Luna's die Kapelle aufführen, wie wir sie noch heute sehen und in welcher Don Alvaro, der Großmeister von Santiago, der Connetabel von Castilien, durch sie wieder zu Ehren gebracht, ruht.

Unter den anderen Kapellen ist die von San Ildefonso noch besonders schön. Sie enthält die Grabdenkmäler mehrerer Erzbischöfe.

Man kann sie und die Kapelle von Santiago nicht betrachten, ohne des sogenannten Trasparente ansichtig zu werden, leider des Geschmacklosesten, des Lächerlichsten, was eine herrlich gebaute Kirche verunstalten kann. Es ist im Jahre 1732 ein großes Loch in die Wölbung des Domes gemacht worden zu dem Zwecke, daß die Hellung, welche dadurch in die Kirche hereinfällt, das Himmelslicht vorstelle, zu welchem eine Schaar heiliger Figuren, zwischen schweren Marmorsäulen und steinernen Wolken, wie in einem Thurm hinaufsteigt. Dies Machwerk und ferner ein h. Christoph, welcher in riesiger Größe auf

eine der Domwände gemalt worden iſt, ſind es vorzüglich, welche der ganzen Schönheit des Doms ſo ſehr ſchaden.

Zweier Kapellen muß ich noch gedenken, die eine unter dem unvollendeten, die andere unter dem einen ausgebauten Thurme des Domes, die eine durch ihre Schönheit, und namentlich ihre arabiſche Decke ausgezeichnet, die andere vorzüglich dadurch, daß ſie für den Gottesdienſt in gothiſchem Ritus beſtimmt iſt. Die eine iſt die Capilla de San Juan Bautiſta; die andere die Capilla muzarabe.

Das Breviarium Toledanum hatte die Ordnung des Gottesdienſtes im Gothenreiche enthalten; die Chriſten, welche unter der Herrſchaft des Halbmonds wohnen blieben, diejenigen, welche vor ihm in die Berge geflohen waren, hatten dieſe Ordnung beibehalten. Das Breviarium Toledanum galt in Caſtilien, als Alfonſo Toledo eroberte. Es war die Zeit, in welcher das Oberhaupt der Kirche in Rom die Macht ſeines geiſtlichen Geſetzes über die ganze Chriſtenheit ausdehnte. Der Papſt begehrte, daß die gothiſche Liturgie, wie es bereits im Jahr 1074 im Reiche von Aragon geſchehen war, der römiſchen auch in Caſtilien weiche. Der neue Erzbiſchof von Toledo, der früher Abt von Clüny geweſen, und die Königin Conſtancia waren auch hier gemeinſchaftlich, wie beim Diebſtahl der großen Moſchee, eifrig für das rö-

miſche Intereſſe bemüht. Das Volk jedoch wollte bei dem Brevier ſeiner Väter bleiben. König Alfonſo, im Zweifel, wohin er ſich neigen ſolle, beſchloß die Entſcheidung einem Gottesgericht anzuvertrauen. Noch im Jahre der Eroberung der Stadt ließ er dies Gericht auf dem großen Platze von Toledo anordnen. Die Probe ſollte doppelt gemacht werden; für welches Brevier ein zweifacher Sieg entſcheide, das ſolle gelten. Zuerſt kam der Zweikampf zwiſchen den Rittern, von welchen der eine für das gothiſche, der andere für das römiſche Geſetz ſtritten. Der Ritter für die gothiſche Satzung ſiegte. Und als zur zweiten Probe die beiden Breviere in ein brennendes Feuer geworfen wurden, fiel das toledaniſche Brevier unverſehrt wieder aus den Flammen, während das römiſche in denſelben liegen blieb und verbrannte. Das Gottesgericht hatte für die Wünſche des Volkes entſchieden; großer Jubel herrſchte unter ihm. Doch währte er nicht gar lange. Das mächtige Wort aus Rom, die eifrige Beredſamkeit des alten Clunienſers, die ewigen Bitten ſeiner Gemahlin, welche in dem unbedingten Gehorſam gegen den Papſt erzogen worden, die ganze rührige Partei des römiſchen Hofes ließen nicht ab auf den König zu wirken und zu drängen, bis ſich Alfonſo von der leitenden Idee des Zeitgeiſtes dahin führen ließ, gegen das Gottesurtheil die römiſche Liturgie einzuführen und den Papſt als unumſchränkten Herrn

und Richter auch der ſpaniſchen Kirche ſchalten zu laſſen. Nur dazu konnte König Alfonſo nicht bewogen werden, den neuen Ritus zwangsweiſe durchzuführen. Es wollten namentlich die Toledaner dem Breviarium Toledanum treu bleiben, und ſie blieben es noch zum Theil bis heute. Unter den dreizehn Pfarreien, in welche die Bevölkerung der Stadt eingetheilt iſt, gehören vier dem gothiſchen oder muzarabiſchen Ritus noch gegenwärtig an. Auch auf dem Lande in der Umgegend leben zahlreiche Anhänger dieſes Ritus. Sie beſitzen jedoch, außer der Capilla muzarabe im Dome, keine andere Kirche. Der edle Cardinal und Erzbiſchof Cisneros ließ die Kapelle in der erſten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts aufbauen und die alte gothiſche Liturgie, deren Sprache aufgehört hatte verſtanden zu werden, überſetzen. Er hatte ſich dazu die Erlaubniß des Papſtes Julius II. ausgewirkt und kann auf dieſe Weiſe als der Erhalter dieſer geſchichtlich ſo intereſſanten weſtgothiſchen Weiſe des altchriſtlichen Gottesdienſtes betrachtet werden. Muzarabiſch wird er genannt, weil ſeine Anhänger ihn während der Zeit der arabiſchen Herrſchaft in Toledo aufrecht erhalten hatten.

Die Seitengebäude des Domes bergen nicht weniger Schätze, als ſeine große Halle. Ich darf ſie nicht alle übergehen.

Die Capilla de Reyes Nuevos bewahrt die ſterblichen

Reſte von Königen Caſtiliens. Hier ſtehen die Särge des Grafen von Trastamara und ſeiner Gemahlin; Trastamara's, des kühnen Baſtarden von Caſtilien, des Sohnes der ſchönen Leonor de Guzman. Es iſt eine blutige Zeit, an welche ſein Sarg erinnert, die Zeit Pedro des Grauſamen und der Verwüſtung Caſtiliens durch die Fehden ſeiner wilden Herren. Don Juan Alfonso, esta es Castilla, que hace los hombres y los gasta! (Das iſt Caſtilien, welches die Männer zeugt und ſie verſchwendet) antwortete damals in frechem Uebermuthe Fernandez Coronel dem Albuquerque, dem Kanzler Pedro's, als ihn dieſer in der Feſte Aquilar gefangen genommen und gefragt hatte, was es geweſen, das ihn zur Empörung gegen ſeinen König getrieben. Auch Trastamara war empört gegen ſeinen königlichen Halbbruder. Er hatte mindeſtens mehr Urſache dazu, als ein Fernandez in ſeiner Empörungsſucht. Pedro hatte alle ſeine Geſchwiſter getödtet; Pedro's Mutter hatte die ſeine, hatte die ſchöne Leonor de Guzman ermordet. Neunzehn Jahre lang währt der Bruderkrieg; der ſchwarze Prinz von England, der Ritter Bertrand dü Guesclin ſtreiten an ihren Seiten. Endlich ermordet Trastamara den Don Pedro und der Baſtard von Caſtilien wird des Reiches König Heinrich II.

Auch Heinrich's III. Grab iſt in der Kapelle, deſſen kraftvoller Scepter das entkräftete Reich wieder hob. Und

ſehr Noth that dies. Denn der junge König war einſtmals ſpät heimgekommen, ohne ein Nachtmahl vorzufinden. Auf ſeine Frage geſtand ihm der Schatzmeiſter, daß er keinen Maravedi noch Credit mehr beſitze und ihm nicht möglich geweſen, dem König ein Abendbrod zu ſchaffen. Der König ſoll an jenem Abend ſeinen eigenen Mantel für einen Hammel verſetzt haben. Denn die Güter der Krone waren in den früheren Kriegen alle verſchenkt, verpfändet oder entwendet. Heinrich III. hatte nichts mehr, als ſeine Inſignien. Das öffnete ihm die Augen und ließ ihn Rath finden. Es iſt denſelben Abend großes Bankett bei dem Erzbiſchof von Toledo in deſſen reichem Palaſte (es ſteht gegenwärtig ein neuerer an deſſen Stelle). Der Erzbiſchof und ſeine Freunde ſind diejenigen, welche der Krone meiſte Güter an ſich geriſſen haben. Die hochmüthigen Recken machen ſich untereinander luſtig beim erzbiſchöflichen Weine über ihren betrogenen König; einer rühmt ſich über den anderen ſeiner von der Krone erbeuteten Güter, einer will immer noch reicher ſein, als der andere. Niemand weiß, daß Enrique verkleidet und heimlich ihrer Rede lauſcht. Andern Tags heißt es, der König läge erkrankt. Die Herren haben die Pflicht zu kommen, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen. Er läßt ſie ſich alle verſammeln. Dann tritt er auf einmal gerüſtet unter ſie. Er fragt mit Ernſt, wie viele

Könige ſie geſehen hätten. Und der eine und der andere antwortet, wie er die Frage erfaßt, er habe unter zwei oder unter drei oder gar unter vier Königen gelebt und gedient. Da ruft Enrique laut, er habe ihrer geſtern zwanzig beim Erzbiſchof zuſammen geſehen. Sie ſeien es, die die königlichen Güter und Rechte aufzehrten. Die Recken ſehen ſich betroffen an und um. Sie erblicken den Saal mit Bewaffneten erfüllt und der Henker mit ſeinem Beil tritt hervor. Da mußten ſie wol um Gnade bitten und herausgeben, wie viel ein jeder ſich gerühmt hatte, in wirrer Zeit für ſich erbeutet zu haben.

Es ſtehen in der Halle noch andere königliche Särge, welche in der wilden Zeit des vierzehnten Jahrhunderts zugeſchloſſen wurden. Uebergehen wir dieſe Aſche: es winkt die Farbenpracht der Sala capitular.

Sie enthält die Gemälde der Erzbiſchöfe von Toledo; keiner fehlt. Alle die ernſten einſt im Reiche ſo mächtigen Kirchenfürſten hängen im Bilde nebeneinander wie ſie ſich im Leben einer den anderen abgelöſt haben. Etliche Köpfe ziehen das Auge des Beſchauers zum Verweilen an: ſie haben große Pläne entworfen; man überfliegt daneben die Zahl derer, welche nur die Zeiträume ausfüllten.

Die reiche in arabiſchem Geſchmack getäfelte Decke des Saales, das Werk des Diego Lopez de Arenas (um 1500), darf nicht unerwähnt bleiben.

Treten wir noch einmal in den Dom zurück, um die Virjen del Sagrario zu beſchauen. Es iſt ein aus Holz geſchnittenes Bild auf einem ſilbernen Sockel. Die Legende will, daß ſie ſich vom h. Lukas auf San Ildefonſo vererbt habe, dieſer habe ſie ſeiner Kirche in Toledo hinterlaſſen. Die Königin hatte, einige Tage vor meiner Anweſenheit in Toledo, die neue Eiſenbahn eröffnet und bei dieſer Feier die Virjen reich beſchenkt. Sie war die Stufen zu ihr hinaufgeſtiegen, hatte ihr die Füße geküßt, ihr eine Spange um den Arm und einen Schmuck um den Hals gehängt; ja ſie hatte dem neben ihr knieenden König-Gemahl die Bruſtnadel genommen, um auch dieſe noch den Zeichen ihrer Verehrung hinzuzufügen.

Die Niſche, in welcher die Virjen ſich befindet, läßt in den el Octavo genannten Saal hindurchblicken, in welchem all ihr Schmuck in großen Schränken aufbewahrt wird. Er beſteht aus Kronen, Spangen, Kreuzen von Gold und Edelſteinen, Juwelen aller Art. Am köſtlichſten iſt der Mantel der Virjen, welcher in einem anderen zur Sakriſtei gehörigen Saale aufbewahrt wird. Er iſt mit Edelſteinen und Perlen überſät; die Perlen allein ſollen 256 ſpaniſche Unzen wiegen. In dieſem Saale wird auch das Allerheiligſte gezeigt, ein Kunſtwerk in altdeutſchem Geſchmack, welches der Cardinal Cisneros von einem deutſchen Künſtler Heinrich von Arfe aus-

führen ließ und zu welchem 795 Mark Silber verwendet wurden. Es ist vergoldet: ein leichtes, feindurchbrochenes Säulengebilde. Soll ich jetzt noch einer werthvollen Asche erwähnen, welche in diesen Räumen aufbewahrt wird, der Asche der kühnen Gothenkönige Wamba und Receswind, und des Schwerts Alfonso's VI., welches einst Toledo eroberte?

Ich verlasse die Sakristei und ihre verschiedenen Säle voller Schätze und Marmor und Oelgemälde, um einen Blick in den Kreuzgang des Domes zu werfen. In den gewaltigen Bogenhallen sind es da einige sonnige Wandgemälde (von Bayen und Maëlla), welche den Beschauer der heilig ernsten Schätze des Doms freundlich überraschen. Die Bogen des Kreuzgangs, sechs auf jeder Seite, haben eine Höhe von sechzig Fuß im Gewölbe, und jede Seite des Kreuzgangs ist hundert und sechs und achzig Fuß lang und sieben und zwanzig Fuß breit.

Als eine Merkwürdigkeit wird noch die große im vorigen Jahrhundert gegossene 34 Fuß im Umfang haltende Glocke im Thurme des Münsters betrachtet. Man kann seine Kraft daran versuchen, den Klöpfel an ihre Haube anzuschlagen; und für das Treppensteigen belohnt die Vogelschau auf Stadt und Vega.

Das Leuchten des Diamantes ist nicht mit vielen Worten zu beschreiben. Drum werde ich kurz sein über

San Juan de los Reyes, den Diamant der Schätze Toledo's; ja der Klosterhof von San Juan de los Reyes, erfüllt mit Bildsäulen, mit Schrift und köstlicher Ornamentik, mit den schlanken Bogen, deren schneeweißer Kalkstein, in den nahen Bergen gebrochen, den kunstvollen Hallen das Aussehen giebt, als wären die Jahrhunderte ihrer Dauer nur Jahrzehnte gewesen, der Klosterhof von San Juan de los Reyes mag der schönste sein, den es giebt.

Die heiligen Gebäude entstanden in germanischer Bauart, verschönt durch den maurischen Kunsteinfluß, in den ersten Jahren der Regierung Isabels und Fernando's. Die jungen Gatten hatten den Bau einer Kirche gelobt, wenn der Himmel ihre Liebe segnen, sie die Gefahren, die aus ihrer Verbindung ihren Thronen drohten, besiegen lassen wollte. Der Himmel hatte ihre Gebete erhört, und San Juan de los Reyes erhob sich in der ganzen Schönheit dankbarer Liebe. Der Sieg aber, welcher Isabellens Thron sicherte, war der über die Portugiesen und die Anhänger Juana Beltraneja's. La Beltraneja war die Tochter der Königin, ihrer Schwägerin, und des Ritters Beltran. König Enrique IV., ihr Bruder, hatte keine eigenen Kinder bekommen. Sie war seine Erbin. Enrique war ein schwacher König; er hatte Juana la Beltraneja für seine Tochter gelten lassen, er hatte sie

dann verſtoßen und für erbunfähig erklärt und hatte ſie in einer ſpäteren Laune von neuem wieder angenommen. Enrique war beherrſcht von dem ränkevollen Don Juan Pacheco, Großmeiſter von Santiago; Pacheco wirkte für den alten König von Portugal, welcher, lüſtern nach der caſtiliſchen Erbſchaft, um Iſabella freite. Iſabella war ſchön und blond und neunzehn Jahre alt; ſie mochte nicht an den grauen König von Portugal denken, ſie dachte an Fernando, der blond war, wie ſie, jung und feurig und von dem ſie wußte, daß er nach ihr verlange. Was ſollte Iſabella, die arme, beginnen? Von den Spähern Pacheco's bewacht, waren ihre königlichen Gemächer ihr faſt wie ein Gefängniß und die Ausſicht, die ſich ihr eröffnete, war ihr trauriger faſt, als der Tod. Ihr Bruder war von Pacheco überredet; ſchon hieß es, die Geſandten aus Portugal ſeien unterwegs, um ſie abzuholen. Und Enrique, ſo erfährt ſie auf einmal, hat dem Erzbiſchof von Lisboa auf die Hoſtie geſchworen, ſie dem König von Portugal mit oder ohne Gewalt zu vermählen. Sie entflieht aus Ocaña, wo ihr Bruder Hof hält. Sie weiß den Erzbiſchof von Toledo den Portugieſen abhold und vertraut ſich ihm an. Schnelle Entſcheidung iſt nun nöthig. Der Erzbiſchof iſt das Haupt der Freunde des Prinzen von Aragon und Iſabella — iſt dem ja nicht entgegen; allein, ſie iſt im dritten Grade verwandt mit

Fernando, ihr Gewiſſen ſträubt ſich gegen den Wunſch ihres Herzens. Der Erzbiſchof beruhigt ſie; er beſitzt bereits, wie er ihr ſagt, die Dispensbulle des Papſtes. Unterdeſſen gehen heimliche Boten nach Zaragoza, wo ſie Ferdinanden von der Lage Iſabels unterrichten. Fernando ſäumt keinen Augenblick. Aber Liſt thut noth, um ſich durch das von den Spähern und Dienſtleuten des Königs oder vielmehr der Partei Pacheco's und der Königin erfüllte Caſtilien hindurchzuſtehlen. Pero Nuñez Cabeza de Vaca, Ramon und Gaspar de Espes, Guillen Sanchez werden von Fernando in ſein Geheimniß gezogen. Die treuen Freunde verkleiden ſich als reiſende Kaufleute, Fernando geht als ihr Maulthiertreiber mit. Um Iſabels und ihrer Krone willen lohnt es ſich wol, ſtatt mit den goldenen Sporen eine Weile mit dem Geſchrei der mulateros einherzuziehen. Sie reiſen meiſtens bei Nacht. Endlich in der Nacht des 14. Oktober gelangen ſie glücklich nach Valladolid, wohin der Erzbiſchof Iſabellen heimlich gebracht hat. Fernando eilt in das Haus des Juan de Vivera. Da ſoll er ſie finden laut der Abrede, wenn auch ihr die Flucht gelänge. Und ſie war gelungen. Der Erzbiſchof empfängt ihn hocherfreut mit ſeinen Freunden, und führt ihn in das Gemach, wo Iſabella verborgen mit ihren Damen ſeiner harrt. Ese es, ese es (das iſt ſie, das iſt ſie) raunt ihm der muntere Gutierre de Cár-

denas auf die Prinzeſſin weiſend ſchalkhaft in's Ohr, und noch in derſelben Stunde führte ſie Fernando zum Altare. Der Erzbiſchof von Toledo zeigte damals, wie Zurita weiter mittheilt, eine falſche Dispensbulle vor; allein Iſabella mußte in gutem Glauben und bei ruhigem Gewiſſen ſein und der Augenblick war dringend; auch ertheilte der Papſt nachträglich die echte Bulle.

Als aber Enrique IV. geſtorben war, mußten Iſabel und Fernando erſt den ruhigen Beſitz der Krone Caſtiliens von der mit dem König von Portugal verbündeten Partei der Beltraneja erkämpfen. Ich habe dies oben angegeben.

Außen an der Kirche San Juan de los Reyes ſind die Ketten aufgehängt, welche, wie man ſich erzählt, bei der Eroberung Granada's vorgefunden wurden und den Mohren zum Feſſeln der chriſtlichen Gefangenen gedient hatten.

König Alfonſo VI. führte auf der Felſenhöhe an der Tajoſeite eine Burg auf, ein Zwinguri für die zahlreiche mauriſche Bevölkerung. Sie erweiterte ſich immer mehr zur Königsburg. Für Karl V. genügte ſie jedoch nicht mehr. Er liebte das ſtolze Toledo, wie der Adler ſeinen Horſt; er wollte darin auch einen ſtolzen Sitz zu eigen haben. Die Baumeiſter Alonſo de Covarrubias, Juan de Herrera, Luis de Vergara und Villalpando bauten

ihm den gewaltigen Alkazar, welcher 1551 vollendet wurde und deſſen Mauern noch ſtehen; auch tragen noch heute die korinthiſchen Säulen ihre ſtolzen Bogen und die kaiſerlichen Adler Germaniens mit ausgebreiteten Flügeln; aber Wetter und Wind fährt durch die hohlen Fenſter der Gallerieen. Das kaiſerliche Haus iſt zerſtört und ausgebrannt. Ueber die Stufen der großen Palaſttreppe, welche der Beherrſcher zweier Erdtheile einſt im Hochgefühle ſeiner Macht emporſtieg und wo er ausrief, hier, wie nirgends, fühle er, Kaiſer und König zu ſein, über dieſe Stufen leckte die Flamme empor, und die kaiſerlichen Gemächer folgten ſchon längſt dem Schickſal alles Menſchenwerks. Eine erſte Verwüſtung erlitten ſie durch die Portugieſen im ſpaniſchen Erbfolgekrieg; ſie wurden jedoch wieder hergeſtellt, bis daß am 15. Auguſt 1812 der ganze Palaſt auf den Grund niedergebrannt iſt.

An jenem Tage zog die Beſatzung der Truppen, welche für König Joſeph fochten, ab, um die Stadt vor den Spaniern zu räumen. Der Abzug hatte in dieſer Eile, wie er befohlen ward, nicht in den Berechnungen gelegen: ungeheure Vorräthe an Nahrungsmitteln aller Art, Getreide, hunderte von Schinken waren in den Räumen des Alkazar aufgeſpeichert. Es war ihre Fortſchaffung unmöglich. Sie mußten zurückgelaſſen werden und ſollten weder den Einwohnern, welche ſich immer feindlich er-

wiesen hatten, zu gute kommen, noch dem Feinde in die Hände fallen. So wurden sie denn im Hofe des Alkazar's zusammengeschichtet und angezündet. Der Brand leuchtete den am Abend abziehenden Truppen stundenweit ins Land hinein, ein großartiges Schauspiel von furchtbarer Wirkung. Denn der ganze Alkazar brannte mit nieder, ohne daß dies in der Absicht des Befehlshabers der abziehenden Besatzung gelegen hätte *). Die Spanier geben an, die Zerstörung des Alkazar's sei einer der Vandalismen, welche die Franzosen mit roher Wuth in ihrem schönen Vaterlande begangen haben. Es ist nach dem Erzählten sehr erklärlich, daß diese Meinung entstehen konnte, für welche die Kriegführung der, wie sie von sich sagt, an der Spitze der Civilisation einherschreitenden Nation bisher nur allzu viel Unterstützung in allen Landen geliefert hat, in welche sie eingefallen ist.

An die Zeit der Erbauung des großen Alkazar's erinnern in Toledo noch vorzüglich zwei Gebäude. Das Findelhaus de Santa Cruz, welches 1504 bis 1514 im neu-italienischen Style erbaut worden ist und dessen Portal Beachtung verdient; ferner das Hospital de Tavera.

---

*) S. Antheil der Herzogl. Nassauischen Truppen am Spanischen Kriege von 1808 bis 1814 von Generalmajor Hergenhahn, S. 142.

Es birgt das Grabdenkmal des Cardinals Tavera, das letzte Werk des Berruguete. Der Altmeiſter der ſpaniſchen Bildnerkunſt ſtarb 1561. Um dieſe Zeit ſank Toledo's Größe. Es hörte auf Hauptſtadt zu ſein. Heute iſt es allein bedeutend durch ſeine Denkmäler, durch das, was es geweſen, und nur die einzigen Werkſtätten, wo draußen in der Huerta die toledaniſche Klinge geſchmiedet wird, entſprechen dem alten Rufe, und liefern noch jetzt eine Waffe von weltberühmter Güte.

VII.

Rückreiſe und Abſchied von Spanien.

Ich habe den finſteren Escorial und manch anderen Ort von freundlicherer Anziehungskraft in den ſpaniſchen Landen nicht betreten. Meine Geſundheit nöthigte mich damals zur Flucht vor der Sommerſonne des Südens. Wie jedem wol, der in dieſem anziehenden Gebiete geſtreift hat, iſt darum auch mir der Gedanke an eine Wiederkehr ſchön geblieben.

Jetzt vertraute ich mich auf's neue dem Dampf und den Schienen an. Ich fuhr zurück nach Alikante, ſchiffte

mich hier ein und war, nachdem ich vier und zwanzig Stunden auf dem ſtattlichen Courir-Dampfboot El Madrid mit den leiſen Wehen der Seekrankheit gekämpft hatte, in Barzelona. Die Ueberfahrt von hier nach Marſeille iſt die ungünſtigſte im ganzen Mittelmeer: es iſt im Buſen von Lyon in einer ſtäten Aufregung ſeiner vielfach anprallenden Wellen. Schon deshalb zog ich den Landweg vor, und ich bereue es nicht.

Die Eiſenbahn von Barzelona nach Mataró war die erſte in Spanien. Sie war zu meiner Zeit bis Arenys de Mar weitergeführt. Ein ſchönerer Weg iſt nicht denkbar. Die Schienen laufen auf dem Seeſtrande hin: man ſieht durch das eine Fenſter auf das endloſe tiefblaue Meer, durch das andere auf die Thäler und Berge Cataloniens und ſeine regſamen Flecken, in welchen alte Thürme von den alten Zeiten und die neuen weißen Gebäude und Fabriken von der Thätigkeit der Gegenwart reden. Die Bahn wird bis Perpignan weiter gebaut.

In Arenys de Mar ſtieg ich zum letztenmale in einen ſpaniſchen Poſtwagen. Es ging zuerſt noch zwei Stunden längs des Meeres hin. Dann fuhren wir links ins Land hinein durch ein Gebiet von Hügeln und Niederwald. Die Pinien, die Johannisbrodbäume, die Korkeichen, welche hier in der Heimath eines köſtlichen Weines die Stopfen für ſeine Fäſſer und Flaſchen auf ihrem heimathlichſten

Boden liefern, begrüßten uns mit dem hier sonst so seltenen Grün der Bäume. Am Nachmittage kamen wir nach Gerona, die durch unzählige Belagerungen und ebenso viel muthige Vertheidigungen berühmte Hauptstadt des oberen Cataloniens. Sie liegt inmitten eines grünen Planes auf beiden Ufern des Ter. Wir hielten hier eine Viertelstunde, die mir gerade erlaubte, einen Blick in die alte schöne gothische Kirche mit ihrem schlanken pfeilartigen, doch unvollendeten Thurme zu werfen. Dann ging es wieder aus den engen Gassen des, wie mir schien, alterthümlich höchst interessanten Städtchens hinaus durch ein schönes Land und durch die Furten mehrerer Flüsse, welche von den Pyrenäen nach dem Meer laufen. Sie waren meist dem Austrocknen nahe, nur bei einem ging das Wasser den Thieren bis an den Bauch. Brücken giebt es keine. Wenn die Flüsse winterlich schwellen, werden die Reisenden in Kähnen übergesetzt und am jenseitigen Ufer von einem anderen Wagen aufgenommen.

Ich übernachtete in Figueras; seine Festung, auf der Höhe oberhalb der Stadt, hat militärischen Namen. Aber der Ort selbst ist abscheulich. Das Hauptverdienst seiner Bewohner ist der Schmuggel. Das Geschäft ist so vervollkommnet und sicher, daß die Gesellschaften zur Versicherung der Schmuggelwaaren, welche, ähnlich wie die Brandassecuranz- und Hagelversicherungsgesellschaften an

anderen Orten, hier bestehen, mit einer Prämie von 3 bis 4 Prozent zufrieden sind.

Schon fuhr ich endlich wieder den Pyrenäen entgegen. Die reiche mit Olivenhainen und Ortschaften übersäte Ebene des Lampurdan, das Meer in der fernen Bucht von Rosas empfingen meine letzten Grüße an Spanien. Zwischen den Bergen hinter dem Dorfe La Junquera verkündete die Felsenschanze Bellegarde das Gebiet der Franzosen. Wir betraten es zu Perthus, einem Oertchen, welches halb spanisch, halb französisch ist und seinen Namen vom Paß von Perthus hernimmt, welcher, hier die Pyrenäenwand günstig öffnend, schon von Hannibals Heeren überschritten worden sein soll. Er öffnete mir jetzt den Weg zurück in die — Heimath!

Maitagarri.

Ein baskiſches Märchen.

Digitized by Google

Das Horn von Anie, Ahunementi in der Sprache der Basken, ist in der Kette der Pyrenäen vom biskayischen Golfe aus die erste Spitze *), welche die Grenze des ewigen Schnees erreicht und die Natur des eisigen Hochgebirgs annimmt. Es erhebt sich als eine Felsenmark zwischen Navarra, Bearn und Euskarien (Baskenland) und gewinnt dadurch für die drei Völkerschaften an seinem Fuße eine besondere Bedeutung, zu welcher der Glaube von seiner Unersteigbarkeit noch hinzutrat. Hoch auf den obersten Graten, in welchen seine Felsen gipfeln, stand einst wundersam, so erzählt die euskarische Sage, vom blauen Eise umwallt, aus schimmernden Krystallen gebaut, das Schloß der Fee Maitagarri. Sie war der gute Geist der Thäler. Oftmals, wenn die Unholde des

*) Pic von Anie (Ainhi) 7615 Fuß hoch.

Gebirges einen Schabernack erſonnen oder gar ein größeres Uebel zuzufügen im Plane hatten, brach ihre Erſcheinung wie ein Sonnenſtrahl durch die Wolken und vertrieb die Kobolde. Sie fürchteten und flohen die Fee, wie das Böſe häufig vor dem Reinen zurückweicht, wenn es dies nicht faſſen kann und ihm unheimlich wird. An Maitagarri war nichts Unheimliches. Zwar konnte ſich niemand rühmen, ſie je in der Nähe erſchaut zu haben, aber aus der Ferne wollten ſchon manche ihrer anſichtig geworden ſein, und einer jugendlichen Reiterin reizende von himmelblauem Gewande umflatterte Geſtalt unterſchieden haben. Sie ritt alsdann auf dem Rücken eines flüchtigen Damhirſches den Ahunementi hinab ins Thal oder war auf dem Rückwege zu ihrem Schloſſe. Gern und häufig verließ ſie dieſes, um unter die Menſchen zu treten, um deren Sinn zu erlauſchen und um denen die es verdienten unverſehens eine Freude zuzuwenden. Daß ſie dabei immer unſichtbar oder unkenntlich blieb, galt den Leuten für eine Laune, weil es ihnen nicht einfiel, daß es vielleicht auch eine Vorſchrift des Feengeſetzes ſein könnte.

Die gute Fee war verehrt bei Groß und Klein; zumal aber beſchäftigte ſie die Phantaſie des jungen Hirtenvolkes, das auf den Weideplätzen um den Ahunementi ſeine Heerden trieb. Traun, es waren unter dieſen Hirten

junge Burſche, die ſelbſt vor den Augen einer Fee hätten Gnade finden können; denn es giebt wol noch heute keinen ſchöneren männlichen Volksſchlag in Europa, als die Basken, und ihr lebendiger freier Geiſt entſpricht dem edlen Weſen ihres Aeußern.

Luzaï war einer jener lockigen Burſche, die ich meine, deren junges Leben in der Erhabenheit der Natur kräftig aufgegangen war und die keine andre Luſt kannten, als bei der Hut ihrer Schaafe die Jagd auf Wölfe und Bären und Adler, oder auf das Izard*), die Gemſe der Pyrenäen, nicht zu verſäumen. Mitunter ging der eine oder der andere des Feiertages in eines der Thäler, wo es ihn hin zog, wo er ſein Liebchen zum Tanze führen wollte. Luzaï gehörte nicht zu dieſen; es hatte ihm noch keine gefallen und er vielleicht auch noch keiner, was ich jedoch nicht behaupten will.

Denn während eines Morgens die Sonne eben mit ihren erſten Strahlen die Schneeſpitze des Ahunementi begrüßte und Luzaï im Gebirge noch ſchlafend dalag unter einer alten mächtigen mit grauen Flechten franzenartig behangenen Tanne, kam in aller Frühe ein Baskenmädchen, mit ſeiner Kapuze von rothem Tuch und ſchwarzſammtner

*) Die genannten Thiere, namentlich die Bären, halten ſich noch heute zahlreich in den Pyrenäen auf, und bieten Gelegenheit zu abenteuerreichen Jagden.

Bandeinfassung recht sonntäglich aussehend, auf einmal des Weges daher, ward des schlafenden Luzaï ansichtig und blieb stehen, weil sie den schalkhaften Einfall, den Langschläfer aufzuwecken, auf eine allerliebste Art auszuführen Lust bekam. Luzaï wachte nämlich in der festen Einbildung auf, ein Kuß habe ihn geweckt, und als er aufsprang, konnte er gerade noch die Enteilende hinter einem Felsstück verschwinden sehen. Er lief ihr nach und hatte sie bald aufgefunden. Er wollte sie nun eigentlich recht keck und neckisch zur Rede stellen; aber wie er ihr ins Antlitz schaute und daraus eine Schönheit wiederstrahlte, die so gebieterisch schön war und so zutraulich lieb, wie er noch von keiner geträumt, da erging es ihm wol wie dem, den heilige Liebe erfaßt, und was er allenfalls jeder anderen vorschwatzen, im Wortspiel hätte leichthin gestehen können, solche Worte brachte er nun nicht über die Lippen und vermochte nur zu fragen, wo sie denn herkomme?

Wo ich herkomme? wiederholte das Mädchen, und sang ihm zur weiteren Antwort in munterer Laune vor:

Von den Bergen stieg ich nieder,
Von den Bergen komm' ich her,
Wo die Sonne rosig wider-
Strahlt und gleißt vom Gletschermeer.

Wo vom Höhenkreis umſchloſſen
Nahe bei dem ew'gen Schnee
Und vom Eisbach raſch durchfloſſen
Wieſen ſind voll buntem Klee:

Dorten weid' ich meine Heerde
An Ainhi's Felſenwand,
Mir zu Füßen liegt die Erde,
Liegt das ſchöne Baskenland.

Er: Du reizende Fremde,
Willſt Du mich täuſchen?
Ich kenn' im Gebirge
Rundumher jeden
Und jede, Dich aber,
Dich ſah ich noch niemals.

Sie: Ich komme wol ſelten
Zum Thale hernieder;
Die Herrin erlaubt's nicht.

Er: Die Herrin? wer iſt dies?

Sie: Maitagarri!

Luzaï war von dieſer Erklärung im höchſten Grade überraſcht; denn wenn die Fee ſelber noch von niemandem geſehen worden war, ſo hatte man noch viel weniger je etwas von einer ſchönen Schäferin gehört, die ihr diene. Es mußte ihm dieſe auch ein Langes und Breites erzählen

und ihm ihr Verhältniß und wie ſie dazu gekommen, deutlich auseinanderſetzen, bis er endlich ausgefragt und ſich überzeugt hatte. Als er ſoweit war, war er aber auch noch viel weiter gekommen, indem er einer leidenſchaftlichen Bewegung ſeines Innern nachgab und ausrief:

Dann haſt Du der Herrin
Den Zauber entliehen,
Den Sinn zn berauſchen
Und feurige Gluth
Hinein in die Seele
Deſſen zu gießen,
Dem Du erſchienſt! —

Alltägliche Worte! — antwortete ihm jedoch das ſchöne Mädchen, —

Des Zaubers bedarf's nicht,
Damit ſie erſchallen,
Wo immer das Ohr nur
Gerngläubiger Mädchen
Geſchmeichelt darauf lauſcht.
Leb' wohl denn, Luzaï —

fügte ſie ganz ernſtlich hinzu, und wollte wirklich gehen. Aber Luzaï war raſch dabei ſie an der Hand zu faſſen und ſie mit einer gelinden Gewalt, der ſie auch willig nachgab, feſtzuhalten. Ob er ſie in dieſem Augenblicke ſchon wirklich d. h. dauerhaft innig liebte? Müſſige Frage! Sie war lieblich und hold, wie keine andere, und er mußte

den Augenblick benutzen, den kostbaren, der an dem Erwägen vorbeischleicht und den kein Hoffen mehr einholt. So erklärte er ihr denn sehr rasch, daß er sie nicht lasse, weil er sie liebe auf ewig! Er betheuerte dies mit so treuem redlichen Tone, daß die schöne Maid sich einer Rührung nicht erwehren konnte, ihm warm die Hand drückte und ihm schließlich sagte, daß sie seiner Sprache, wie der Regung seines Herzens glauben wolle, weil sich wol die Neigungen aus der Natur des Menschen ohne seiner Seele Willen ändern könnten, aber nicht die Aeußerungen der Gefühle, zu denen ein inniges Gemüth sich aufrichtig verpflichtet, und die nur mit der Oberherrschaft dieses Gemüths aufhören könnten zu herrschen. „Aber", setzte sie hinzu, und ihr ganzes Wesen nahm eine große schmerzliche Entschiedenheit an,

ich habe kein Herz
Und nimmer vermag ich
Die Deine zu werden!

Soll Deine Lippe —

antwortete ihr nicht minder schmerzlich Luzaï —

Jetzt schon verläugnen,
Was mir dein Auge
Eben verhieß?

Sie: Nichts will ich läugnen!
Ich gleiche den Mädchen,

Den anderen, nicht,
Wie ſie gewöhnlich
Sind und ſich zaghaft
Scheu'n zu geſtehen,
Welche Gefühle
Ihr Herz in ſich aufnahm.
Gerne vertrau' ich
Dir offen, Luzaï,
Daß ich mich oft ſchon
Freute, von ferne
Dich im Gebirge
Betrachten zu können.
Ich wußte, Du ſei'ſt
Ein kreuzbraver Burſche,
Drum ſchaut' ich auch doppelt
Gerne Dir nach.
Wenn nun in deinem
Herzen ſich Wünſche
Befinden, ſo nenne
Mir ſelbe. Ich will ſie
Der Herrin bezeichnen:
Sie wird ſie erfüllen,
Wenn ich ſie bitte.

Er: Nur Eines begehr' ich,
Entzückendes Mädchen,
Du ſelbſt biſt dies Eine!

Sie: Du mißverſtehſt mich,
Luzaï; ich ſagte

Schon einmal, mir fehle
Das Herz, und es iſt ſo.
Es hat mir die Fee es
Einſtmals genommen,
Als ſie in ihre
Dienſte mich aufnahm.
Sie mochte nicht haben,
Daß ich beſäße,
Was ſie ja entbehrt!

Und bei dieſen Worten wurde die Seltſame wiederholt ganz traurig, was man ihr in demſelben Augenblicke, wo ſie behauptete, kein Herz zu beſitzen, gar nicht zugetraut hätte. Aber ſie meinte nicht, unempfindlich überhaupt, ſondern nur unfähig für die Liebe zwiſchen irdiſchen Männern und Frauen zu ſein. Und dennoch beſaß ſie das reizendſte Körperweſen, wenigſtens in der Stunde, da ſie ſich mit Luzaï unterhielt! Es war ihm nicht zu verdenken, daß er, der heißblütige Baske, deſſen Liebesgluth mit jedem Augenblick ſich ſteigerte, bei dem Unglück, von der kleinen Zauberin unter dem Wechſel von Kälte und Freundlichkeit, mit allen ſeinen Anträgen abgewieſen zu werden, ſich wenigſtens erbat, ſie wiederſehen zu dürfen. Er bat ſo warm, daß es ihm von dem ſchönen Mädchen nicht länger verſagt werden konnte. Sie nahm eine kleine Blume von ihrer Bruſt und reichte ſie ihm mit dem Bedeuten, der Blume magiſche Kraft werde ihm alle Fährlichkeiten des

Weges ebnen, wenn er in der Stunde, in welcher der Mond aufgeht, beginne den Ahunementi zu besteigen. Auf seiner Höhe werde er ihre Hütte und sie selbst beim Anbruch des Tages auffinden.

Und wenn ich Dich fand, — rief da Luzaï überglücklich im Besitz der Blume, und seine Phantasie malte sich alle Bilder des Gebirges in den glänzenden Farben aus, mit welchen sie an einem jungen Morgen in die Seele des Glücklichen strahlen, —

Wenn ich Dich fand,
Theueres Mädchen!
Still auf der Aue
Sitzend vor deiner
Hütte, der kleinen
Niedlich aus Erde
Und Steinen gebauten,
Welche zum Schutze
Gegen die Stürme
An eine Wandung
Der Felsen sich anlehnt.
Es weiden die Schaafe
Vor deinen Augen
Die saftigen Gründe
Hinauf und hinunter,
Oder sie ruhen
Gelagert, die Köpfe
Unter die Schatten

Der Kanten und Ecken
Der Felsblöcke steckend,
Die sich zerstreut auf
Dem Rasen befinden.
Zu Deinen Füßen
Streckt sich gemächlich,
Der Deine Sorge
Und Wachsamkeit theilet,
Dein zottiger großer
Hund aus mit weißem
Braunfleckigem Felle.
Ich aber ich setze
Mich Dir an die Seite,
Und weil Du dein Strickzeug
Zur Hand hast, so nehm' ich
Auch mein's vor und beide
Stricken*) wir also
Zusammen und plaudern
Und singen dazu.
In weiter Rotunde
Der rosigen Höhen,
Vom heiligen Schweigen
Des Morgens umgeben,
Berührt kein anderer
Laut unser Ohr,
Als Rufe des Echo,

*) Noch heute überrascht es den Besucher der Pyrenäen die Hirten im einsamen Hochgebirg mit Stricken beschäftigt anzutreffen.

Unſeren eignen
Geſang und Frohſinn
Uns wiedererzählend. —
Doch während die Klänge
Von Bergen zu Bergen
Schweben im reinen
Aether getragen,
Beginnt es zu wogen
Rund um in den Thälern.
Dort ſind es die Düfte,
Die ſich verdichten,
Die ſich verſammeln,
Nebelſchichten,
Die in die Gründe
Sich niederlegen,
Und dann geſchwinde
Sich wieder bewegen,
Welche ſich theilen,
Oder verlängen,
Oder nach oben
Ziehen und eilen
Unten zerſtoben;
Bis jüngere Mengen
Entſteh'n und ſich drängen
Und hängen bleiben.
Und dichter und dichter
Bedecken ſie hier
Die Sohle der Thäler.
Dort werden ſie lichter
Wieder und ſchmäler

Im wallenden Treiben:
Bis ſie am Ziele
Der launigen Spiele
Zuſammenſtrömen.
Haſtig aus allen
Seiten und Weiten
Steigen in Streifen
Die einzelnen Ballen,
Ineinander
Zu gehn und zu greifen,
Zu größeren Schichten
Empor ſich zu richten;
Als wär' es ein Kreis
Der Atmoſphäre,
Welchen ein Wort,
Ein ſchaffendes, riefe,
Welchen die Tiefe
Auf einmal gebäre,
Entſteigen den Spalten
Der Erde, entfalten
Sich flockige Bilder
Und Schatten inmitten
Des Himmels des eben
Noch makellos reinen
Und jagen ſich wilder
Und haben im Streben
Sich zu vereinen,
Sich zu verbreiten
Nach jeglichen Seiten
Den Himmel durchſchritten:

Als wenn in dem Wirbel
Die Kraft sich erhöhte,
Als wenn's ein Alraune
Der Berge geböte,
Als wirke gewaltsam
Ein magischer Hebel,
Wächst unaufhaltsam
Die Herrschaft der Nebel
Und wächst bis das Licht
Im werdenden Reiche
Der Wolken erbleiche:
Daß hoch es sich hebe,
Steigt das Gewebe
Der schleirigen Düfte
Empor in die Lüfte.
Wie eine Insel
Aus wogender See
Streckt sich noch hehr
Ueber der Nebel
Wallendes Meer
Ein Gipfel mit Schnee.
Doch er verschwindet
Gleichfalls und nichts mehr,
Was Erde verkündet,
Ist sichtbar umher. —
Vor unseren Füßen
Aber hält inne
Das Steigen der Fluth;
Des Ahunementi
Gewaltige Zinne

Wie andere Lande
Zu überfließen
Iſt's nicht im Stande.
Ueber den Grenzen
Des Meers der Gewölke,
Die vor der Sonne
Schimmern und glänzen,
Unter des Himmels
Azurblau,
Unendliche Wonne!
Bin ich bei Dir!

Sie hatten ſich mittlerweile zuſammen hingeſetzt. Das ſchöne Mädchen hatte ihm zugehört und wurde jetzt darin unterbrochen durch einen heißen flüchtigen Kuß, den er ihr ſtahl, ehe ſie ſich deſſen verſehen konnte, und ehe er ihr Zeit ließ böſe zu werden ſprach er weiter:

Aber was wächſt dort
Am Himmel ein dunkler
Kreiſender Fleck jetzt
Deutlicher an?
Kannſt Du's erkennen?
Das iſt der Adler,
Der mit dem mächt'gen
Schlag ſeiner Flügel
Dem Winde vorauseilt.
Er ſchwebt jetzt gefährlich
Ueber den Lämmern.
Es gleicht ihm die Sorge,

Die über dem Haupte
Mir ſchwebt; denn ich ſitze
Dir ſelig zur Seite,
Doch für die Minute
Nur dauert mein Glück;
Und wenn es dann aus iſt,
Wenn Du mich fortſchickſt,
Wohin ſoll ich gehen?

Sie: Siehſt Du den Damhirſch
Dort eine Weile
Schon mit dem Kopfe
Mir winken und nicken?
Er ruft mich von dannen,
Wo ich nicht Recht
Gethan zu verziehen.
Verfolge nicht meine
Spur, wenn Du liebſt.

Und er ſchloß ſie noch einmal in ſeine Arme, ſie drückte ihm einen glühenden Kuß auf die Lippen und war ihm bald aus den Augen verloren.

Für Luzaï ſchien es eine Ewigkeit bis die Stunde kam, in welcher der Aufgang des Mondes ihm geſtattete, ſich auf den Weg zu machen, um den Ahunementi zu beſteigen, auf welchem das Schloß der Fee ſtand und wo er die Hütte ſeiner Geliebten finden ſollte.

Luzaï näherte ſich ſchon dem Gipfel, als es noch Nacht am Himmel war; aber auf dem Bergeskulme war

es nicht Nacht. Das Feenſchloß leuchtete. Darin war Maitagarri, die gute Fee, von der Luzaï's Schickſal abhängen ſollte; denn ſie mußte ja ſeiner Geliebten ein Herz wiedergeben.

Maitagarri ſaß in ihrem Schloſſe von Kryſtall einſam und weinte. Ihr Liebling, ihr Damhirſch, der ſie ſo oft auf ſeinem Rücken getragen, war todt. Sie war mit ihm am Tage zu Thal geritten und hatte ihn, nachdem ſie abgeſtiegen, um zu Fuße weiter zu gehen, wie gewöhnlich im Walde gelaſſen. Als ſie zu ihm zurückkehrte, trug er eine Wunde am Halſe. Sie glaubte zuerſt, ſie geheilt zu haben, weil ihr das treue Thier hatte bis nach Hauſe folgen können; aber dann brach es zuſammen. Ein feindlicher Kobold hatte es gethan; und ihre Zauberkraft wollte heute nicht ausreichen, um ihren Liebling zu retten. O, ſie wußte wol, woran dieſe Schwäche lag und weshalb der tückiſche Kobold im Stande geweſen, ihr Leid zuzufügen. Es war in dem Augenblick geſchehen, da ſie Luzaï umarmte; denn ſie ſelber war das ſchöne Mädchen, das mit dem Hirten ſcherzte, geweſen. Sie hatte die Geſetze, die ihr unterſagten, ſich mit der menſchlichen Geſtalt und Natur zu umkleiden, mißachtet und hatte ihrem Feinde die ſtrafende Macht über ſie ſelber in die Hände geſpielt.

Luzaï aber war unterdeſſen den Berg ſo weit herauf-

geklommen, daß ſeine Stimme durch die geöffneten Fenſter vernehmbar wurde, wenn er ſang:

*) Dieſe Bergesgipfel,
Die zu hoch mir ſind,
Laſſen mich nicht wiſſen,
Wo ich's Liebchen ſind',

Laſſen mich nicht ſchauen,
Wo mein Liebchen weilt,
Bin des Wegs Gefahren
Her umſonſt geeilt.

Aber endlich ſenken
Dieſe Höh'n ſich doch,
Und ich ſind' dann endlich
Die Geliebte noch!

Immer deutlicher klang die klare Stimme Luzaïs zum Ohr der Fee. Er mußte ſchon nahe gekommen ſein. Auch begann der Morgen bereits zu grauen. Sollte ſie nun den lockigen Schäfer irreführen, ſich ihm nicht zeigen und ihr Wort brechen; oder ſollte ſie noch mehr von der Kraft ihres Zaubers einbüßen und das Feengeſetz noch einmal verletzen? Sie ſtand nicht mehr allein unter dieſem Geſetz; ſie ſtand auch unter dem Geſetz der Liebe. Das

*) Heute beliebteſtes Volkslied der Bearner; Graf Phöbus von Bearn verfaßte es am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

iſt die Allgewalt der Liebe, daß ſie ſich einſchleichen mag auf welchem Weg ſie wolle, einmal in den inneren Kammern der Seele beherbergt, unvertreibbar nicht mehr entweicht, bis ſie wieder todt iſt. In Maitagarri war ſie friſch lebendig. Die Fee mochte den irdiſchen Leib abgeſchüttelt haben, die Liebe, die während deß ſich ihres weichen Seelenweſens bemächtigt, blieb wohnen. So öffnete ſich denn auf das Zeichen ihres Fingers das Thor des Schloſſes, und leitete eine unſichtbare Führung den lockigen Hirten in den ſchimmernden Saal, wo ihn der Glanz des Lichtes, wo ihn die ſtrahlende Schönheit der Fee, die in ſternebeſätem königlichen Kleide vor ihm ſtand, blendete. Aber ſo ſehr er auch verwirrt war, er erkannte doch die Geliebte und warf ſich ihr zu Füßen. Er wagte nicht gleich von ſeiner Liebe zu ſprechen; aber die freundlichen Augenſtrahlen (das Weinen war ja ſchon mit der Nacht vorüber) gaben ihm Muth, und er ließ die zarte Hand, die ihn aufhob, nicht wieder. Es laſſen ſich die Worte nicht alle langſam aneinanderreihen, welche Maitagarri und Luzaï nun mitſammen redeten; nur die, welche ſein Glück entſchieden, müſſen erwähnt ſein:

Entſagen iſt Liebe! — ſprach Maitagarri —
Ich folge dem Rufe
Des Herzens, des Schickſals,
Und ſage mich los

Von aller Gewalt
Des Zaubers, der kalten
Freudloſen Macht;
Den Sterblichen will ich,
Dir will ich gleich ſein,
Will lachen und weinen
Können und — lieben!

Da war des Zaubers helles Licht erloſchen, und der magiſche Palaſt verſunken; auf dem einſamen Ahunementi, auf einer kleinen grünen Matte umarmten ſich Maitagarri und Luzaï in glücklicher Liebe, während zwiſchen den Häuptern der Pyrenäen die Morgenſonne golden hervortrat.

Berichtigungen.

Seite 4 Zeile 3 ſtatt Hogiaz lies Hegiaz.
- 16 - 11 - ſeinen - ihren.
- 42 - 15 - letzteren - letzten.
- 117 - 4 - Maisbrod lies Maisbro..
- 123 - 4 - enſetzliche lies entſetzlic.e.
- 242 - 9 - Provenza lies Provenze.
- 242 - 15 - 1 Procent lies einige.
- 250 - 15 - Felshuhn lies Feldhuhn.

Gedruckt bei [illegible] in Berlin, Stallſchreiberſtr. 47.

Bayerische Staatsbibliothek München

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

C. D. L. von Arnim.

Reiſe nach Paris, Granada, Sevilla und Madrid.

Mit Titelbild. 8. geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

Julius von Minutoli.

Spanien und ſeine fortſchreitende Entwickelung.

Mit lithograph. Beilagen. Lex. 8. geh.
4 Thlr. 20 Sgr.

Julius Bacher.

Sophie Charlotte,
die philoſophiſche Königin.

Hiſtoriſcher Roman.

3 Bände. 8. geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Ein

Deutsches Reiterleben.

Erinnerungen eines alten Husaren-Officiers aus den Jahren 1802—1815.

Herausgegeben von

Julius von Wickede.

Erster Theil.

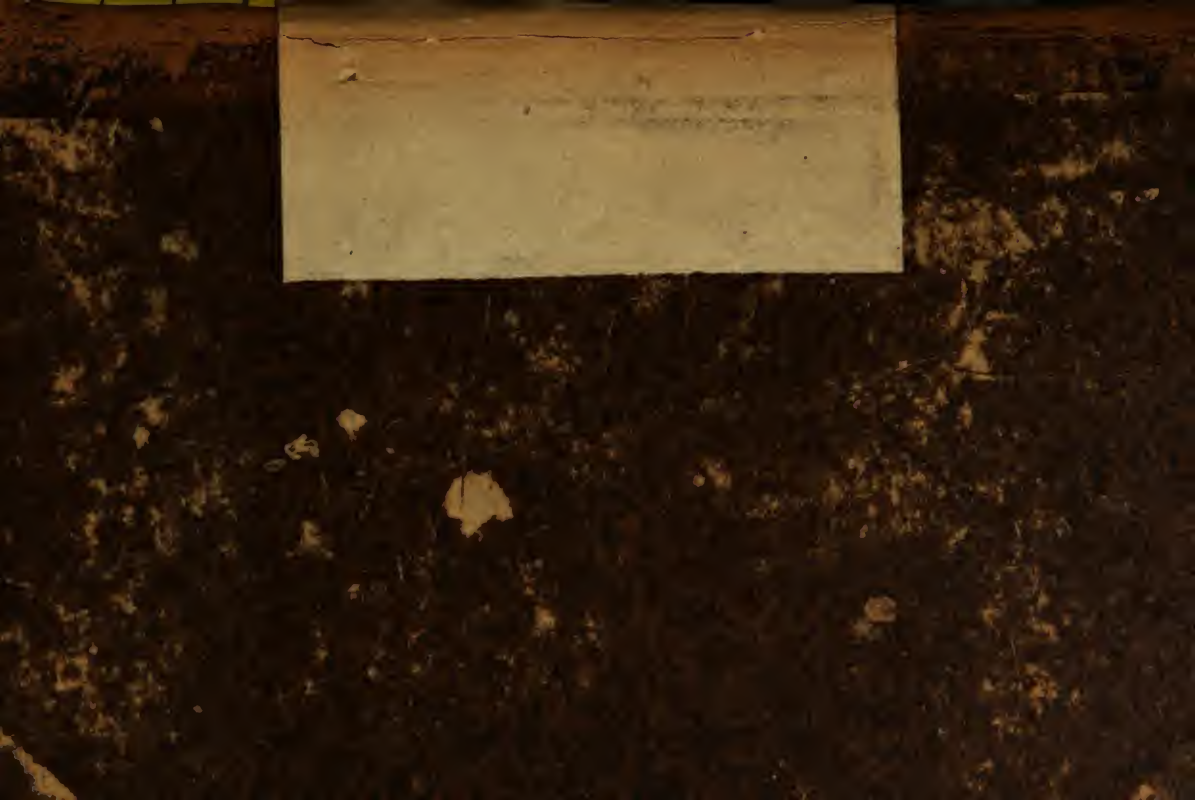
Landleben — Eintritt als Standartenjunker in das von Blücher'sche Husaren-Regiment — Feldzug von 1806 — Zug nach Mecklenburg — Capitulation von Lübeck — Flucht nach Ostpreußen — Kämpfe und Streifzüge daselbst.

8. elegant geheftet. 1 Thlr.

Zweiter Theil.

Reise in Rußland — Eintritt in das Corps des Majors von Schill — Zug desselben nach Stralsund — Eintritt in das Corps des Herzogs von Braunschweig-Oels — Zug nach Deutschland — Einschiffung nach England — Kämpfe in Spanien.

8. elegant geheftet. 1 Thlr.

Der reiche Inhalt dieser Erinnerungen — welche einen für Deutschlands Geschichte so überaus denkwürdigen Zeitabschnitt umfassen — wird von vornherein die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich lenken. Sein Interesse wird sich aber von Seite zu Seite steigern, wenn er den lebendigen Darstellungen des Autors durch die mannigfaltigsten und stets wechselnden Situationen folgt. Kein Roman dürfte im Stande sein, diese, der Wirklichkeit gewissenhaft nachgeschriebenen, Erlebnisse an Anziehungskraft zu übertreffen.

Der dritte Band ist unter der Presse.